This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

L RESEARCH LIBRARIES
33 08246990 3

Cop

NOT ANAL

KDM 10/3/33

Konstantinopel
und
St. Petersburg.
Der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben
von
H. von Reimers und F. Murhard.

Erster Band.

St. Petersburg und Penig
bey F. Dienemann und Compagnie.
1805

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
650833 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1933 L

20563-31

Feb. 9/32 DD.
Bd 1-2 (5 pts)
Gottschalk. 30 Jan 1733

An das Publikum.

Nach langen und großen Vorbereitungen ist man endlich im Stande, eine neue Zeitschrift beginnen zu lassen, die, wie man hofft, an Interesse und Mannigfaltigkeit des Inhalts, wenige ihres Gleichen haben wird. Man denkt dadurch mit der Zeit eine beträchtliche Lücke in der Literatur auszufüllen, und so nicht wenig dazu beizutragen, eine allgemeinere, genauere und bestimmtere Kenntniß des Orients und des Nordens unter uns zu verbreiten. Der Zweck und Inhalt, nebst den Erwartungen, wozu man berechtigt ist, sind durch öffentliche Ankündigungen hinlänglich bekannt gemacht worden; die Herausgeber fügen dazu hier nur die Versicherung, daß sie Alles, was in ihren Kräften steht, anwenden werden, der Monatsschrift die höchst mögliche Vollkommenheit zu schenken. In jedem Hefte wird für die Belehrung sowohl als für die Unterhaltung

der Leser auf gleiche Art gesorgt seyn, und, indem Wahrheiten und Thatsachen erörtert werden, wird man zugleich bemüht seyn, der feinern Welt eine nützliche und angenehme Lektüre darzureichen. Wer indessen die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens kennt, wird so billig seyn, nicht gleich von den ersten Stücken des Journals eine völlige Befriedigung seiner Wünsche zu erwarten: Alles kann nur nach und nach und mit der Zeit in der Welt geschehn. Man darf hingegen mit Sicherheit die gegründete Hoffnung hegen, die Zeitschrift werde durch ein mannigfaltiges Interesse des Inhalts immer mehr gefallen, je länger sie dauert und je weiter sie in der Zeit fortrückt.

Inhalt

An das Publikum.

I. Konstantinopel und St. Petersburg. Eine Parallele. . . . . Seite 1

II. Probestück aus dem noch ungedruckten St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts, mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz, unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraums. Vom Kollegienrath von Reimers . . . . . S. 11

α) Kaiserliche Eremitage zu St. Petersburg — 11

β) Die Zaluskische Bibliothek . . . — 29

III. Ansichten von Konstantinopel und dem Kaiserlichen Serail. Von Friedrich Murhard. . S. 35

IV. Ein paar Worte zur Berichtigung der irrigen Vorstellungen, die man sich gemeiniglich von den großen Steppen und Wüsten Asien's und Afrika's macht. . . . . S. 84

V. Stärke der Sinne und Geistesfähigkeiten bei den Mongolen, in unterhaltenden Anekdoten. S. 91

VI. Blicke auf Mahmuds-Tschiftik in den Environs von Konstantinopel, nebst Nachrichten von dem daselbst befindlichen, nach europäischer Art disziplinirten, türkischen Korps . . . . S. 104

VII. Einige zum Beweis, daß die Hunnen Mongolen waren . . . . . S. 117

VIII. Der Tod aus Liebe. Eine Erzählung. — 124

IX. Notizen aus Georgien.
(Auszug aus einem Brief von Tiflis.) — 139

X. Schreiben von Odessa . . . . — 146

XI. Reise einer deutschen Dame nach Rußland — 153

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

H. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erster Jahrgang 1805.

1. Heft

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, 8 — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zu Ergänzung verloren gegangener abgelassen und kosten 1 Thaler. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezalung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Auswahl
einiger vorzüglicher Verlagsartickel von
F. Dienemann und Comp.

H. von Reimers Reise der außerordentlichen russisch Kaiserl. Gesandschaft an die Othomannische Pforte. 3 Bände in Quart mit 6 Kupfern in gros folio einem Portrait und einer Charte. St. Petersburg auf kaiserliche Kosten. 16 thlr.

Gemälde von Konstantinopel von Fr. Murhard. 3 Bände mit 1 Kupfer in Folio und 2 in Quart. (Von diesem Werk wird jezt die 2te Auflage gedruckt.)

La divina Comedia di Dante Alighieri. 3 Vol. mit neuen Divotschen Schriften auf großes geglättetes Schweizer Papier in Quart und 1 Vol. mit 39 Umrissen zu der Hölle des Dante nach Flaxmann von Hummel in Querfolio, 25 Thlr.

I.

Konstantinopel und St. Petersburg.

Eine Parallele.

Im Osten und Norden Europa's strahlen gleich Sonnen am Firmament, das Auge blendend durch des Glanzes Pracht, die Seele mit Staunen erfüllend durch Größe und Majestät zwei Wunderstädte, beide Residenzen mächtiger Erdengötter, beide Metropolen von Reichen, von Kaiserreichen, unermeßlich an Umfang, reich an der Produkte unendlichen Zahl, berühmt durch Trümmer des Alterthums, durch Ruinen der fabelvollen Vorwelt, merkwürdig für alle andere Nationen durch ihre Lage, merkwürdiger noch für den Gelehrten, für den Politiker, für den Geschichtsforscher durch die Annalen vergangener Zeiten, deren Spuren sie den Sinnen enthüllen, durch die Ansicht der Gegenwart, die sie in so krausem Gemisch gewähren, durch fröhliche Aussichten

in die Zukunft, wodurch sie den Kosmopoliten festhalten.

Wer würde — hätte er auch die Ueberschrift nicht gelesen — einen Augenblick daran zweifeln, daß hier nur von Konstantinopel und St. Petersburg die Rede seyn könne? Sie können als die großen Repräsentanten des Orients und des Nordens angesehen werden und womit könnte darum eine diesen Himmelsgegenden geweihete Zeitschrift besser begonnen werden, als mit einer kurzen Parallele zwischen ihnen?

Beide Städte wurden von berühmten Erdherrschern gestiftet, deren Namen sie tragen und die beide in den Büchern der Menschengeschichte mit dem Titel der Großen prangen. Durch ihre Stiftung wurden die Sitze zweier der größten und mächtigsten Reiche des Erdenrundes verändert, die alten Hauptstädte derselben in neue verwandelt und aller Glanz der Monarchien, aller Prunk der Herrscher und ihrer Gefolge, alle Pracht der Throne, alle Produkte des Luxus, der Verschwendung, des Ueberflusses, der Ueppigkeit und des Reichthums nach diesen verlegt. Von der Gründung dieser beiden Residenzen heben neue Epochen, nicht allein für die beiden Reiche, mit denen sie unmittelbar in Beziehung standen, sondern auch für die ganze zivilisirte Welt an; Epochen wichtig durch große Begebenheiten, die

sie herbeiführten, wichtig durch merkwürdige Ereignisse für das Menschengeschlecht überhaupt, wichtig durch die Folgen, welche die Umstände schufen.

Konstantin der große rief aus den Trümmern des alten Byzanz das stolze Konstantinopel hervor und indem er das alte prächtige Rom der Ehre beraubte, den Imperator länger innerhalb seiner Mauern zu herbergen, bauete er an den Gestaden des thrazischen Bospotus für den Chef der römischen Weltherrschaft einen neuen Koloß auf, der würdiger und erhabener ihn und seinen Hofstaat, den Kaiser und die Reichsgroßen in sich aufnehmen und die ganze Welt mit Bewunderung erfüllen sollte. Griechenland, Kleinasien, Italien wurden der schönsten Zierden beraubt, um die neue Stadt Konstantin's zu schmücken und von allen Himmelsgegenden eilte man schaarenweise herbei, die feenartig gleichsam aus des Meeres Abgrunde sich erhebende Residenz mit Bewohnern zu füllen. Von nun an wurden die Ufer der thrazischen Meerenge der Sitz der verschwenderischen römischen Großen und Reichen und Sitten und Gebräuche der Ueberfeinerung sowohl als alle erdenkliche Arten von Wollüsten mit ihrem zahlreichen Gefolge steckten, hier an der üppigen Scheidegränze der beiden schönsten Welttheile, sicher ihr Panier auf.

Peter der große ließ nicht fern vom baltischen Meerbusen, mitten in den unwirthbaren Moräſten Finnland's, da wo bisher kaum einige Fiſcher in ihren Hütten kümmerliche Nahrung gefunden hatten, wie mit einem Zauberſtabe Reihen und Straßen von Palläſten aus der ſumpfigen Erde hervorgehen und war der Schöpfer einer Stadt, die jetzt unter die ſchönſten, größten und prächtigſten Europa's gehört. Keine Koſten wurden geſcheuet, um Petersburg wie aus dem Nichts emporſteigen zu laſſen und die rußiſchen Knäſe mußten ſich neue Höfe aufbauen, um den Glanz der neuen Kaiſerſtadt zu vermehren. Von der Zeit an hatte das alte Moſkwa die Hoffnung verloren, die Selbſtherrſcher Ruthenien's innerhalb ſeiner Peripherie zu beſitzen und des großen Peter's Stadt ward für alle Zukunft zum Sitz des Reichs erkohren. Da wo weiland arme Fiſcher nothdürftig ihr Daſeyn gefriſtet hatten, ſah man von nun an Luxus und Pracht: an die Stelle der Fiſcherboote waren prunkende Gondeln und Schiffe mit haushohen Maſten und Segeln getreten; ſtatt Hütten ſah man nur Steinkolöſſe und Marmorpalläſte; ſtatt der Fiſcherkarren koſtbare Equipagen, von Gold und Silber ſtrahlend. Das neue St. Petersburg iſt ſo einer der reichſten und üppigſten Orte der Erde geworden, und nimmer hätte ein Bewohner eines wenig bekannten Winkels an der Oſtſee es ein Jahrhundert

vorher ahnden können, daß hier einst so viel Größe und Majestät aufgehäuft werden würde.*)

Die ganze Weltgeschichte zeigt uns keinen Ort, der so schnell zu einer so bewunderungswürdigen Pracht, zu einer so ungeheuren Größe emporstieg, wie Konstantinopel und St. Petersburg.**) Man erstaunt, wenn man die Data dazu vor sich liegen hat und kann sich nicht enthalten, seine Verwunderung über das blicken zu lassen, was die Menschen auszuführen im Stande sind. Um sich von dieser Empfindung hinreißen zu lassen, braucht man nicht nach dem Fabellande Aegypten zu reisen und dort die Pyramiden und die kolossalen Ruinen von Theben anzustaunen: man komme nur nach Konstantinopel oder St. Petersburg und durchwandele mit dem Buche der Geschichte in der Hand,

*) Ueber die Translokation der beiden Residenzen von Rom und Moskwa nach Konstantinopel und St. Petersburg bieten sich viele vergleichende interessante Ansichten dar, die ein verehrter Geschichtsforscher dem Herausg. in einer besondern Abhandlung mittheilen wird. Sie wird in einem der folgenden Monatsstücke Platz finden.

**) Eine unterhaltende Schilderung des schnellen Wachsthums von Konstantinopel und St. Petersburg ist der Gegenstand eines Aufsatzes, der bereits zum Abdruck bereit liegt.

jene Oerter in unserm Welttheile, die so deutliche und große Beweise von dem geben, was des Menschen Hand zu vollbringen vermochte. Zwar erzählen uns die Annalen Asien's von Städten, die in ausnehmend kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Größe, zu einem seltenen Umfange sich ausbreiteten; allein was sind morgenländische Paläste gegen europäische? was Werke orientalischer Baumeister gegen Monumente, welche sich die griechische oder neueuropäische Architektur setzte? Was sind endlich asiatische Städte, ihrer ganzen Anlage und Einrichtung nach, gegen europäische? —

Konstantin sowohl als Peter verlegte seine Residenz aus Politik nach einem andern Theile des Reichs; aber zu interessanten Forschungen kann die Bemerkung führen, daß Rom's Imperator dahin strebte, den Sitz des Kaiserthums zu asiatisiren, Moskwa's Zar hingegen ihn zu europäisiren. Der alte russische Herrschersitz hatte ganz die Form und die Farbe des Orients: prächtige Gebäude standen da neben armseligen Hütten; die Straßen waren unregelmäßig, eng und kothig; die Lebensart der Einwohner, die Kleidung sogar zum Theil, soviel es das Klima verstattete, und das Gepränge der Großen ganz morgenländisch. Peter aber hatte auf seinen Reisen europäische Kultur, euro-

päische Wissenschaften und Künste kennen gelernt, er wollte aus einem fast ganz asiatischen Staate einen europäischen bilden. Viele andere Rücksichten und Motive kamen dazu, das Projekt einer neuen Hauptstadt am finnischen Golf auszuführen. *) Er schuf eine ächt europäische Stadt nach dem neuesten Styl und schönsten Geschmack und der Plan ist von Peter's Nachfolgern so herrlich ausgeführt worden, daß von allen großen Städten der Welt nur Berlin, London und Philadelphia mit St. Petersburg in Ansehung der Breite, Regelmäßigkeit und Schönheit der Straßen und in Rücksicht auf mannigfaltige Werke der neuern Baukunst zum schönsten, harmonischsten Ganzen geordnet, verglichen; keine von allen dem neuen rußischen Zarensitze aber völlig an die Seite gesetzt werden kann. Und die jetzigen Bewohner der großen Stadt des großen Peter's tragen sie noch einen Schatten des Orients an sich; herrschen unter ihnen nicht lauter europäische Lebensformen und erblickt man an diesem Orte nicht gegenwärtig die höchste Stuffe abendländischer Verfeinerung? —

*) Die Vortheile, welche dem rußische Reiche durch die Verlegung der Residenz von Moskwa nach St. Petersburg zu Theil geworden sind, sind in einer lesenswerthen Skizze beschrieben, welche ein geehrter Mitarbeiter der Zeitschrift dem Herausg. übersandt hat.

Das alte Rom hingegen trug an Schnitt und Form ganz den Charakter einer alteuropäischen Stadt an sich; die neue Residenz an des Bosporus halbasiatischen Gestaden aber wurde sogleich der Sitz morgenländischer Sorglosigkeit, morgenländischen Prunks, morgenländischer Schwelgerei. Die Römer legten die Römersitten ab und ihre Kaiser wurden bald nichts mehr und nichts weniger als orientalische Despoten. Nun entflohen auch Apollon und Minerva in Gefolge der Musen und Grazien der Metropolis eines Reichs, dessen Sturz im Rathe der Götter beschlossen zu seyn schien und endlich erschienen die wilden Horden der osmanischen Türken vor den Thoren des weiland so stolzen Kaisersitzes des gesunkenen Römerreichs und vertrieben mit ihren Roßschweifen jegliche Spur von altgriechischer, altrömischer Kultur. Und jetzt steht es da das prächtige Konstantinopel, zwischen der kunstreichen Vergangenheit und der wilden Barbarei der Gegenwart den niederschlagendsten Kontrast bildend und auf seinem klaßischen Boden von der neuen Hauptstadt des Nordens einen neuen Glanz für die Zukunft erwartend. *) Beide neue Residenzen, Konstan-

*) Was aus Konstantinopel unter rußischer Herrschaft werden könne, hat ein schätzbarer Mitarbeiter des Journals in einer besondern Schrift ausführlich gezeigt, die in der Folge in der Zeitschrift eine Stelle finden soll.

tinopel und Petersburg hatten das mit einander gemein, daß sie auf Kosten der alten an Wachsthum, Pracht und Schönheit zunahmen; indessen haben sie es doch nicht verhindern können, daß diese in der Folge, da die Gegenwart der Regenten fern von ihnen war, dennoch immer noch als die eigentlichen Hauptstädte der Reiche angesehen wurden und als solche auch mit Recht noch betrachtet werden konnten. Weder das alte Konstantinopel hat nämlich jemals ganz dem alten Rom, noch das neue Petersburg der alten Metropolis Moskwa an Größe, Umfang und Bevölkerung gleich kommen können und ein ansehnlicher Theil der höhern Stände, Reichen und Großen blieb immer in diesen letztern zurück.

Durch die Verlegung der Reichssitze sind auch auf gleiche Weise die Namen der Völker verändert worden. Aus dem römischen Reiche ward ein romaisches oder griechisch = römisches und die moskowschen Zare wurden in rußische Kaiser umgewandelt. Die Benennung der Nationen nach den Hauptstädten Rom und Moskwa wurde von dieser Zeit an immer seltener.

Größer war die Analogie zwischen beiden Städten noch in Ansehung ihrer Lage. Beide waren fast am Ende der Reiche, deren Sitze sie vorstellten, aufgebauet; beide an der Gränze von

Europa und Asien; beide am Ende großer Meerbusen; beide von der Natur dazu ausersehen, nicht nur Metropolen und Residenzen, sondern auch zugleich große Handelsplätze zu werden. Doch wie unendlich übertrift in dieser Bestimmung nicht die Stadt am herrlichen südlichen Bosporus die Stadt an der Ostsee im erstarrenden Norden! Nein, ein Alexander möge an dem thrazischen Gestade seinen Kaisersitz aufbauen und von da aus den Orient sowie den Norden beherrschen mit seinem beseligenden Szepter.

II.

Probestück aus dem noch nicht gedruckten St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts, mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraums.

---

a) Kaiserliche Eremitage zu St. Petersburg.

Dieser Tempel ward der gesellschaftlichen Erholung und dem zwanglosen Vergnügen von Catharina der Großen gewidmet, ist vielleicht unter allen, welche diesem Zweck von Monarchen gewidmet worden sind, einzig in seiner Art. Jeder geistige Genuß hat hier seinen Altar, auf welchem die erhabene Priesterin dieses Tempels mit weiser Wahl und Mäßigung das heilige Feuer unterhielt, um welches sich die Auserwählten ihres vertrauten Zirkels versammelten. Schätze der Kunst und des gesellschaftlichen Fleißes umgaben sie hier.

Die lange Reihe von Zimmern in den beiden abgesonderten prächtigen Gebäuden, die an der

östlichen Seite des kaiserlichen Winterpallastes am Newaufer unter Catharinens Regierung aufgeführt sind, macht die kaiserliche Eremitage aus. Sie erhielt von der Monarchin diesen Namen, weil die große Frau, wie der Einsiedler aus dem Geräusche der Welt, von dem peinlichen ceremoniellen Hofleben sich hierhin zurückzog, um im stillen, geistigen Genuß Erholung zu suchen. Die Eremitage macht ein längliches Viereck aus, das bei dem Winterpalais, mit dem es durch Bögen und bedeckte Gänge zusammenhängt, seinen Anfang nimmt und bei dem Hofstheater endigt, von welchem es durch einen Kanal zwar abgesondert ist, aber mit dem es durch einen Bogen oder vielmehr bedeckten Gang, der zum Vorzimmer des Theaters dient, in Verbindung steht. Nach der Seite der großen Million *) hängt es sowohl mit dem Pallast Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten und Zesarewitsch Constantin Pawlowitsch, als mit dem prachtvollen St. Georgssaal im kaiserlichen Winterpalais ebenfalls durch bedeckte Arkaden zusammen. Die östliche schmälere Seite des Gebäudes, die mit dem gedachten großfürstlichen Palais zusammenhängt, bildet die prächtige Raphaelsche Loge. — Man sieht es der Eremitage gleich beim ersten Anblick an, daß sie in verschiedenen Perioden und

*) Name einer Straße von St. Petersburg.

von verschiedenen Baumeistern aufgeführt ist. Der ältere Theil derselben, der hart an das Winterpalais stößt, wurde 1768 durch den kaiserlichen Architect de la Motte gebaut. Es herrscht in demselben ein schwerer, uneleganter Styl, und der Baumeister scheint sich bemüht zu haben, hierin die schwerfällige Architektur des kaiserlichen Winterpallastes nachzuahmen. Das zweite, zur Eremitage gehörige, drei Stockwerk hohe Gebäude, das sich durch seine einfache, geschmackvolle Architektur auszeichnet, ist 1775 durch den kaiserlichen Architect, den vor wenigen Jahren verstorbenen Etatsrath Velten aufgeführt, und hängt mit dem ebenerwähnten ältern Theil der Eremitage durch einen, über eine enge Gasse geschlagenen Bogen zusammen. Das hieranstoßende Hoftheater ist 1780 durch den berühmten kaiserlichen Architect, den Etatsrath und Ritter Quarenghi erbaut, der im Jahr 1785 auch den Theil des Gebäudes aufführte, welcher Raphaels Loge enthält. Als durch die Geschwulst der Beine und das Alter der Kaiserin in spätern Jahren das Gehen und Treppensteigen beschwerlich wurde, ließ sie durch letztgedachten Architect aus der bel étage der Eremitage nach der Straße eine sanft herabführende Bahn anlegen, auf welcher sie vermittelst eines bequemen Armstuhls in ihre Einsiedelei hinaufgewunden ward. Seitdem sind keine weiteren Veränderungen mit diesem Gebäude vorgenommen, bis vor kurzem

(im Sommer 1804) auf Befehl des gegenwärtigen Monarchen der Chevalier Quarenghi über jener Bahn (die zum Andenken der Kaiserin stehen geblieben ist) eine zwar kleine, aber äußerst elegante Gallerie aufgeführt hat, welche die Meisterstücke aus der französischen Schule enthalten wird.

In diesem Tempel der Musen und des Geschmacks, in welchem man die Meisterwerke der berühmtesten Maler findet, welche Bewunderung erregen und die Achtung einflößen, die ihre großen Talente, als ein gerechtes unläugbares Recht heischt, in der bel étage der Eremitage befinden sich in mehrern Zimmern vortreffliche Gemälde aus der italiänischen, niederländischen und französischen Schule, wie auch viele andere sehr schöne von deutschen, spanischen, englischen und russischen Künstlern. Bis hierzu sind diese Gemälde durch einander und ohne Classification der verschiedenen Schulen aufgestellt gewesen, obgleich seit Catharinens Tode ein beträchtlicher und schöner Zuwachs hinzugekommen ist, bis unlängst der gegenwärtige Monarch befohlen hat, die Meisterstücke aus jeder Schule in besondere Zimmer aufzuhängen. Es würde schwer fallen, den Leser ohne ihn zu verwirren, durch die Reihe der vielen Zimmer zu führen, und aus mehr, als vier tausend Gemälden, von denen fast jedes für sich Bewunderung verdient, einzeln die eigenthümlichen Schön-

heiten auszuheben, daher es mir vergönnt seyn wird, aus den zahllosen schönen Kunstwerken, die in der Gallerie der Eremitage aufbewahrt sind, nur einige wenige, nebst andern Gegenständen zu beschreiben, die selbige enthält, und die der Aufmerksamkeit jedes verständigen Beobachters nicht unwerth sind. —

Die niederländische Schule ist besonders reich an Meisterstücken. Diese Sammlung, die vorzeiten dem Grafen Brühl gehörte, und die die Kaiserin von dessen Erben kaufte, enthält vortreffliche Gemälde von Gerhard Dow, Franz Mieris, Vanderwerf, Caspar Netcher, Johann Stein = Ostade, Schalken u. s. w. Von den zuletzt benannten Künstlern sind manche sehr mittelmäßig, desto größer ist aber der Werth der hieselbst befindlichen Meisterstücke von Gerhard Dow und Franz Mieris.

Von Wouvermann's vortrefflichem Pinsel füllt eine vortreffliche Sammlung die Wände eines ganzen Zimmers. Unter diesen Sachen verdienen besondere Aufmerksamkeit eine schöne Hirschjagd, das Sturmlaufen einer Festung und die innere Ansicht eines Stalles u. s. w., in welchem das Licht auf ein weißes Pferd fällt. Das Helldunkele (chiaro obscuro) dieses Stücks ist wunderschön und von Wouvermann existirt kein besseres, als dieses hier.

Tenier behauptet ebenfalls einen vorzüglichen Platz in dieser Galerie, und hat zu seinen Stükken ein eignes Zimmer. Unter diesen zeichnet sich eine große, herrliche Landschaft aus, und ein anderes großes Gemälde, das Innere einer Küche vorstellend und unter dem Namen von Tenier's Küche berühmt.

Von Rembrand verdient der ungerathene Sohn, Isaaks Opfer, ein Christuskind schlafend in einer Wiege und Maria über dasselbe hingebückt und es aufmerksam betrachtend, besondere Aufmerksamkeit, so wie auch von demselben Maler ein Gemälde, das einen Juden (einen Rabbi) vorstellt, der in einem gothischen Gebäude Geld auszahlt u. s. w.

Rubens hat sein großes Talent in einer römischen Charité, in einer Heirath der Flora und des Neptuns und in einem Gemälde gezeigt, das Silen auf einem Helm sitzend, vorstellt; ferner verdient von diesem Meister das Portrait in Lebensgröße seiner zweiten Frau bemerkt zu werden.

Von Vandyk befindet sich hier eine unschätzbare heilige Familie, ein Engeltanz, Adonis Tod, Diana einen wilden Bär jagend und unter der großen Anzahl vortrefflicher Portraits von diesem Meister die Familie von Snyder, das Brustbild einer Magistratsperson u. s. w. Nichts kann möglicherweise die

Schönheit und Wahrheit dieser Portraits übertreffen.

Vanderwerft's Christus im Grabe ist ein außerordentlich schönes Stück dieses Malers. Van der Neer's Nachtstücke sind seltene Beispiele von der Wirkung des Helldunkeln. Von Berghem giebt es hier zwei große schöne Landschaften mit Vieh, einen schönen kleinen Mondschein u. s. w.

Snyder erscheint in dieser Sammlung in seinem vollen Glanz. Keine Gallerie kann eine ausgesuchtere Sammlung von Meisterstücken dieses Malers, des Raphaels in seiner Art, aufweisen. Jedes derselben ist gleich merkwürdig, daher es unnöthig ist, sie einzeln zu nennen; kurz es befinden sich hieselbst Arbeiten von den berühmtesten Malern aus der niederländischen Schule. Ihre eigenthümlichen Schönheiten einzeln zu detailliren, ist Sache eines Catalog's *). Außer den Gemäl-

*) Seit kurzem wird an einem Werk gearbeitet, das den Namen Gallerie der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg führen, und skizzirte treue Abbildungen vors erste von 600 in derselben befindlichen vorzüglichsten Gemälden enthalten wird, so wie jetzt ein ähnliches von den Gemälden im Louvre erscheint. Die Gallerie der Eremitage wird heftweise in 4 auf kaiserliche Kosten herausgegeben. Der durch seine ästhetischen Kenntnisse bekannte Herr Etatsrath Graf Buturlin bearbeitet den historischen Text und Herr

den von den benannten Meistern giebt es hier mehrere von

Paul Brill,
Dietrich Pynaker,
Cuyp,
Martin de Vos,
Swanefelt,
Polenberg,
Corn. du Jardin,
Holbein,
Dusart,
Fischer,
Peter de Laer,
J. Both,
Backhuysen,
Wenix,
Metzer,
Vanhuysum u. s. w.

Ein großer Theil dieser niederländischen Gemälde gehörte vormals zu der Houghton-Gallerie, deren Besitzer der Graf von Orford in Norfolk war.

Saunders (ein geschickter englischer Kupferstecher, der für historische Sachen bei der kaiserlichen Eremitage angestellt, Mitglied der St. Petersburgischen Akademie der Künste ist, und dessen Gefälligkeit der Verfasser dieses Aufsatzes die Nachrichten über die Kunstsachen und besonders die Gemälde verdankt) sticht die skizzirten Abbildungen der Gemälde in Kupfer. —

Aus der italiänischen Schule hat die Eremitage nicht so viele Kunstwerke vom ersten Rang aufzuweisen.

Von Raphael d'Urbino befinden sich hier mehrere Portraits und eine heilige Familie, aber nicht von außerordentlicher Schönheit.

Leonardo da Vinci's heilige Familie ist ein sehr hübsches Gemälde, so wie auch dessen Portrait von Jokunda, einer Maitresse von Franz dem Ersten.

Von Domenichins giebt es hier einen schönen Holofernes kopf und ein ovales historisches Gemälde, Timoclea vor Alexander.

Von Guido Rheni sieht man hier, außer einem außerordentlich schönen Gemälde, Kirchengelehrte berathschlagen unter einander über die Unbefleckheit der Jungfrau Maria, auch mehrere vortreffliche Engelsköpfe.

Von Correggio eine Madonna, ein Christuskind und ein heiliger Johannes, ferner eine kleine Heirath der heiligen Catharina.

Von Annibal Carracci eine kleine, aber schöne heilige Familie.

Von Aug. Caracci ein schöner Christuskopf.

Von Titian ein Portrait seiner Maitresse.

Von Andrea del Sarto eine sehr gute Madonna, Christus und Johannes.

Von Barroche ein schönes kleines Gemälde, die Madonna lehrt das Christuskind lesen.

Von Carlo Maratti ein Portrait in Lebensgröße von Pabst Clemens dem Neunten und mehrere heilige Familien sowohl, als auch einen schönen Christus, die Verehrung der Hirten u. s. w.

Von Salva-Ferrata eine sehr gute Mutter mit ihrem Kinde.

Von Luka-Giordano mehrere große Scenen aus der heidnischen Geschichte, Gemälde von vielem Verdienst. —

Von Guercino ein großes Gemälde, die Verehrung der Hirten. Das Licht fällt auf eine bewundernswürdige Weise auf das Kind, alles übrige umher ist im dunkeln Schatten gehalten.

Von Schidoni eine schöne Mutter und ein Kind.

Von Salvator Rosa der ungerathene Sohn, ein großes Gemälde von außerordentlicher Schönheit und vielem Werth.

Von P. da Cortona mehrere große Gemälde von Werth.

Von Veretini Abraham, Hagar und Sarah ein gutes Gemälde, so wie auch eine heilige Familie.

Von Bourgignon mehrere schöne Schlachten.

Von Claude Lorrain mehrere schöne Landschaften.

Von Canaletti zwei große und sehr schöne Ansichten von Venedig.

Aus der französischen Schule sind besonders merkwürdig:

Von Poußin Rinaldo und Armida, eine außerordentlich schöne Composition, ein Scipio und Moses, der aus dem Felsen Wasser schlägt.

Von Caspar Poußin mehrere schöne Landschaften.

Von Bourdon eine Pest, besonders schön, Jakob begräbt Laban, mehrere Heiligenbilder.

Von le Brun Dädalus und Ikarus.

Von Mignard ein sehr großes und schönes Gemälde von Darius Zelt.

Von le Sueur das Finden des kleinen Moses, ein schönes Gemälde und Archimeds Grab.

Von Vernet eine schöne Sammlung von Landschaften und Seestücken, besonders ein schöner Mondschein, ein Sonnenaufgang u. s. w.

Von Lampi ein Portrait in Lebensgröße von Catharina der Großen.

Von Mauchexon eine große, sehr schöne Landschaft.

Von spanischen Meistern giebt es hier von Murillo eine außerordentlich schöne Ruhe in Aegypten, von Velasquez ein vortreffliches Portrait eines Cardinals.

Unter den deutschen Künstlern zeichnet sich hier von Raphael Mengs Perseus und Andromeda als sehr schönes Gemälde aus; unter den englischen von dem Ritter Reynolds ein Herkules als Kind und von Wright ein Ausbruch des Vesuvs.

Außerdem giebt es auch in der Eremitage eine schöne Sammlung Zeichnungen (Cartons) von alten Meistern, ferner eine Sammlung von Ansichten in Biester von Roms Alterthümern, die mit außerordentlich vielem Geschmack gemacht sind.

Da der Leser jetzt von dem Schatz von Gemälden in der Eremitage einen cursorischen Ueberblick hat, so werde ich ihn nun mit andern, der Aufmerksamkeit würdigen und hieselbst befindlichen Gegenständen bekannt zu machen suchen, und mit dem anfangen, was für die Kunst den größten Werth hat, mit Erwähnung der ausgesuchten Gemmensammlung. Ein großer Theil dieser geschnittenen Steine gehörte vormals zu dem Kabinet des Herzogs von Orleans, auch zu der Natterschen Sammlung. Mit den Pasten befinden

sich in dieser wirklich kaiserlichen Gemmensammlung, die die seltensten Sachen enthält, über 10,000 Stücke, und außerdem noch sehr viele Gypsabdrücke.

Außer der kostbaren Sammlung von geschnittenen Steinen befindet sich ebenfalls unter der Aufsicht des, durch seine archäologischen Kenntnisse berühmten Herrn Collegienrath Köhler, auch ein Münz- und Medaillenkabinet, das rußische Gold- und Silbermünzen und Medaillen von der ältesten bis auf die neueste Zeit enthält. Man findet hier viele spanische Piaster und andere fremde Münzsorten, auf welche man nachmals das russische Gepräge gedrückt hat, durch welches noch das fremde vormalige Gepräge durchscheint. Dieses Kabinet sowohl, als die Gemmensammlung ist in saubern, von dem, durch seine beendigte Arbeit berühmten Herrnhuthischen Neuwieder Tischler Röntgen verfertigten Schränken aufbewahrt. Die Pallassche Mineraliensammlung ist hier ebenfalls unter geschliffenen Glasscheiben in saubern Kabinets zu sehen. Diese auserlesene Naturaliensammlung aus allen drei Naturreichen, vorzüglich aus dem mineralischen, kaufte die Kaiserin im Jahre 1786 von dem gelehrten Herrn Akademiker, damaligen Collegienrath, jetzigen wirklichen Staatsrath und Ritter Pallas, und ließ sie in die Eremitage aufstellen. Ein rußischer Mineralog hat über selbige die Aufsicht.

Ein eignes Zimmer enthält einen Schatz von Brillanten, Gold und Silber. Man sieht hier die silberne Toilette der bekannten Prinzessin Sophia, Schwester Peters des Großen, eine Anzahl prächtiger Geschenke von orientalischen Monarchen für den rußischen Hof, schöne Arbeiten in Filigramme und Perlenmutter, Bouquets von kostbaren ächten Perlen und Diamanten, sonderbare Uhren, Dosen und prächtige Geschirre von Jaspis, Porphyr u. s. f., alles in schöne Glasschränke hingestellt, ferner künstliche Spieluhren, als Pfau und Elephant bearbeitet, kostbare Werke von dem mechanischen Genie, dem berühmten Cox in London u. s. w.

Die Loge des Raphael (eine Kopie der vatikanischen) ist ein glänzender Beweis von Catharinens Liebe zur Kunst. Sie ist in Rom an Ort und Stelle, wie es heißt, von rußischen Malern, die die Kaiserin auf ihre Kosten dort unterhielt (wahrscheinlicher aber von berühmten italiänischen Künstlern) nach einem kleinern Maaßstabe von dem Originale copirt. Wenn Zeit und Witterung, denn Raphaels Loge im Vatican ist auf der einen Seite offen, die Farben dieses Meisterstücks des großen Mannes verlöscht haben werden, so wird der Künstler einst nach Petersburg wandern, um hier sein großes, unerreichbares Original zu studiren.

Außer den benannten Gegenständen fordert das, zur Eremitage gehörige und wegen seiner eleganten Simplicität und seiner herrlichen und richtigen Verhältnisse berühmte Hoftheater, dessen Außenseite mit Säulen und kolossalischen Statuen griechischer, römischer und russischer Theaterdichter verziert ist, jeden Beobachter zur lauten Bewunderung auf. Es ist, soweit es die neuere Vorstellungsart erlaubt hat, ganz nach dem Modell des berühmtesten griechischen Theaters aus Pericles Zeitalter von Quarenghi aufgeführt. Der Saal für die Zuschauer hat keine Logen, sondern bildet in einem, sich immer verengernden Halbzirkel Stufen, die überall mit grünem Tuch bezogen, und eine um die andere mit Polstern von grünem Saffian belegt sind, auf welche sich die Zuschauer setzen. Unter der Regierung Paul des Ersten wurde das Innere dieses Theaters, auf des Kaisers Befehl, ansehnlich verändert, und litt dadurch sehr an seiner eigenthümlichen Schönheit und Eleganz. Der jetzige Monarch hat ihm seine ursprüngliche Form wiedergeben lassen, und so wird es hoffentlich wohl stehen bleiben als ein unumstößlicher Beweis der herrlichsten Architectur und des wahren Geschmacks. Es werden während der Wintermonate, zweimal wöchentlich, französische Vorstellungen auf demselben gegeben.

Der letzte übrigbleibende bemerkenswerthe Gegenstand in der Eremitage ist der, gleich hoch mit

der bel étage auf Gewölben angelegte Luftgarten, in welchem nicht nur Blumen und Stauden, sondern sogar 40 Fuß hohe Birken zu finden sind. Die Promenade in demselben wird für die kaiserliche Familie immer in der größten Ordnung und Reinlichkeit gehalten. In der, bei dem Garten befindlichen Volière giebt es jetzt, wie dies zu Catharinens Zeit der Fall war, keine seltenen Vögelarten mehr.

In dem untern Stock oder dem Erdgeschoß des ältern Theils der Eremitage, des von de la Motte aufgeführten Gebäudes, befindet sich eine Bibliothek bloß rußischer Werke, deren Sammlung noch immer fortgesetzt wird; in dem neueren Theil der Eremitage in dem Erdgeschoß unter Raphaels Loge nehmen vier Zimmer, ein Saal, und ein sehr langes Corridor die, von Catharina gekauften Bibliotheken von d'Alembert, Voltaire, Diderot*) und Büsching ein, die auf mehr, als 50,000 Bände geschätzt werden können. Die von der Kaiserin ebenfalls erhandelte ansehnliche Büschingsche Kartensammlung ist in der Mitte

*) Daß Catharina diesem berühmten Philosophen, den sein Vaterland darben ließ, seine Bibliothek zu dessen Lebenszeit abkaufte, sie weit über ihren Werth bezahlte, ihm die Bücher zum freien Gebrauch auf Lebenslang und ihm noch über das ein Gehalt als dem Bibliothekar der gekauften Bibliothek verabfolgen ließ, ist bekannt.

des Zimmers in einem eignen grosen Schrank aufbewahrt. Die Büschingsche, so wie die Diderotsche und d'Alembertsche Büchersammlung ist durch einander aufgestellt, allein die Voltairische Bibliothek nimmt ein eignes Zimmer ein. An dem Rande einiger, zu selbiger gehörigen Bücher, besonders in J. J. Rousseau's Schriften, und vorzüglich in dessen contract social, befinden sich caustische Noten und Anmerkungen von Voltaire's Hand; auch findet man hier mehrere Manuscripte von Voltaire, ferner zwei Büsten von demselben, von denen besonders die in Paris in Bronze gegossene sehr ähnlich und ganz vortrefflich gearbeitet ist, ein Modell von Ferney u. s. w. Ein eigner Schrank in einem andern Zimmer enthält rußische Manuscripte, und ein anderer in dem Corridor eine Menge der berühmtesten Wörterbücher und Grammatiken, deren sich die Kaiserin bei Bearbeitung ihres Glossariums bediente. Da diese zum Privatgebrauch der Kaiserin bestimmte Bibliothek vormals in der bel étage der Eremitage aufgestellt war, und unter Kaiser Paul dem Ersten nach den Zimmern im Erdgeschoß transportiret worden ist, so sind die Bücher bis jetzt ihrem wissenschaftlichen Inhalt nach noch nicht völlig geordnet; doch ist der verdienstvolle Bibliothekar Herr Collegienrath Köhler zur Zeit mit der Arbeit des Ordnens beschäftigt.

Die Attika oder das oberste Stockwerk des

Eremitage dient zu einer Art von Polterkammer für Gemälde, die zwar gut sind, aber durch den Werth derer in der bel étage verdunkelt werden würden, auch findet man hier eine Modellensammlung von mehreren Kunstsachen, z. B. den Münster in Straßburg von Perlenmutter, einen Thurm mit einer Windeltreppe in Elfenbein u. s. w.; merkwürdiger, als diese ist aber eine kostbare Sammlung von Kupferstichen, die aus mehr als 30000 Blättern besteht.

Es ist des Confidenzzimmers in der bel étage der Eremitage oben nicht erwähnt, weil man sich desselben jetzt gar nicht mehr bedient. Hier speiste man vorzeiten an der sogenannten Confidenztafel, die ohne Bedienung servirt wird. Nach dem ersten Gang der Speisen, geht die Tafel auf ein gegebenes Zeichen nieder, und nur die Schranken oder Sitze der an derselben Speisenden bleiben; hierauf kommt die Tafel mit dem zweiten Gang in die Höhe u. s. f. Die Mechanik ist einfach; Schnüre laufen über Räder, und ein Rad windet sie ab und auf.

Der verdienstvolle Antiquar Herr Collegienrath Köhler hat die Aufsicht über das Kabinet der geschnittenen Steine und über die Bibliothek in der Eremitage, bei welcher ferner angestellt sind:

der Herr Etatsrath und Maltheserritter Quarenghi als Architect,

Herr Dopen als Historien=

Herr Küchelchen als Landschaft=

Herr Iwanow als Landschaft= und Schlachtenmaler,

Herr Saunders als Kupferstecher für historische Stücke,

der verdienstvolle Herr Gonzago als Dekorationsmaler und

der Herr Collegienrath Labensky, der über die Gemälde und die Kupferstichsammlung die Aufsicht hat.

Diese Nachrichten über die gewählte Sammlung von Kunstsachen in der Eremitage, den von Catharina angelegten Tempel der Musen und des Geschmacks, werden hoffentlich jedem Leser willkommen seyn, und für den Geist der großen Frau bei ihm noch tiefere Achtung erwecken. —

---

b) Die Zaluskische Bibliothek in St. Petersburg.

Das Ende des Jahrs 1795 wird vorzüglich merkwürdig für St. Petersburg, weil sich seitdem diese Residenz in dem Besitz der berühmten Zaluskischen Bibliothek befindet, die vormals der Republik Polen gehörte, und aus 300,000 Bänden bestand. Sie war vorzeiten unter dem Namen der Krakauischen bekannt, sehr berühmt,

und eine der vorzüglichsten in der Welt. Der erste Sammler derselben war der Graf Stanislaus Zaluski, Bischof von Crakau, von dem sie auf dessen Neffen, den Grafen Joseph Andreas Zaluski, Bischof von Kiow, dessen Sitz Schinomir war, vererbt wurde. Dieser vermachte sie nach seinem Tode, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der polnischen Republik, und sie ward nun in Warschau aufgestellt.

Als Polen im Sommer des gedachten Jahres 1795 das Ende seiner politischen Existenz erreichte, und das, von den Russen eroberte Warschau an Preußen abgetreten ward, behielt sich Catharina II. die Auslieferung obenerwähnter Bibliothek vor. Im October desselben Jahres ward selbige in 325 Kisten nach St. Petersburg gebracht; doch, wie es heißt, soll die vielleicht zu große Uebereilung des Transports in der späten und ungünstigen Jahreszeit und die nicht gehörige Sorgfalt beim Verpacken der Bücher Schuld daran seyn, daß mehrere verloren gegangen, und besonders alte kostbare Kupferwerke defect sind. Als die Kisten in Petersburg angekommen waren, wurden sie anfangs in dem großen Saal eines zum kaiserlichen Kabinet gehörigen und in der Newskischen Perspective*) gelegenen, Gebäudes, das jetzt als Theater zu französischen und italiänischen

*) Name einer über 4 Werst langen und schönen Straße in St. Petersburg.

Vorstellungen eingerichtet ist, aufgestellt. Hier stand die verpackte Bibliothek anfänglich unter dem damaligen Kabinetsminister Waßili Stepanowitsch Popov, dann unter dessen Nachfolger Herrn v. Danaiirov, hierauf unter dem Grafen Choiseul-Gouffier (dem vormaligen königlich französischen Minister in Constantinopel, der 1793 nach Petersburg kam, und in russische Dienste trat) und nun befindet sich die Bibliothek unter der Aufsicht des Oberkammerherrn und Directors der Akademie der Künste des Herrn wirklichen Geheimenraths, Senateurs und Ritters Grafen von Strogonov.

Das anfänglich den Kisten eingeräumte Lokal war dazu nicht geeignet, das Sortiren und Rangiren der Bücher von den, in dieser Absicht Angestellten vorzunehmen, sie gehörig in Ordnung zu bringen, und die Bibliothek zum Gebrauch für das Publikum aufzustellen. Die Kaiserin befahl daher, auf einem, dem Kabinet gehörigen und dem großen Kaufhof (Gostinoi-Dwor) gegenüber gelegenen Platz, ein Bibliotheksgebäude aufzuführen, dessen Bau zwar angefangen wurde, dessen Vollendung sie aber nicht erlebte. Unter ihrem Nachfolger, Kaiser Paul dem Ersten, ward das steinerne, in einem gefälligen, schönen Styl gebaute, mit der einen Seite in der Newskischen Perspective, und mit der andern in der großen Gartenstraße gelegene Gebäude vol-

lig beendigt. Es ist drei Stockwerk hoch, hat am Fronton der runden Ecke die Inschrift: Императорская библиотека (Kaiserliche Bibliothek) und über den sechs dorischen Säulen, die die Façade zieren, eben so viele kolossalische Statuen griechischer Philosophen auf dem Gesimse, deren ebenfalls zwei zu beiden Seiten des Gebäudes in Blenden befindlich sind. Eine schöne Treppe von Granit führt aus dem Hofe in die Bibliothek, die in jedem Stockwerk aus einer großen Rotunde und zwei ansehnlichen Zimmern auf beiden Seiten besteht.

Unter der Regierung des gegenwärtigen Monarchen wurden die, mit Büchern gefüllten Kisten aus dem, unweit dem Bibliothekgebäude gelegenen obengedachten Saal, wo man sie vors erste so lange aufbewahrt hatte, im October 1801 herübergebracht, und von dieser Zeit an kann erst das Rangiren der sechs, zu diesem Behuf von dem kaiserlichen Kabinet besoldeten Personen gerechnet werden. Es sind von denselben bis jetzt 140,000 Bände in Ordnung gebracht, nach Fächern ihrem Inhalte nach classificirt und in hohe Wandschränke aufgestellt, die im ganzen freilich zweckvoller und besser gearbeitet seyn könnten. Im untern Stock befindet sich links von der großen Rotonde das juristische Fach in lateinischer und französischer Sprache nebst einer ansehnlichen Menge von Dissertationen, rechts deutsche und polnische Lit-

teratur; in dem obern Stock links von der Rotonde die Theologie, besonders die französische, die außerordentlich reichhaltig ist, Politik, Antiquitäten, Numismatik u. s. w., rechts im ersten Zimmer Heraldik, freie Künste, Physik, Naturgeschichte und Mathematik, im zweiten Zimmer Biographie, Bibliographie, Reisebeschreibungen, Geographie, Graeci sacri und Graeci profani, Italicorum delectus u. s. f. Der größte Theil der zu dieser Bibliothek gehörigen Werke sind lateinisch, dann folgen die in französischer, hierauf die in deutscher, dann die in polnischer, und hierauf die in englischer, holländischer, griechischer, hebräischer und in andern orientalischen Sprachen. Man findet hier die ältesten und äußerst seltene Werke; die Completirung der Bibliothek geht aber nicht über das Jahr 1770 heraus. Da viele Bücher, wie schon oben erwähnt ist, durch das übereilte, nicht sehr sorgfältige Einpacken und bei dem Transport durch die Nässe gelitten haben, so sind vors erste 1000 Rubel jährlich zum Einbinden der schadhaften festgesetzt, auch sollen mit der Zeit die Defecten ergänzt, die häufigen Dubletten verkauft und die fehlenden merkwürdigen und zu dieser Sammlung unumgänglich nothwendigen Werke auf kaiserliche Kosten angeschafft werden.

Wenn diese kaiserliche Bibliothek erst völlig geordnet seyn wird, worüber wohl noch ein oder ein paar Jahre hingehen könnten, so wird sie für

jedermann zum Gebrauch eröffnet werden. Der Gelehrte wird hier unstreitig einen Schatz von seltenen Werken finden; vielleicht wäre aber diese kostbare Sammlung von einem größern Nutzen in Wilna oder einer andern der neuerrichteten Universitäten, als in der lärmenden Residenz, wo der Hang zur Zerstreuung wenig Muße zu gelehrten Nachsuchungen übrig läßt.

Gegen 30 Kisten mit Manuscripten sind bis jetzt noch uneröffnet, daher über deren Werth oder Unwerth noch nicht entschieden werden kann.

III.

Ansichten von Konstantinopel und dem Kaiserlichen Serail.

Einleitung zur Schilderung und Beschreibung des eigentlichen Konstantinopel's. — Ansicht der Hauptstadt vom Leander's Thurme aus. — Bequeme Lage dieser Metropolis zu einer allgemeinen Weltherrschaft. — Justinian's urbs aeterna. — Geographische Bestimmung, Figur und Größe. — Die drei Hauptseiten und der Umfang. — Anzahl der Thore, Häuser und Tempel. — Die Stadtmauern, Thürme auf denselben und Gräben. — Die breiten Kays auf der Hafen = und Meerseite. — Merkwürdiger Standpunkt an den Stadtthoren. — Blick von den Höhen von Stambul herab. —

Hätten Natur und Kunst ein Bündniß mit einander geschlossen, das vollendetste Meisterstück zu schaffen, so hätten sie Konstantinopel hervorbringen müssen: darin stimmen Alle überein, welche nicht nur das Glück gehabt haben, die schönste aller Gegenden kennen zu lernen, sondern auch Herz genug, die unendlichen Reize des thrazischen

Bosporus ganz zu fühlen. Mit schwacher Feder habe ich an einem andern Orte meine Empfindungen beim Eintritt in die jetzige große Hauptstadt der Türken niedergelegt; aber man denke etwa nicht, daß ich dadurch den großen Gegenstand erschöpft habe; daß es mir gelungen sey, den Lesern eine nur etwas befriedigende Idee von der Majestät des Ganzen zu geben. Wenn ich das, was ich sahe, mit dem vergleiche, was ich darüber gesagt habe, so sehe ich immer mehr und mehr ein, daß die Wirklichkeit meine Darstellung Millionenmal übertrifft und ich es nie dahin bringen werde, die Sache ganz nach Würde schildern zu können.

Auch ist die Lage Konstantinopel's so unvergleichlich, daß sie nicht etwa von einer oder mehrern Seiten allein dem Beschauer diese Fülle von Reizen darbietet, die alle Reisende bezaubern: von welcher Himmelsgegend, von welchem Standpunkte aus man diese einzige Metropolis betrachten mag, nimmer wird die Bewunderung ausbleiben. Doch will man sich den köstlichsten Augenschmauß schenken, will man von der Erhabenheit des Gegenstandes sich aufs innigste durchdrungen fühlen, so wähle man Leander's Thurm zum Mittelpunkt seiner Forschungen und laße von da aus seine staunenden Blicke über den unermeßlichen Göttergarten hingleiten, der hier so himm-

kisch prachtvoll seinen durch keine Beschreibung erreichbaren, so üppig und herrlich geschmückten Busen ausbreitet.

Man befindet sich daselbst gerade in der Mitte dreier großen Meeratmen, der eine kommt von Nord Osten, der andere ist gegen Nord Westen und der dritte, welcher durch die Gewäßer von beiden gebildet wird, strömt gegen Süden in das fast gränzenlos erscheinende, ungeheure Baßin des Propontis. Alle drei Meerarmen bespülen von beiden Seiten, soweit die Blicke nur reichen können, Landschaften, welche sich majestätisch prunkend über das Niveau der See erheben und auf welchen zahllose mit Städten und Städchen, mit Schlössern, Gärten, Kiosken, Baumhainen und Thürmen bedeckte Hügelreihen dem Auge entgegenleuchten. Je mehr sich diese drei Meerkanäle der Stadt selbst nähern, desto größer wird die fast unendliche, aber in jedem Betracht unübersehbare, Anzahl von Gebäuden und Anlagen, welche gleichsam nur die prächtigsten Amphitheater zusammenzusetzen scheinen, damit keine Gegend der andern den wundervollen Prospekt raube. Ueber alle diese zahllosen Werke der Kunst und der Natur ragt nun eine unglaubliche Menge von großen meist vergoldeten Domen, Kuppeln, Thürmen, Minareten, hohen Gallerien, Ballustraden, Tempeln und Pallästen empor, welche königlich ihre seltsam geschmückten Häupter von

Bosporus ganz zu fühlen. Mit schwacher Feder habe ich an einem andern Orte meine Empfindungen beim Eintritt in die jetzige große Hauptstadt der Türken niedergelegt; aber man denke etwa nicht, daß ich dadurch den großen Gegenstand erschöpft habe; daß es mir gelungen sey, den Lesern eine nur etwas befriedigende Idee von der Majestät des Ganzen zu geben. Wenn ich das, was ich sahe, mit dem vergleiche, was ich darüber gesagt habe, so sehe ich immer mehr und mehr ein, daß die Wirklichkeit meine Darstellung Millionenmal übertrifft und ich es nie dahin bringen werde, die Sache ganz nach Würde schildern zu können.

Auch ist die Lage Konstantinopel's so unvergleichlich, daß sie nicht etwa von einer oder mehrern Seiten allein dem Beschauer diese Fülle von Reizen darbietet, die alle Reisende bezaubern: von welcher Himmelsgegend, von welchem Standpunkte aus man diese einzige Metropolis betrachten mag, nimmer wird die Bewundrung ausbleiben. Doch will man sich den köstlichsten Augenschmauß schenken, will man von der Erhabenheit des Gegenstandes sich aufs innigste durchdrungen fühlen, so wähle man Leander's Thurm zum Mittelpunkt seiner Forschungen und laße von da aus seine staunenden Blicke über den unermeßlichen Göttergarten hingleiten, der hier so himm-

lisch prachtvoll seinen durch keine Beschreibung erreichbaren, so üppig und herrlich geschmückten Busen ausbreitet.

Man befindet sich daselbst gerade in der Mitte dreier großen Meeratmen, der eine kommt von Nord Osten, der andere ist gegen Nord Westen und der dritte, welcher durch die Gewäßer von beiden gebildet wird, strömt gegen Süden in das fast gränzenlos erscheinende, ungeheure Baßin des Propontis. Alle drei Meerarmen bespülen von beiden Seiten, soweit die Blicke nur reichen können, Landschaften, welche sich majestätisch prunkend über das Niveau der See erheben und auf welchen zahllose mit Städten und Städchen, mit Schlössern, Gärten, Kiosken, Baumhainen und Thürmen bedeckte Hügelreihen dem Auge entgegenleuchten. Je mehr sich diese drei Meerkanäle der Stadt selbst nähern, desto größer wird die fast unendliche, aber in jedem Betracht unübersehbare, Anzahl von Gebäuden und Anlagen, welche gleichsam nur die prächtigsten Amphitheater zusammenzusetzen scheinen, damit keine Gegend der andern den wundervollen Prospekt raube. Ueber alle diese zahllosen Werke der Kunst und der Natur ragt nun eine unglaubliche Menge von großen meist vergoldeten Domen, Kuppeln, Thürmen, Minareten, hohen Gallerien, Ballustraden, Tempeln und Pallästen empor, welche königlich ihre seltsam geschmückten Häupter von

unendlichen Formen und namenlosen Gestalten in die Luft strecken und auf eine höchst imposante Weise die unzähligen bunt gemalten morgenländischen Häuser und mit Zypressen und andern Bäumen bepflanzten Gärten beschatten, welche sich unter ihnen in unabsehbaren Labyrinthen hinstrecken.

Die Menge von Fahrzeugen und Schiffen, welche rund um den prächtigen, hellschimmernden Hafen herum einen in der Mitte offenen Kranz bilden, gleicht einem kaum zu überschauenden Zirkel von hohen Bäumen, die sich nur darum von Blättern entblößt zu haben scheinen, um nicht die Schönheiten zu verbergen, die sich hinter ihnen offenbaren, und die außerordentliche Zahl von Tschaiken, Gondeln, Barken und Schiffchen dem Auge zu zeigen, die unaufhörlich theils mit Segeln theils mit Rudern sich von allen Seiten und nach allen Richtungen durchkreuzen und beständig das Schauspiel einer Wasserfête oder eines glänzenden Seetreffens darstellen. Und nach welcher Gegend man auch hinblicken mag von der Mitte des Hafens, in dem tausende von Schiffen aller Nationen den ungestümen Meereswellen trotzen, die jenseits der Gestade in dem großen weißen Meere sich furchtbar und geräuschvoll aufthürmen, kann man nicht genug die Wahl bewundern, welche die Natur getroffen

zu haben scheint, als sie den reizendsten Golf hier grub.

Kein Theil der ungeheuren Umgebungen des Bosporus aber kommt in der Lage der Stadt Konstantin's selbst gleich, die gleich dem alten Rom, das manche seiner Zierden zu ihrer Ausschmückung hergeben mußte hier als Königin aller Hauptstädte auf Hügeln amphitheatralisch thront und an Annehmlichkeit und Milde des Klima's, an Pracht der umliegenden Gegenden, an Gemächlichkeiten und Bequemlichkeiten, welche der Boden darbietet und die Gewässer sosehr befördern, an Ueberfluß an allen Bedürfnißen des Lebens, die aus allen Welttheilen hier zusammenfließen, an Reichthum, der aus einem über so weite Länder verbreiteten Reiche sich da konzentrirt, selbst die alte und jede andere Metropolis des Erdenrundes sosehr hinter sich zurückläßt.

Schon oft ist es bemerkt worden, daß kein Ort der Welt bequemer liege zu einer Herrschaft über sie als Konstantinopel. Von den Höhen des alten Byzants herab kann man mit einem Blick die beiden schönsten und mächtigsten Erdtheile umspannen und in einer Viertelstunde seine Ordres von Europa nach Asien übersenden, das sich ihm nur hier zu nähern scheint, um sich seinen Gesetzen zu unterwerfen. Die unendliche Fülle von Gaben, welche die Natur über diesen

Erddistrikt ausgeschüttet hat, brachte den Kaiser Justinian zur Ueberzeugung, die Menschen würden lieber alle andere Theile der Erde verlassen, um sich an der thrazischen Meerenge niederzulaßen, als jemals einen so unendlich reizenden Ort unbewohnt zu laßen. Er glaubte darum, Konstantinopel könne nie und in keinem kommenden Zeitalter völlig zerstört werden und bleiben und wandelte darum ihren Namen um in den der ewigen Stadt (urbs aeterna).

Konstantinopel oder, wie die Morgenländer die Hauptstadt am thrazischen Golf nennen, Stambul, Istambul oder Islambul liegt im 41° 1′ 27″ nördlicher Breite und 26° 35′ der Länge und nimmt die ganze breite Erdzunge ein, welche in Form eines spitzen, am Scheitel nur abgestumpften, Dreiecks am Ausfluß des Kanals des schwarzen Meeres in das Mare di Marmora hervorragt und mit dem gegenüber liegenden Theile des festen Landes von Europa, der eben dadurch gleichfalls zu einer Halbinsel wird, den schönsten, geräumigsten und bequemsten Hafen der Welt bildet. Die Figur des eigentlichen Konstantinopels kann als ein triangulaires Orygon angesehen werden, das einer Harfe ähnlich ist, deßen eine Seite mit dem festen Lande von Thrazien zusammenhängt, die beiden andern aber von den Meeren des Bosporus und des Propontis bespült werden.

Die erste, welche die längste und geradeste ist, erstreckt sich von Norden nach Süden, die zweite, längs dem Hafen hin und bei weitem die krümmste, geht von Osten nach Westen und die dritte längs dem Mare di Marmora von Osten nach Südwesten. Den Scheitel des Triangels bildet das Serail, der Winkel, den die Landseite mit der Hafenseite zusammensetzt und ein Basiswinkel ist, endigt sich bei der Dschamie Ejub, und der dritte oder zweite Baſiswinkel, von der Land- und Seeseite gebildet, hat zur Spitze das Schloß der sieben Thürme.

Grelot giebt den Umfang des eigentlichen Stambuls auf ungefähr 4 Lieues an, so daß auf die Seite von den sieben Thürmen bis zur südlichen Spitze des Serails 1½ Lieue, auf die Seite von der nördlichen Spitze des Serails bis Aivan — Serai, das nahe bei dem nordwestlichen Winkel liegt, 1¼ Lieue und auf die Landseite, 1 gute Lieue kommen. Nach Bjoernstahl sind von den sieben Thürmen bis zur Moschee Top — Dschamie in gerader Linie 14,075 Fuß. Niebuhr, der alle drei Seiten mit einer kleinen Bouſole und mit seinen Schritten gemessen hat, sagt, der Umfang der eigentlichen Stadt sey nicht über 3000 doppelte oder 6000 einfache Schritte, das ist aber vielleicht nur von der Landseite zu verstehen. Mir hat es immer geschienen, daß man wenigstens einen halben Tag dazu

brauche, um Stambul in seiner ganzen Peripherie zu umgehen und zu umfahren, sowie ich glaube, daß man alle Umgebungen von Konstantinopel nicht in zwei Tagen zu umreisen vermag.

Die Anzahl der Thore belauft sich jetzt auf 25, wovon sieben auf der Landseite sich befinden, sieben gegen das Mare di Marmora hin und eilf am Hafen; ehemals hatte der Ort 43 Thore, welche aber zum Theil von den Türken zugemauert worden sind. Die Menge der Häuser am Bosporus wird vom Fürsten Kantemir überhaupt auf 400000 angegeben, die der Kirchen, Moscheen und Dschamien schätzt man auf 5 — 6000.

Ganz Konstantinopel ist mit hohen starken Mauern umgeben. Auf der Landseite zwischen den sieben Thürmen und der Vorstadt Ejub sind sie doppelt, so daß die zweite innere Mauer von der ersten äußern ungefähr 20 Schuh absteht. Zwischen beiden Mauern befindet sich ein steil ausgestochener Graben, ungefähr 25 Schuh breit, über welchen von den Thoren Brücken führen. Der größte Theil dieser Mauern besteht aus großen gehauenen, das übrige aber aus Mauersteinen. Die äußere ist gegen zwei Klaftern hoch und um ein Drittheil niedriger als die innere; sie ist mit 250 jedoch ziemlich niedrigen Thürmen versehen, die seit dem Gebrauche des

Geschützes fast nur einen Bogenschuß von einander entfernt liegen. Die innere hingegen hat eine Höhe von mehr als 20 Schuh und die Thürme derselben, welche mit denen an der äußern korrespondiren, haben eine gute Proportion. Beide Mauern scheinen von einem sehr hohen Alter zu seyn und der größte Theil rührt auch noch von den Zeiten vor den Türken her; um so merkwürdiger ist es, daß sie sich so gut erhalten haben. Die Schießscharten, Kourtinen und übrigen Oeffnungen in den Thürmen, auf denen sich die Stadtwachen befinden, sind sehr gut angebracht, doch liegen in ihnen gewöhnlich keine Artilleriestücke; an den Zinnen der Thürme erkennt man übrigens gleichfalls ihr hohes Alter. Arvieux sagt, ein Fußgänger habe vier bis fünf Stunden nöthig, diese Mauern zu umgehen, welches also noch weit mehr wäre als Niebuhr angiebt.

Die Mauern auf den beiden andern Seiten am Wasser sind nicht doppelt, auch nicht so hoch und stark wie die auf der Landseite; überhaupt scheinen sie schlecht erhalten und vernachläßigt zu seyn. Die Thürme auf denselben stehen immer in ziemlich gleichen Entfernungen von einander, sie sind aber durch Stürme und vielleicht auch durch Erdbeben dem Verfall sehr nahe gebracht. Man kann auf diesen beiden Seiten die Stadt nicht an allen Orten umgehen, daher auch die so sehr von einander abweichenden Angaben ihres

Umfangs herrühren mögen: hinten an den Mauern, besonders gegen den Hafen zu, sind sogar einige Häuser gleichsam angeschichtet, die den ganzen Platz auf dem Kay einnehmen.

Die Hauptthore an der Landseite sind Jedikuleler = Kapußi in dem Schloß der sieben Thürme, Kapanen = Kapußi, Selivri = Kapußi, Mevlaneh = jeni, Top = Kapußi, Edreneh = Kapußi, Egri = Kapi, Chiloporta. Die am Mare di Marmora: Narlen = Kapu (Granatenthor), wo die aus dem Archipelagus mit Orangen und Granaten beladenen Fahrzeuge anlanden, Psamatia = Kapußi (von dem griechischen Worte Psamathos, arena, weil es in einem Winkel liegt, wo die Meerströme beständig eine große Menge Sand hinwerfen), Daud = Pascha = Kapußi, Jeni = Kapußi, Kum = Kapußi (Sandthor), Tschatladi = Kapu, Akhur = Kapußi, (Thor zum Marstall).

Endlich die Thore an der Hafenseite: Tschifut = Kapu (das Thor der schlechten Leute, weil in dieser Gegend die Juden ihr Quartier haben, von den Griechen jetzt Orajá genannt), Baluk = Basar = Kapußi (das Thor zum Fischmarkt, das zum Basar führt), Backsche = Kapußi, Ghemi = Iskeleh oder Zuivan = Kapußi (Thor für die Schiffe), Un = Kapaneu = Kapußi (Thor für das Mehl, das jetzt

geschlossen ist), Djubali = Kapußi, (Thor der Glaser), Aja = Kapußi (das heilige Thor), Petri = Kapußi, Balat = Kapußi, und Haivan = Hißari = Kapußi (das Thor des Schlosses der wilden Thiere).

Ich stelle dieses trockene Namensverzeichniß der Thore von Stambul hier nur auf, damit man sie an Einem Orte zusammenfinde und die Uebersicht dadurch erleichtert werde; wir werden sie in Zukunft insgesammt noch genauer kennen lernen.

Ein Platz in der Nähe eines jeden dieser Ein- und Ausgänge der großen türkischen Hauptstadt würde äußerst interessant für den Europäer seyn und wenn er den ganzen Tag da zubringen, jede Erfahrung, jede Beobachtung, die er hier zu machen Gelegenheit fände, sorgfältig niederschreiben wollte, so würde er am Abend ein Tagebuch voll merkwürdiger Fakten haben. Besonders stark ist das Ein = und Ausströmen der Menge in den Thoren an der Hafenseite. Kein Augenblick vergeht da, wo nicht Schiffe Anker werfen oder flott werden, wo nicht Schwärme von Barken, Gondeln, Chaluppen, Tschaiken anlanden, abfahren, und die Kays sind die Schauplätze immer wechselnder, immer sich verändernder Szenen.

Diese breiten Kays vor allen Thoren am Hafen dienen überhaupt der Stadt zu außerordentlichen Bequemlichkeiten, und, da der Wasser-

grund selbst dicht vor den Ufern so gut und tief ist, so können die größten Schiffe bis ganz vor dieselben herzufahren und so nahe beim Lande, wie es nur immerhin thunlich ist, Anker legen. Durch diese vortheilhafte Einrichtung und bei dieser so erwünschten Beschaffenheit des Hafens ist man im Stande alle Waaren gerade aus den Fahrzeugen auf das Gestade auszuladen, ohne fast nöthig zu haben, die Chaluppen zu Hülfe zu nehmen. Am Kanal und an einigen Orten auf der gegenüber liegenden Seite des Hafens hat man es noch gemächlicher: Die Häuser stehen da häufig hart am Meere und man pflegt dort sogar die Schiffsladungen sogleich unmittelbar von den Fahrzeugen in diese aufzunehmen.

Nirgends ist die Aussicht von den Thoren auf den Hafenkays beschränkt, immer hat man vor sich einen weiten Prospekt in die Ferne. Man kann Rechts und Links den mit Schiffen und Schiffchen übersäeten Golf überschauen, hat vor sich alle die vielen Vorstädte auf den gegenüberliegenden Gestaden, vermag selbst tief hinein in's Mare di Marmora zu blicken. Um das Schauspiel sonder Gleichen in seiner ganzen Pracht zu sehen, begebe man sich hierher vor allen an einem Tage, wo der Wind sich von Süden nach Norden oder umgekehrt wendet. Dann segeln die oben am Anfange des Bosporus bei langgestandenen südlichen Winden stationirt gewesenen großen Schiffe

und Barken von Varna und Trapezunt, von Cherson und Odeßa, von der Krimm und Sebastopolis, oft 30 und 40 an der Zahl und mehr den Kanal hinunter und den Hafen herauf, und die des Nordwinds vor den Rheeden der Hauptstadt harrenden segeln südwärts dem weißen Meere zu. Oder die nach dem schwarzen Meere bestimmten Fahrzeuge lichten bei überhand nehmenden Südwinden die Anker und eilen nach Topana hinunter, während dem die lange bei den Dardanellen gestandenen mit vollen Segeln angefahren kommen und ihre Station vor den Kays nehmen.

Nicht minder lehrreich ist ein Posten an einem Thore auf der Meer- oder Landseite: man erblickt dort immer Bote und Fahrzeuge, mit Lebensmitteln und Viktualien für die Hauptstadt gefüllt und hier alle die Karavanen und Reisegesellschaften, welche aus den europäischen Provinzen der Türkei in Konstantinopel anlangen, alle die vielen Leichenzüge, die nach den großen Gottesäckern hinter der Stadt gebracht werden, alle die zahlreichen Menschengruppen, die die Grabmähler tagtäglich besuchen oder besucht haben, theils unter dem Schatten der Zypressen zu lustwandeln, theils gewisse Andachtsübungen zu verrichten, alles das ein- und ausziehende Volk, das die nahen Gegenden der Hauptstadt besucht und die Pilgrimme, die nach Bulgarien, Mazedo-

nien, Servien, Bosnien und andere zwischen der Donau und dem Bosporus liegende Länder wandern.

Bei der ganz besondern Lage und Bauart von Konstantinopel giebt es ausserdem noch Orte genug im Innern der Stadt auf den Hügeln, von denen aus man alle drei erwähnten Aussichten aus der Ferne auf einmal genießen kann. Man umspannt da gleichsam eine ganze Welt mit einem Blicke und diese Welt gewährt wieder zu jeder Tagesstunde, zu jeder Jahrszeit eine andere Ansicht, je nachdem die Farben in derselben wechseln. Der prächtige Kanalspiegel beim Sonnenaufgang, das unendliche Gewimmel auf den Kays und in den Straßen, wo ein immerwährendes Gewitter herrscht, bei der Gluth des Mittags, die im Feuerstrahl der untergehenden Sonne schillernden Meereswogen, die allgemeine Lebendigkeit an allen Orten und auf allen Plätzen, die sich dem Perspektiv des Auges darstellt in zahllosen Formen, das beim Donnerwetter von Blitzen hoch geröthete, das im Sturm tobende Meer mit den uferwärts fliehenden Segeln, Gondeln und Ruderböten, die immerwährende Bewegung auf den Fahrzeugen, die Flottenweise den reizendsten Golf in einem unabsehbaren Kranze umgeben — — wer wagt hier zu beschreiben? Ihr Männer, die ihr von fernen Gegenden des Abendlandes herkommt, die undarstellbaren Schönheiten des

Bosphorus und des türkischen Kaiserſitzes zu beſchauen, ihr denen es vielleicht beſchieden iſt, die Empfindungen mit mir zu theilen, die mein Innerſtes erfüllen, ihr werdet die billigſten Richter, die beſten Vertheidiger des Verfaſſers ſeyn!

Uebergang zur Beſchreibung des Serails. — Vorſtellungen, welche man ſich irrig in Europa davon macht. — Seine Erbauung. — Unvergleichliche Ausſicht von dieſem Orte auf drei Meere und zwei Welttheile. — Unregelmäßige Bauart der verſchiedenen zu einem Ganzen verbundenen Paläſte und Urſachen derſelben. — Schilderung des prächtigen Anblicks, den das Serail aus der Ferne gewährt.

Kein Theil des unermeßlichen Konſtantinopel's aber zieht ſoſehr die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich und keiner verdient es auch vielleicht in dem hohen Grade, als die äußerſte Spitze des großen von der Stadt gebildeten Dreiecks, von drei Meeren beſpült und ſtolz und erhaben die eine der Seiten weit in die hellſchimmernden und unaufhörlich mit regem Leben erfüllten Gewäſſer hinſtreckend. Hier war es, wo das alte Byzanz ſtand und hier thront jetzt der unvergleichliche Verein von Palläſten, Lusthainen, Pavillonen, Thürmen und Gärten, der den majeſtätiſchen

Kaiserſitz der Kalifen der Muſelmänner und der osmaniſchen Großſultane bezeichnet, mit einem Wort dasjenige große Revier Stambul's, das man unter dem allgemeinen Namen des Serails begreift.

Serail oder vielmehr Serai (denn das erſtere iſt eine franzöſiſche Veränderung des letzten ächt morgenländiſchen Worts, die aber jetzt in ganz Europa eingeführt iſt) bedeutet eigentlich einen Pallaſt und weiter nichts. Die Türken nennen ſo jedes große und anſehnliche Gebäude, jeden Sitz eines vornehmen oder angeſehenen Mannes; darum hat jeder Paſcha in ſeiner Hauptſtadt, jeder Miniſter der hohen Pforte ſein eigenes Serai und ſelbſt die Wohnungen der europäiſchen Geſandten in Pera werden Serai's genannt.

In Europa macht man ſich häufig die ſeltſamſten Vorſtellungen von dem Serail. Man bildet ſich bisweilen ein, es ſey einerlei mit Gynäkonitis (der Frauenzimmerwohnung), welches doch nur der Harem des Serails iſt und nimmt ſo einen Theil für's Ganze. Die Italiäner glauben ſogar nicht ſelten, es ſey ein Hof, worin ſeltene wilde Thiere aufbewahrt werden, weil Serrajo oder Serraglio in ihrer Sprache eben das, was menagerie im franzöſiſchen, bedeutet. Zum Unterſchied von andern Gebäuden von Konſtantinopel, die denſelben Namen führen, nennt man

auch die Residenz des Großherrn das große Serai oder Padi-Schah-Serai (das Kaiserliche Schloß).

Etwas Schöneres und Anmuthigeres als die Lage dieses Sultansitzes ist schwerlich auf der ganzen weiten Erde aufzufinden. Er liegt gegen Aufgang der Sonne, an dem östlichen Ende von Konstantinopel auf einer Landspitze, wo der Kanal der süßen Wasser oder der Hafen mit den Gewässern des Bosporus, die vom schwarzen Meere kommen, sich vereinigt, in Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks, und schließt die ganze Höhe und Niedre eines Hügels in sich, der von der Sophienkirche bis an die See reicht. Muhamed der zweite, der im J. 1453 den Griechen ihre Hauptstadt mit stürmender Hand entriß, verließ durch die in seiner Art einzige, unvergleichliche Lage des Platzes gereizt, das alte, jetzt mitten in der Stadt liegende Serail (Tekir oder besser Eski-Serai) und legte hier im Jahr 1478 den Grund zu einem weit größern und prächtigern, das den Namen des neuen Serails bekam und seitdem der beständige Wohnsitz der türkischen Kaiser geblieben ist.

Entzückend ist die Aussicht, welche man von diesem Orte hat. Gegen Südost erblickt man den Meerbusen von Nicäa, die Gestade von Asien und Skutari in seinem ganzen Glanz, gegen Nordost die so unnennbar reizenden Gegenden des

Bosporus und die Vorstädte Pera, Galata, Topana, Fondukli, welche jenseits des Hafens an Bergen stuffenweise sich erheben. Auf der einen Seite hat man den unendlichen Prospekt des Propontis, auf der andern den schimmernden Hafen mit seinen tausend Mannigfaltigkeiten. Der Maler komme vom Himmel herab, der so etwas schildern will, die Erde hat ihn nicht.

Die Serailsgebäude, die, wo man auch seinen Standpunkt wählen mag, so himmlisch, so feenartig in's Auge fallen, sind da aufgeführt, wo der Hügel am erhabensten ist und gehen theils auf die vielen Gärten, welche abhängig nach den Gestaden zu angelegt sind, theils gegen die Gewässer beider am Eck dieses Zauberfitzes zusammenstoßenden Meere, wovon man die Gränzen von Europa und Asien mit einem Blick zu ermessen vermag. Man bemerkt bald und schon aus der Ferne, daß diese berühmte Residenz nicht sowohl, wie man häufig in Europa zu glauben geneigt ist, ein einziger Pallast als vielmehr eine Menge von Gebäuden und Pavillons, die nur zu Einem Ganzen vereinigt sind, genannt werden könne. Auch haben sie nicht etwa einen Erbauer, sondern die verschiedenen Theile dieses über alle Beschreibung erhabenen Monarchensitzes sind von den türkischen Sultanen nach und nach, nach ihren Einfällen oder nach dem Geschmack verschiedener Favoriten und Favoritinnen aufgeführt worden.

Eben darum, weil so viele Baumeister hier ihre Kunst und Geschicklichkeit haben zeigen wollen, weil ein jeder sich einbildete, sein Plan sey der beste und schönste, weil die verschiedenen Sultane verschiedene Wünsche hatten, die sie ausführen ließen, vermißt man auch jene edle Harmonie und Einfachheit, die ein Kunstwerk bezeichnen, das nach einem bestimmten Entwurf mit Einheit und Festigkeit angelegt, auf einen bleibenden Punkt der Ansicht berechnet wurde. Der geregelten Schönheit und hohen Simplizität des Ganzen hat hier eben der Umstand geschadet, der die Peterskirche in Rom in jene überladene, überfüllte Prachtmasse umwandelte, welche man zwar bewundern, anstaunen muß, bei der aber der verschiedene Geschmack mehrerer Künstler unverkennbar in's Auge springt.

Doch eben diese mannigfaltigen Pläne, wornach die einzelnen Stücke des Pallastes aufgeführt worden sind, jene oft bizarren Einfälle der Herrscher, die sie ins Werk richten, anfangen oder vollenden ließen, tragen vielleicht nicht wenig dazu bei, dem Ganzen die unvergleichliche Ansicht in der Ferne, den Anstrich von Wundersamen, die unvergleichliche Varietät der Perspektive zu geben, die so ausnehmend entzückt, so ausnehmend Bewunderung und Staunen erregt, so unwiderstehlich mit sich fortreißt. Ein großes ungeheures Schloß, ein nach Harmonie und Ord-

nung, mit Regelmäßigkeit und Bestimmtheit ausgeführtes kolossalisches Kunstwerk der Architektur würde nie auf den Beschauer, der in einiger Entfernung seinen Standtpunkt wählt, hier den Eindruck, die Wirkung hervorzubringen vermögen, die die Phantasie unwillkührlich in die Regionen einer fremdartigen überirdischen Welt mit sich fortführt.

Ich habe das Serail mit seinen prunkenden Umgebungen oft und vielfach, von allen Seiten und zu allen Tageszeiten, betrachtet, nimmer ist mein Auge ermüdet, nimmer mein Gesicht gesättigt worden; mannichmal habe ich den leisen Wunsch in mir gefühlt, es ganze Tage lang mit unverwandtem Blick beschauen zu können. Ich hatte Gelegenheit, auf meinen Reisen in Europa viele und große Werke der Kunst und der Natur zu sehen, manche, die als einzig, als außerordentlich in ihrer Art galten; doch keins derselben — ich gestehe es gern — hat den bleibenden, unauslöschlichen Eindruck in mir hervorbringen, keins so unwandelbar, so unzerstörbar sich meinem Gedächtnisse einprägen können als das Serail zu Konstantinopel. Noch jetzt ist es mir, als stünde es vor mir in seiner ganzen Fülle von Majestät und Schimmer, noch jetzt spielt es nicht selten in meiner Seele mit lieblichen Traumgebilden, noch jetzt gießt es Entzücken aus über

mein Gemüth, wenn zufällige Umstände Erinnerungen an seinen Anblick in mir hervorrufen.

Ist es der Glanz von Gold und Silber, der so blendend von diesem Feensitze in's Auge fällt, ist es der groteske Geschmack in den Anlagen, ist es der wundersame Zusammenfluß des Ländlichen und Maritimen, des Himmlischen und Irdischen, des Majestätischen und Orientalisch Einfachen, ist es endlich das bunte Farbengemisch der Gebäude und Lusthaine — ich weiß es nicht; aber das Ganze fesselt in einem so hohen Grade, daß ich nichts damit zu vergleichen, nichts demselben an die Seite zu setzen vermöchte. Vielleicht daß meine von Natur so glühende Einbildungskraft zu stark malte; doch auch andere Reisende haben vor mir das nämliche behauptet. Es kam mir — um es nur frei zu gestehen — bisweilen vor, als sey das Serail, wo es da vor mir lag, etwas Mystisches, Zauberisches, das von irgend einem Planeten des Weltalls von irgend einem freundlichen Gotte oder Engel auf diese Erde verpflanzt worden wäre.

Aber meine Leser werden wie billig zu mir sagen: Gieb uns eine bestimmte Idee von diesem großen Kunst- und Naturwerke, wovon auch wir so viel Wunderbares und Außerordentliches gehört haben; schenke uns wenigstens einige Momente und Fingerzeige, aus denen wir uns eine Vorstellung von dem Ganzen zusammensetzen

können; mag immerhin jegliches geprieſene Meiſterſtück ſeine verborgene Tiefen haben, die man nicht mit der erſten Uberſicht faſſen kann, etwas Ausgezeichnetes muß ihm doch eigen ſeyn, das jedem in die Augen fällt, das keinem, der Geiſt und Herz hat, entgeht, wenn er vor ihm ſteht und es aufmerkſam betrachtet. Wollt ihr vorlieb nehmen mit den ſchwachen Pinſelſtrichen eines Mannes, der ehedem nur gewohnt war, Figuren durch analytiſche Formeln zu berechnen und bei dem ernſte Beſchäftigungen mit Differential- und Integralkalkulen vielleicht manche Gaben, die ihm die Natur verlieh, und die hier ſo nothwendig erforderlich ſind, unterdrückt haben? — Wollt ihr das, nun ſo höret und urtheilt!

Mein Standpunkt iſt auf einer Balluſtrade eines Hauſes in Top-hana und feſtlich geſchmückt liegt die ganze Eine Seite des Serails vor meinen Blicken ausgebreitet. Eben hat das Frühröth begonnen, die Pfade zu erhellen und prachtvoll iſt die Sonne dem öſtlichen Horizont entſtiegen; golden ſchwebt der Morgen daher im Purpurgewande. Gleich ſchimmerndem Feuer glänzen die wallenden Wogen, welche die Gärten und hart an den Ufern aufgebauten Pavillons und Kioſke des Kaiſerſitzes umbrauſen, von Winden der Frühe bewegt. An den Gipfeln der kleinaſiatiſchen Berge hinter Kalzedon und Skutari ſchweben geröthet die ſilbernen Wolken am azurnen

Himmel, den steigenden Nebel empfangend. Hundertmal wird schon das junge Sonnenbild von den metallenen Goldknöpfen und Halbmonden der Serailspaläste zurückgestrahlt und hundertmal spiegelt es sich in den silbernen Dächern derselben; aber noch liegt hier ein Theil der byzanzischen Landspitze im Schatten, während dort ein anderer eben aus dem Schlummer zu erwachen scheint und seine Reize allmälig klarer zu entfalten beginnt.

Doch immer schöner und schöner fängt jetzt die Natur in verjüngtem Schmuck an zu lächeln, ein sanfteres, helleres Grün kleidet die Hügel, welche sich von den Palästen zu den Gestaden hinstrecken, in ein neues Gewand und die Zypressenwäldchen, welche oben, unten und am Abhange der Serailshöhen, ihre Häupter gen Himmel empor erheben, prangen mit jungen Blättern. In sanftem, durch die Schatten der Anhöhen erzeugten Helldunkel zeigen sich die grünenden Thäler innerhalb den Ringmauern, hier winken liebliche Haine, dort fruchtbar duftende Gärten.

Silbern entschwebt indessen der Nebel den Bergen und verschwindet in den heitern Bläuen des Firmaments. Die Sonne steht jetzt da in ihrer blendenden Majestätsfülle und bestrahlt mit ihren Goldschimmer die ganze prächtige Szene, die sich dem entzückten Auge eröffnet. Ein Eden

liegt aufgethan vor meinen Blicken, feierlich und feenartig hat sich sein geheimnißvoller Busen entschleiert und sein Zauber füllt die Seele mit Staunen, giebt der schöpfrischen Einbildungskraft ein unendliches Feld zu Betrachtungen, Wünschen und frohen Ahndungen.

Man denke sich den schönsten Hügel von einem Umfang von mehr als anderthalb Stunden, dessen Flächen sich in anmuthigen Abstuffungen auf drei Seiten zum Meere hinsenken, während die vierte mit dem festen Lande zusammenhängt und sich in ein unendliches Chaos von Häusern verliert, womit die Hauptstadt das Serail umfaßt. Den Gipfel füllt eine zahllose, kaum in der ganzen Peripherie übersehbare Menge von glänzenden, mit einander zusammenhängenden, orientalischen Pallästen von den verschiedensten Formen, Verzierungen und Gestalten, alle von blendendweißer Farbe, eins groß eins klein, eins mit einer langen eins mit einer breiten Fronte, dieses mit einer Dachgallerie, jenes mit einem morgenländischen Giebel, dieses mit Domen und Kuppeln, jenes mit Thürmen und Minareten geschmückt. Hoch und niedrig ragen sie amphitheatralisch über einander empor, erheben sich kulissenmäßig eins über das andere, und an den jenseitigen Enden der abgekehrten Seitenfläche erblickt man noch Thurmspitzen, die einen von die-

sem Standpunkte aus unsichtbaren Haufen von Gebäuden noch vermuthen lassen.

Man denke sich die verschiedenartigsten Reihen von Kuppeln und Domen, die mannigfaltig und oft seltsam übereinander stehenden Dächer, die Wirrwarre von Thürmen und Minareten von Gold = und Silberblech strahlend und auf den höchsten, erhabensten Punkten derselben eine fast unzählbare Menge von vergoldeten halben Monden auf langen glänzenden Metallstangen zum Himmel sich emporstreckend und in den blauen Aether tauchend. Man denke sich die groteskeste Anhäufung von bunten Ballustraden, Gallerien, Altanen neben, über und unter einander; eine nicht zu berechnende Anzahl von großen und kleinen Fenstern und Gittern mit orientalischen Zierrathen versehen; tausend grell in die Augen fallende Schnörkel, Marmorkolumnen, Portiquen und Säulengänge; Mauern, Geländer, Thore, Brükken von der verschiedensten Bauart, von den verschiedensten Materialien und Farben. Dieses große Gebäudelabyrinth voll Schimmer, Pracht und Glanz zieht sich nun allmälig von dem Gipfel des Serailhügels zum Abhange desselben hin und wird da von weitläuftigen morgenländischen Gärten, Lustanlagen und Baumhainen umfangen, die einen bunten lieblichen Kranz um dasselbe winden und sich unter mannigfaltigen Abwechselungen bis zur Meeresfläche hin erstrecken, wo eine

starke, dicke, mit einer Menge Thürmen versehene, oft aber durch andere architektonische Werke unterbrochene Mauer ihnen ein Ziel setzt.

Man stelle sich das Abstechende der dunkelgrünen Zypressen, die hier auf der abhängigen Fläche ganze Wäldchen zu bilden scheinen, von den weissen Marmorpalästen vor; die mannigfachen Schattirungen, welche das Laub und die Blätter der Lorbeeren, Orangen, Feigen, Zitronen und so vieler andern immer grünenden Baumarten des Orients darstellen, die vielen Blumenparterre mit ihren Einfassungen, die Grotten, marmornen Gartenverzierungen und Wasseranlagen..... Alles dies in der buntesten Vermischung und im Geschmack des Ostens. Zwischen den Bäumen, Hütten und Hecken, neben den mit Produkten aus dem weiten Reiche der Zeres und Pomona überfüllten Terrassen und Gitterwänden sehen nun noch Lusthäuser, Sommerpaläste, Kioske von der barockesten Bauart, mit den fremdartigsten Ausschmückungen hervor, deren mancherlei Säulen, Dächer und luftige Erker eben so kraus in's Auge fallen als die vielen Marmorarten, aus denen die Gebäude errichtet wurden, gegen das so sehr von einander abweichende Grün der Umgebungen kontrastiren.

Nun dichte man sich den lieblichsten Sommermorgen, an dem ein azurblauer Himmel über die Erde sich ausspannt, und freundliche Lüfte durch

Laub und Blüthen wehen; wie beseligend muß da nicht ein Aufenthalt an diesem Orte seyn. Mitten unter den reizendsten Umgebungen übersieht man von den Höhen herab einen großen Theil der unvergleichlichen Environs der Wunderstadt am Bosporus, und während dem Aurora's Glutstrahlen den blauen Ozean überfliegen, und das Auge von dem schimmernden unendlichen Spiegel des Weltmeers entzückt wird, laden niedliche von Zypressen umschattete Pavillons mit üppigen Divans zur Ruhe ein, und versprechen einen Genuß ohne Gleichen. Hier zu schlummern und zu träumen im Angesicht der großen Werke der Kunst und der Natur, welch ein Schlummer, welche Träume müssen das seyn? —

Hart am Ufer erblickt man nun statt der Mauer hin und wieder prächtige Kioske mit Kuppeln und Thürmchen, Thore, welche aus dem Innern zu dem Wasser hinführen, Batterien, lange Remisen mit vergoldeten Fahrzeugen und Tschaiken, und so viele andere Bauwerke, die durch das mannigfaltige Grün im Hintergrunde noch mehr erhoben werden und desto klarer in's Auge fallen. Der Kay außerhalb der Mauer vor dem Hafen, Bosporus und Propontis ist bald breiter bald schmäler, bald hört er auch ganz auf. Hier und da sind Wachthäuschen und Bäume auf denselben zu sehen, und an der äußersten Spitze des Serails, an dem Orte, welchen man weiland Akro-

polis nannte, hat man zwei hohe spitzige Thürme errichtet, die sich weit über die andern an der Mauer, die nur mit platten Zinnen bedeckt sind, erheben.

Das Ganze macht eine Wirkung aus der Ferne, die in der That unvergleichbar ist, und man kann sich des Gedankens nicht enthalten, hier wo die Natur gleichsam einen Vorgeschmack des Himmels hat geben wollen, wo drei Meere und zwei Welttheile übersehen werden, hier sey der einzige Erdensitz für die Regierung kommender Zeitalter, welche alle Länder und Nationen zu einem erhabenen gemeinschaftlichen Brüderband zusammenknüpfen wird, um die Menschheit endlich von jenem unaussprechlichen, gränzenlosen Jammer und Elend zu befreien, worin sie Barbarei, Unwissenheit, Eitelkeit, Ehrgeiz und Machtgier der Herrscher Jahrtausende lang gehalten haben. Hier möge ein russischer Alexander seine Residenz aufbauen und lange regieren mild und wohlthätig für sein Zeitalter und die kommenden Generationen.

Größe und Umfang des Serails. — Mauern und Thürme. — Brüstungen und Batterien. — Spazierfahrt um das ganze Serail herum, von dem Propontis bis zum Hafen. — Merkwürdigkeiten, die sich dem Auge an der Peripherie darbieten. — Der Kiosk des Bostanschi = Baschi. — Der heilige Brunnen der Griechen. — Aberglauben derselben am Verklärungstage von Christus. — Das Serai-Burnu und das Hauptsethor des Serails. — Nachricht von dem Brunnen am Kay. — Remisen für die kaiserlichen Lustschiffe. — Beschreibung zweier auf der Hafenseite gelegenen prächtigen Kiosks. —

Das Seràil bildet den östlichsten Theil der auf einer großen, vom übrigen festen Lande von Europa hervorragenden, Erdzunge aufgebauten und so von dreien Meeren umflossenen Hauptstadt der Türken und kann an und für sich schon als eine kleine Stadt angesehen werden. Auf der Landseite stößt es dicht an das übrige Konstantinopel und nur eine dicke Mauer ist hier die Scheidewand. Wäre diese nicht, hätte es überdies nicht so weitläuftige Gärten und eine so ausgezeichnete Lage, so würde man die zu demselben gehörigen Gebäude in der Ferne schwerlich von den übrigen Massen von Konstantinopel unterscheiden können.

Theilt man den ganzen Umfang dieses Sultansitzes, der ungefähr dreiviertel bis eine deutsche

Meilen betragen mag, in acht gleiche Theile; so kommen davon drei der Landseite zu, die übrigen fünf aber der Wasserseite. Die starken Mauern haben auf der Seeseite viereckige, auf der Stadtseite runde Thürme; jene stehen ziemlich weit von einander, diese etwas näher beisammen von dem Hauptthore an bis zum Meere hin, wo man Galata und Top-hana gegenüber hat. In diesen Thürmen halten beständig theils Amazoglans oder Agem-Oglani theils Bostandschi Wache, damit sich niemand, weder auf der Land- noch auf der Seeseite dem Serail zu sehr nähere. Die Fahrzeuge, welche den Hafen, den Bosporus und Propontis befahren, müssen sich darum wohl hüten, der kaiserlichen Residenz zu nahe zu segeln: denn die Wachen sind im Stande und zielen mit ihren Feuerröhren nach ihnen, ohne sich darum zu bekümmern, wen sie tragen oder durch welchen Zufall sie das allgemeine Verbot übertreten; selbst die Kanonen können sie im Fall der Noth zu Hülfe nehmen.

Die von Steinen aufgeführte Brüstung, worauf sich die Serailsbatterien befinden, geht rund um die Residenz herum. Die Kanonen liegen da ohne Lavetten und so gestellt, daß sie dem Wasser gleich schießen. Ihre Anzahl mag sich auf vierzig bis funfzig belaufen und sie sind von sehr verschiedener Größe; einige haben solche ungeheure Mündungen, daß ein Mann hineinkriechen

könnte. Merkwürdig ist besonders die größte und schwerste von allen, diejenige, welche, bei der Belagerung von Bagdad unter dem Sultan Murat, den letzten Schuß auf die Stadt that und sie dadurch zur Uebergabe soll genöthigt haben. Dieses Stück wird mit einer besondern Auszeichnung aufbewahrt: denn es steht in einem von dem Platze der übrigen getrennten Behälter.

Obgleich alle diese Kanonen beständig geladen sind, so wird doch nur bei besondern Gelegenheiten Feuer daraus gegeben. Diese sind insonderheit bei großen religiösen oder politischen Festen und Freudensbezeugungen z. B. in den zwei ersten Tagen des Bairams, bei der Nachricht von der Eroberung eines Landes, einer Stadt oder Festung durch die muselmännischen Waffen oder von der Unterdrückung einer gefährlichen Empörung im Innern des Reichs, bei der Geburt eines neuen Prinzen aus dem Stamme der Osmanen, u. s. w. Außerdem wird von diesen Batterien herab der Tod der im Serail Hingerichteten der Stadt verkündigt: indem nämlich von den Fenstern des Pallastes herab der Leichnam in's Meer herabgestürzt wird, folgt ihm jedesmal ein Kanonenschuß als Todtenfeier nach. Endlich begrüßt man auch wohl solche Schiffe von hier aus mit scharfer Ladung, welche entweder ohne Erlaubniß oder gegen den Willen der Re-

gierung in den Hafen einlaufen oder aus demselben absegeln wollen. Von einer dieser Batterien flog auch jene Kugel in die russische Flotte, welche zu so mancherlei Discussionen Veranlassung gab.

Außer diesen gegen Galata und Skutari über aufgerichteten und stark mit Geschütz bepflanzten Schanzen, hat das Serail noch eine besondere kleine Batterie auf einem erhabenen, ungefähr fünf Klaftern breiten Platz, der die Länge des Pallastes und der Gestade bestreichen kann. Die hier befindlichen Kanonen sind gleichfalls stets geladen und auch die zur Wache stehenden Amazoglans können sich ihrer, wenn sich Gelegenheit ereignet, bedienen, um Feuer zu geben.

Um das Aeußere des Serails noch besser kennen zu lernen, mögen mich meine Leser in eine Tschaike begleiten, in der ich von den sieben Thürmen ausfahren, und, so nahe wie es nur immer gestattet ist, längs den Gestaden hin um die Wasserseiten des Kaiserlichen Pallastes herumrudern will. Ich befinde mich also mit meinem leichten Schiffchen auf den Gewässern des Propontis, und habe die ganze Zeit über Konstantinopel zur linken Hand, während rechts die Aussicht auf eine unendliche Meerfläche geht, die in weiter Ferne an einem Orte durch die Prinzeninseln begränzt ist, die sich gleich kleinen unmerklichen Hügeln aus der See zu erheben scheinen. So lange ich noch

die Stadt zur Seite habe, kann ich mich so nahe an den Ufern halten, wie ich Lust habe; da aber, wo das Gebiet des Serails seinen Anfang nimmt, bin ich genöthigt, mich eine beträchtliche Strecke von den Gestaden zu entfernen, um mich keiner Gefahr auszusetzen.

Von dem Schloß der sieben Thürme an bis zur äußersten Spitze der in's Meer sich hinstreckenden Landzunge, die ehemals Akropolis genannt wurde, sind die Grundvesten der Stadt- und Serailmauern durch enorme Steinstücke verstärkt, welche unordentlich auf einander gehäuft sind und einen starken Damm bilden, der dem Ungestüm der Wellen trotzt. Leicht sind übrigens die Kays der Stadt von denen des Pallastes zu unterscheiden: denn während dem dort ein reges Leben überall verbreitet ist, scheint hier alles still und öde; kaum daß hier und da ein Schiffchen mit Bostandschis anlandet, und sich an manchen Orten Wachen und Verschnittene zeigen.

Sobald man an den Ort anlangt, wo die Mauern des Serails anfangen, stößt man auf eine Merkwürdigkeit an der Einfassung des Pallastes, die eben darum, weil sie der Stadt zunächst liegt, auch um so bekannter ist. Es ist ein prächtiger Kiosk, der alle andern am Ufer aufgebauten der Kaiserlichen Residenz an Höhe und Größe übertrifft. Er steht auf schönen Schwibbogen und faßt drei ansehnliche, kostbar ausgeschmückte, Säle in

sich, die mit vergoldeten Kuppeln bedeckt sind. Das Innere ist mit mannigfaltigen Arten von Marmor und Porphyr belegt, und das haufenweise angebrachte Schnitzwerk von Gold giebt dem Ganzen einen Glanz, der überraschend in's Auge leuchtet. Gewöhnlich sind indessen die Fenster durch hölzerne, wohlverzierte Gitterwerke verschlossen.

Man hat von da aus, weil der Ort sehr erhaben liegt, eine weite Aussicht auf den Bosporus, den Propontis und einen Theil der Stadt. Der Großherr pflegt, wenn er sich im Serail aufhält, bisweilen hierher zu kommen, und sich da mit seinen Frauenzimmern und Stummen zu belustigen. Verdeckte Gänge führen durch die Gärten aus dem Harem nach diesem einen Ende des Pallastes hin, und die Fenster sind so eingerichtet, daß man Alles, was von Außen vorgeht, genau betrachten kann, ohne selbst gesehn zu werden.

Man nennt diesen Kiosk den Kiosk des Bostanschi-Baschi, bekanntlich eines der vornehmsten Serailsgroßen, theils weil er hier einen Ausgang aus dem Pallast hat, theils sich auch daselbst oft aufhalten muß, indem sich der Ort an dem Ende befindet, man von da aus sehr viel übersehen kann, und ihm seine Pflicht es auflegt, genau auf Alles Acht zu haben, was sowohl in der Nähe der kaiserlichen Residenz als auch auf den Meeren, wovon sie umgeben ist, vor sich geht.

Bringt der Sultan indessen Frauenzimmer mit, so muß er sich sogleich entfernen, da er kein Verschnittener ist, sondern noch dazu das ehrenvolle Vorrecht genießt, im Serail selbst einen Bart zu tragen.

An einer Mauer kann man noch angezeichnete Kreuze bemerken, woraus erhellet, daß hier ehemals ein christliches Gebäude gestanden haben müsse; auch behaupten die Griechen, es sey vormals da eine ihrer Kirchen gewesen, wovon dies ein Ueberbleibsel sey. Nahe an diesem Orte fällt ein großes Fenster in die Augen, es ist das nämliche, wodurch in der Nacht die Strangulirten aus dem Serail in's Meer geworfen werden. Diese Exekution wird durch den Bostanschi-Baschi verrichtet, dem die Handhabung der Gerechtigkeit und Polizei im Innern des Serails bis zu den Thoren des Harems hin überlassen ist.

Da, wie schon gesagt, dieser so gefürchtete Mann sich oft in dieser Gegend des Serails, und zwar nicht sowohl zur Belustigung als aus Pflicht aufhält, so herrscht meistens in diesen Umgebungen des kaiserlichen Pallastes eine Stille und Ordnung, welche um so auffallender ist, da ein so stark bevölkertes Quartier der Stadt doch so nahe liegt. Der Bostanschi-Baschi ist bisweilen mit einem Fernrohr versehen, mit dessen Hülfe er genau Alles vor die Augen zu führen vermag, was im weiten Umkreise vor sich geht, und da er

seine Macht sehr ausdehnen kann, und sie selbst nicht selten mit der Gerichtsbarkeit des Stamboli-Effendi, der den Polizeipräfekten der Hauptstadt vorstellt, zusammenfällt, so fürchtet sich jeder, etwas zu begehen, wodurch er ihm oder seinen Offizieren in die Hände fallen könnte.

Auch ist die Ausübung der Gerechtigkeit und der Strafen, die durch den Bostanschi-Baschi geschieht, gewöhnlich so streng und schnell, daß man sich ihm selten zu entziehen vermag. Es ist übrigens ganz einerlei, wer die Strafbaren sind, ob Muselmänner oder Christen, ob Griechen oder Franken, alle sind ihm auf gleiche Weise unterworfen, wenn sie eine Handlung begangen haben, die Ahndung verdient und in seine Sphäre einschlägt. Oft sendet er auch von diesem Orte aus Patrouillen in die Stadt und in die Meere und da er überall gleich selbst gegenwärtig ist, so entgeht ihm selten etwas.

Wenn man von Konstantinopel aus nach dieser Süd Ostspitze des Serails kommt, so stellt sich dieser Kaisersitz als ein Hause, ohne Ordnung, Symmetrie und Regelmäßigkeit zusammengefügter Gebäude vor, die theils groß theils klein, theils mit Terrassen, theils mit Domen und Thürmen versehen sind, und zwischen denen sich Gärten und Baumhaine zeigen. Die hohen Mauerwerke benehmen die Aussicht, und es kommt einem so vor, als habe man es mit vieler Mühe dahin bringen

wollen, die kaiserliche Residenz von der Landseite aus unter einem am wenigsten vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen; wenigstens wird man, wenn man das Serail lediglich von diesem Orte aus zu betrachten Gelegenheit gehabt hat, nie wähnen können, daß es auf allen andern Seiten einen so unaussprechlich reizenden Anblick zu gewähren im Stande sey.

Der Platz von Konstantinopel, der sich vor dem Pavillon des Bostanschi-Baschi hinzieht, bildet theils einen Kay, der eine Aussicht auf das Mare di Marmora hat, theils ist er hin und wieder mit Zypressen bepflanzt, die den Anfang der Serailsgebäude noch mehr verstecken. Er hat aber außerdem noch eine besondere Merkwürdigkeit, die hier erwähnt werden muß. Es befindet sich nämlich auf demselben ein großer Springbrunnen, bei dem das Wasser aus acht Löchern eines Felsens in ein breites Becken fällt, und große Bogen bei seinem Sturze macht. Diese Fontainen stehen bei den Griechen zu Konstantinopel in großem Ansehen, und sie schreiben dem Wasser derselben eine wunderbare Heilkraft zu. Jährlich am Tage der Verklärung versammeln sie sich da in außerordentlicher Menge, und begehen die lächerlichsten Zeremonien. Die türkische Regierung hat diese Freiheit nie eingeschränkt, und sie sorgt vielmehr dafür, daß dieser Brunnen gleich andern

in der Hauptstadt im besten Stande erhalten werde.

Ich habe von diesem Wasser mehrmals getrunken, habe aber nie weder einen besondern Geschmack noch eine besondere Wirkung wahrnehmen können; weder Eisen- noch Schwefeltheile sind darin, und eine chemische Zerlegung giebt schlechterdings nichts, was den Wahn der Griechen bestätigen könnte. Es ist mir daher nur zu gewiß, daß die ganze Sache ein bloßer Aberglaube ist, wodurch einst die Pfaffen die gläubigen Christen bethört haben, und der sich nachher unter die folgenden Generationen fortgepflanzt hat. Auch glauben vornehme, gebildete Griechen wenig daran.

Am Feste der Verklärung finden sich hier nicht nur die Griechen des Bosporus ein, sondern es kommen ihrer auch eine beträchtliche Menge von den benachbarten Gegenden. Alle lagern sich um den heiligen Brunnen herum, und trinken das Wasser desselben unter vielen Gebeten und Kreuzigungen. Jeder nimmt so viel er nur kann davon ein, und manche tragen auch ganz damit gefüllte große Gefäße nach ihren Wohnungen.

Die Gesunden soll der Genuß desselben vor ansteckenden Seuchen bewahren; der Körper, sagt man, werde auf eine außerordentliche Art dadurch gestärkt, und das Leben verlängert. Auch das Baden in diesem Wasser wird für äußerst heilsam

betrachtet, und könne man nur Hände und Füße damit waschen, so sey es schon nützlich genug.

Bei Fieberkranken, erzählt man ferner, thue dieses Brunnenwasser wahre Wunder und mancher Nervenschwache sey schon dadurch vom unvermeidlichsten Tode gerettet worden. Sonderbar ist besonders ein Gebrauch, der wenn er nicht Hülfsbedürftige und Kranke beträfe, die Theilnahme und Mitleiden auf sich ziehen müssen, nicht ohne Lachen angesehn werden würde. Eine Menge Griechen sind nämlich beschäftigt, tiefe Graben und Löcher mit Schaufeln und Hacken in die Erde zu machen, jedes derselben ist von Manneshöhe. Die Kranken müssen sich alsdann hineinstellen oder hineintragen lassen, so daß der obere Rand des Loches ihnen bis an den Hals reicht. Sorgfältig werden dann alle Oeffnungen auf dem Boden mit Sand verstopft und endlich ist der Körper mit allen Gliedern völlig eingegraben und man sieht von ihm nichts als den Kopf.

Man denke sich nun ganze Reihen solcher eingegrabenen Menschen um den Brunnen herum, ganze Reihen von Menschenköpfen aus dem Fußboden hervorgucken. Die Griechen laufen herum mit Gefäßen voll heiligen Wassers, schlagen Kreuze, stammeln Gebete; an Kalugern fehlt es nicht, die den Segen zu sprechen nie aufhören. Die aus der Erde gleich Kürbissen hervorsehenden Köpfe bekommen zu trinken, man glaubt ihnen

nicht genug von dem Wasser eingießen zu können; mannichmal wäscht man ihnen auch das Gesicht und den Scheitel. Die Griechen thun dabei so andächtig, die Gesichter der Eingegrabenen haben so viel wehmüthiges, und doch hat das Ganze für den Unbefangenen so viel lächerliches, daß es wohl wenige tragikomische Szenen geben mag, die dieser gleich kommen dürften.

Von dem beschriebnen Kiosk des Serails herab kann man dieses religiöse griechische Schauspiel auf dem Stadtplatze bei dem Agiasma (so nennen die Neugriechen nämlich diese Fontaine) genau in großer Nähe mit ansehen und darum versäumt der Sultan selten, sich an diesem Tage einige Stunden daselbst einzufinden, wo er Alles mit anschauen kann, ohne selbst bemerkt zu werden. Auch sorgt der Bostanschi-Baschi dafür, daß die Feierlichkeit der Christen auf keine Weise gestört werden könne, die übrigens einem Karneval mehr als einer Andachtsübung und Krankenkur gleicht.

Läßt man den Kiosk an der Südostecke links liegen und fährt weiter nach der Akropolis zu, so bemerkt man lange Zeit an den Gestaden nichts als hohe Mauern und Thürme, endlich aber kommt man an die Batterien. Man hat von diesem Standtpunkte aus wieder eine ganz andere Ansicht des Serails als von den Kays oder den Höhen Top-hana's und Galata's. Die

innern Gebäude erscheinen meistens niedrig; eins aber von beträchtlichem Umfange und ansehnlicher Größe fällt besonders in's Auge: es ist hoch, ragt stark über die andern hervor, hat drei Reihen Fenster übereinander und ist ganz aus Quadersteinen aufgeführt. Neben demselben aber stellen sich ganze Haufen kleiner wohl verzierter, morgenländischer Paläste dar, meistens mit Blei gedeckt, deren obere Verzierungen z. B. die Knöpfe, Spitzen, halben Monde, Ballustraden und Gänge stark vergoldet sind, und sehr grell gegen die weißen Steine, woraus alle andern Theile bestehen, kontrastiren. Eine sehr annehmliche Wirkung aufs Auge machen auch die vielen Schornsteine, welche sich mit vergoldeten Pyramiden schließen, die mit Kuppeln versehenen Pavillons oben auf den platten Dächern der Gebäude, die vergoldeten Gallerien und Treppen, welche von ihnen abführen.

Nachdem man die Hälfte der Batterien zurückgelegt hat, gelangt man an die äußerste östliche Serailsspitze und hier sieht man eins der vier Hauptthore des Pallastes, das so genannte Gartenthor (Boſtan = Kapi). Es wird von zwei hohen Thürmen umgeben, die rund und mit Pavillons versehen sind. Mehrere Zypressenbäume außerhalb den Mauern auf dem Kay umschatten dasselbe.

Unter diesen Thürmen halten sich beständig Tag und Nacht zwei Haufen Bostanschis auf, die diesen Eingang des kaiserlichen Pallastes von der Meeresseite bewachen. Der Bostanschi-Baschi hat die Aufsicht und das Kommando über sie, er wählt täglich diejenigen unter seinen Leuten aus, denen er diesen Posten anzuvertrauen gedenkt und läßt die Wachen nach Gefallen ablösen; nicht selten pflegt er auch in eigener Person zu erscheinen, um sich mit seinen Augen selber zu überzeugen, daß man hier genug auf der Hut sey, kein Unterschleif begangen werde und jeder seine Schuldigkeit thue: denn für Alles dies muß er mit seinem Kopfe stehen.

Niemand wird durch dieses Meerthor aus und eingelassen, außer einigen vornehmen Offizieren und Großen des Serails, besonders aber den Kislar-Aga. Auch der Sultan macht bisweilen von hier aus mit einigen Favoritinnen und Odaliken eine Fahrt auf dem Kanal oder nach dem Serail von Skutari; alsdann müssen die Bostanschi's sich weit von dem Thore entfernen und die schwarzen Eunuchen nehmen während der Zeit den Posten ein und bewachen ihn.

Ist man um das Vorgebürge, welches die östliche Serailspitze bildet, und das die Türken Serai-Burnu nennen, herumgefahren, und hat die andere Hälfte der Batterien links liegen gelassen, so segelt man an einem langen Kay weg,

der sich außerhalb der hier stark bewachten Mauern und Thürme befindet, und mit Bäumen bepflanzt ist. Man sieht dann einen Brunnen mit süßem Wasser, welches hier aus dem Innern des Pallastes kommt und in's Meer fließt. Diese sehr wasserreiche Stelle dient den Schiffen zur Bequemlichkeit, welche an der Rheede des Serails vor Anker liegen und auch nur diese allein können davon Gebrauch machen. Sonst ist es nämlich niemand erlaubt, hier an's Land zu steigen, und wer es wagen wollte, würde in Gefahr gerathen, von den Bostanschi's und Amazoglans auf den Wällen, Mauern und Thürmen erschossen oder ergriffen, und zu dem Bostanschi-Baschi geführt zu werden, wo ihn dann eine harte Strafe sicher erwarten dürfte.

Weiterhin kommt man bei sechs bis sieben verdeckten niedrigen Remisen vorbei, welche sich ebenfalls auf dem Kay außerhalb der Serailmauern befinden. In denselben stehen die Tschaiken, Brigantinen und Lustschiffe des Kaisers, die allezeit bereit sind, ihn aufzunehmen, wenn er eine Seefahrt machen will. Es sind eine Menge prächtige Fahrzeuge, mit Moresken und orientalischen Zierrathen überladen, entweder gemalt oder stark vergoldet; bei vielen strahlen sogar die Ruder, die Segelstangen, die Bänke und die Schiffshaken vom Glanze des edelsten Metalls. Manche haben brokatene Baldachine, goldene Halbemonde und

schön bemalte Segel. Oft erblickt man auch mehrere dieser Schiffchen außerhalb der Remisen an dem Ufer im Meere liegen und an Steinpfeilern, welche sich zu diesem Behufe auf dem Kay befinden, vermittelst Stricke festgebunden, welches einen schönen Anblick gewährt.

Nach den Schiffsremisen folgt, wenn man sich immer an dem Ufer hält, ein großer Kiosk, den Sultan Soliman an den Gestaden des Serails aufbauen ließ, um nicht nur selber den Ein- und Auszug seiner Flotten aus dem Hafen betrachten, sondern auch seinen Odaliken zeigen zu können. Dieser Pallast ist in die Länge gebauet, und von mehrern Erkern umgeben; als Grundlage dienen ihm prächtige Arkaden, unter denen weg mehrere Wege zu Ausgängen des Serails führen, deren Pforten jedoch nur bei außerordentlichen Gelegenheiten geöffnet werden, indem nur der Bostanschi-Baschi die Schlüssel dazu führt. Es befinden sich in diesem Kiosk drei große Salons außer vielen Nebengemächern, die mit einer Menge kleiner Goldkuppeln bedeckt sind. Ihre innere Ausstaffirung entspricht ganz dem Glanz, den sie von außen darbieten: nicht nur das Gesimse und die Wände sind prächtig dekorirt, sondern auch die Divans und der Fußboden mit reichen Gold- und Silberbrokaten, mit persischen Teppichen und ostindischen Musselinen bedeckt.

Man kann aus dem Harem durch verdeckte Gartengänge zu diesem Kiosk gelangen; den Schlüssel zu dem innern Thor, das den Haupteingang desselben versperrt, aber hat der Kislar-Aga und ohne dessen Erlaubniß kann sich auch keine Odalike in den Pavillons dieses Gebäudes einfinden, das übrigens nach allen Richtungen hin eine entzückende Aussicht genießt. Die Fenster sind mit starken Gittern und Jalousien versehn, hinter welchen jedoch diejenigen, welche sich in den Zimmern befinden, alles anschauen können, was in ihren Gesichtskreis fällt, ohne Gefahr zu laufen, von jemand wieder gesehn zu werden.

Die Sultanin-Valide pflegt, wenn sie sich im Serail aufhält, von diesem Orte aus Lustfahrten nach ihren Schlössern am Bosporus zu machen; eben so auch die Basche-Kadunen: denn den übrigen Frauenzimmern im kaiserlichen Harem ist es schon weniger vergönnt. Alsdann füllt sich der ganze Kay mit Schwarzen, und den Bostanschis wird vorher die Weisung gegeben, sich von allen erhabenen Oertern am Ufer zurückzuziehen. Sultan Selim pflegt äußerst selten von hier aus, nach dem Beispiel seiner Vorfahren, Tschaiken zu besteigen, die sich überhaupt weit mehr aus dem Harem machten als der gegenwärtig regierende Kaiser.

Nur durch einen Thurm und ein Stück Mauer getrennt steht von diesem nach Westen ein gude-

ret weit prächtigerer Kiosk, ebenfalls von Sultan Soliman erbauet. Man nennt jenen den Sinankiosk, diesen aber den Haleikiosk, weil der Großherr von hier aus abfährt, wenn er zu Schiff einen glänzenden Zug nach einer Dschamie oder nach irgend einem andern Ort unternehmen will. Das Hauptgebäude besteht in einem großen runden Saal, der mit einem weiten Dom bedeckt ist, über welchem noch ein zweiter weit kleinerer sich erhebt, der das Dach eines schön verzierten Thürmchens bildet, welches schon in weiter Ferne lieblich ins Auge fällt. Das Rondeel wird von mehrern luftigen Zimmern, die aber weit tiefer liegen, und zwei Hälften bilden, welche einen spitzen Winkel mit einander machen, und verschiedenen hohen Minareten umgeben.

Die unvergleichliche Lage, die köstlichen Prospekte nach dem Hafen, Kanal und den gegenüber liegenden Küsten hin, die reich verzierten Säulenreiben, die schönsten Marmorarten, die überall angebracht sind, die Menge von bunten Gartenanlagen, Blumenbeeten, Fruchthainen, die reizenden Wasserfälle und Fontainen rund herum auf der Westseite, die Teppiche von unschätzbarem Werthe und Polster von den theuersten Zeugen, die man auf der Erde findet, endlich die vielen starken Vergoldungen und morgenländischen Zierrathen; Alles dies und mehrere andere zusammentreffende Umstände machen den Aufenthalt in diesem wahr-

haft kaiserlichen Pallaste zu einer himmlischen Wohnung, die mehr für Feen und Genien als für Menschen gemacht zu seyn scheint.

Der Haleikiosk liegt übrigens weit tiefer als der, der für die Frauenzimmer des Harems als ein Belustigungsort genannt worden ist, auch weit näher zum Wasser hin, besonders die untern Gemächer desselben. Außerdem ist er weit freier und luftiger als dieser: denn keine Mauer scheidet ihn von dem Kay, und vor demselben wird durch die untern Gebäude ein Platz formirt, den die beiden Seiten der untern Zimmer einschließen und welcher nur nach der Wasserseite offen ist. Man kann also unmittelbar von dem Hafen aus in den Kiosk kommen, und wenn man vor den Bostanschi-Baschi sicher ist und die Wachen, welche das Gebäude beschützen, bestechen kann, so ist es selbst für einen Franken nichts unmögliches, zu einer Ansicht der innern Einrichtung zu gelangen. Der Bostanschi-Baschi pflegt aber überhaupt die Serailkaye oft zu besuchen, und da er die Schlüssel zu den Pforten in Verwahrung hat, welche aus dem Innern nach diesem Kiosk durch die Gärten hinführen, so muß man ihn immer jeden Augenblick erwarten.

Vorzüglich sehenswürdig sind die zwölf großen Marmorsäulen, worauf dieses einer Majestät würdige Gebäude ruht; das Schnitzwerk an den Fußgestellen und Gesimsen ist zwar ächt arabisch und

griechisch in bunter Vermischung; indessen haben doch diese Säulen, ihrer Totalität nach, etwas prachtvolles, das den Herrscher einer großen Nation verkündigt, und die Seele mit Ehrfurcht füllt. Auch die Malereien nach persischer Art, die getäfelten Seitenwände und so viele andere Dinge sind hier von ausgezeichneter Schönheit und Kunst.

Das ist die Beschreibung des elysischen Orts, den der Großherr, wenn er das Serail bewohnt, oft zu besuchen pflegt, um sein Auge an den unendlichen Reizen der bosporischen Landschaften zu weiden, und in der Nähe den Wirrwarr zu betrachten, der im Hafen herrscht. Sultan Abdul Hamid soll oft ganze Wochen ununterbrochen hier zugebracht haben, Sultan Selim scheint den Aufenthalt in Dolma-Backdscheh vorzuziehen.

Nicht weit von dem Haleikiosk fangen die Mauern des Serails an sich in einer krummen Biegung nach Süden hin zu schlängeln, während dem die Mauern der Stadt sich, in gerader Linie fast mit den Serailsmauern auf der Nordseite, nach Abend hinziehen und mit den Mauern, die die Westseite der kaiserlichen Residenz umgeben, einen spitzen Winkel bilden, der einen geraden und sphärischen Schenkel hat, und dessen Spitze in den Punkt fällt, wo die Mauer des Serails sich in die Stadtmauer umwandelt.

Noch ehe man zu diesem Punkt gelangt, bemerkt man am Kay viele Bäume, die kleine mit Mauerwerk umgebene Häuserchen beschatten, worin sich ebenfalls einige Wachen befinden. Die Menge dieser Häuseranlagen, außerhalb der Mauer und hart am Meere, nimmt zu, je mehr man die Stadt zur Seite bekommt, und scheint endlich beinahe eine kleine Vorstadt zu formiren. Diese vielen Gebäude am Kay vor der Stadtmauer entziehen diese hin und wieder ganz dem Auge, und da man da, wo man bei der Stadt anlandet, wegen des Volkstumults und Gewimmels wenig gemeiniglich von den Einfassungen des Orts bemerken kann, so erkläre ich mir, wie manche Reisende, die nur kurze Zeit am Bosporus verweilten, behaupten wollten, Konstantinopel habe weder Mauern noch Thore.

IV.

Ein paar Worte zur Berichtigung der irrigen Vorstellungen, die man sich gemeiniglich von den großen Steppen und Wüsten Asien's und Afrika's macht.

Jene ungeheuren, unwirthbaren Landstrecken von furchtbarer Einförmigkeit und Oede, die selten der Fuß eines Europäers betritt und welche zu den Eigenthümlichkeiten des innern Asien's und Afrika's gehören, werden von den meisten, in Ansehung ihrer Beschaffenheit, sehr irrig und falsch beurtheilt. Die einseitigen Berichte der Reisebeschreiber haben ohne Zweifel sehr viel dazu beigetragen und noch mehr haben berühmte Männer, deren Autorität viel galt und die die Nachrichten der Reisenden nacherzählten, die Verbreitung dieser irrigen Meinungen befördert.

Ist die Rede von einer Wüste, so stellt man sich meistens ein, gleich den Gewässern des Ozeans bewegliches Sandmeer vor; wähnt, auf diesem trocknen und veränderlichen Boden könne weder ein Vegetabil gedeihen noch ein animalisches

Geschöpf sein Leben fristen, kurz kein Wesen vermöge da fortzukommen. Diese Striche der Erdsphäre, denkt man, die oft nie ein Regen befeuchtet, kein Fluß oder Bach durchnäßt, seyen von der Natur zur ewigen Sterilität verdammt; mißmüthig durchwanderten kleine Trupps Nomaden mit ihren Kameelen diese unwirthbaren Steppen, in beständiger Gefahr, entweder dem Hunger oder Durst zu unterliegen, oder lebendig unter Sandbergen begraben zu werden, die der Wind blitzschnell bald hier bald da aufhäufen und entstehen ließe.

Kürze halber wollen wir uns hier nur auf die afrikanischen Wüsten, so berühmt schon bei den griechischen und römischen Schriftstellern des Alterthums, beschränken; aber was von ihnen gesagt werden kann, gilt mehr oder weniger auch in Ansehung der großen Steppen des innern, höhern Assens, den Unterschied, den die Verschiedenheit der Breitengrade bewirkt, abgerechnet. Nimmer werden zwar, sollte auch die Kultur und Bevölkerung des Menschengeschlechts noch so hoch steigen, diese Gegenden von einem Volke bewohnt werden können, das an Zivilisation, Konstitution, und Subsistenz den Bewohnern der Gefilde Deutschlands oder Frankreichs an die Seite gesetzt werden könnte; doch glaube man nicht, daß sie von der Natur gänzlich vernachläßigt seyen und daß die Menschen, wenn

auch nicht in so zahlreicher Menge auf einem und demselben Fleck wie in Europa, ihren Unterhalt hier nicht finden, des Lebensdaseyn's nicht freudenvoll genießen könnten.

Zwar ist es allerdings wahr, daß der Wind von Zeit zu Zeit aus dem innern Afrika eine große Menge feiner und zarter Sandstäubchen heranweht, welche sich bald mehr bald weniger zu ganzen Haufen sammeln, daß ferner dieser durch ganz Libyen verbreitete Sand bei der geringsten Bewegung der Luft sich in die Höhe hebt und seinen Platz verändert, ja sich hin und wieder stark anhäuft, wenn er auf ein Hinderniß bei seinem Fluge trifft, das ihm an Fortsetzung seines Weges hindert. Aber da langsam der Gang ist, den die Natur bei den Veränderungen, welche sie hervorbringt, befolgt; so ist der ungestümste Wind nicht im Stande, innerhalb einigen Stunden so viel Sand zu den Füßen eines die Wüste durchwandernden Menschen zusammenzuhäufen, daß er nur zur Hälfte bedeckt werden könnte. Und bei der Bewegung, worin er sich auf der Reise befindet, muß eben der Wind, der den Sand bis zu ihm führt, ihn auch weiter treiben und dies solange, bis ein anderer Gegenstand seinen Flug wieder aufhält.

Es ist freilich unter gewissen Umständen wohl möglich, daß eine Karavane das Unglück hat, in diesen ungeheuren Einöden vor Hunger und Durst

umzukommen, daß ein heftiger brennender Wind Menschen und Thiere ersticken und sie dann vom Sande ganz begraben werden kann. Denn die Körper müssen dem ungestüm nach einer Richtung hingetriebenen Sandstaub ein beständiges Hinderniß entgegensetzen, er muß sich immer mehr über sie anhäufen und kann sie so vielleicht nach einigen Tagen schon völlig bedecken, so gut wie der Schnee sich bei uns zu Hügeln aufhäuft. Aber die Geschöpfe, die unterm Sand begraben werden sollen, müssen bereits todt seyn: denn die geringste Bewegung würde dazu hinreichen, ihn von sich abzuschütteln.

Der Boden dieser Sandsteppen ist übrigens nicht etwa ganz und durchaus unfruchtbar und wüst. Er bringt im Gegentheil eine Menge Pflanzen hervor, wovon viele diesen Gegenden ganz eigenthümlich sind, viele besondere Kräfte und Eigenschaften besitzen. Der reinste Sand giebt einer unendlichen Menge Vegetabilien Wachsthum und Nahrung; die safftvollsten kommen im Gegentheil auf dem trockensten Boden und in der brennendsten Atmosphäre fort. Daher finden hier Antilopen, Gazellen, Stachelschweine, Igel, Hasen, Ratten allerlei Art und eine große Menge anderer Thierarten eine sichere und überflüssige Nahrung. Zahlreich sind in diesen öden Gegenden die Insecten: denn vielleicht giebt es keine Pflanze, die nicht dieser oder jener Gattung von

diesen Thierchen von der Natur zur Speise angewiesen wäre. Vögel, welche von Körnern und Früchten leben, besonders Wachteln und Rebhühner, solche, welche Insecten verzehren, als Wiedehopfe, Schwalben, Bienenfresser (merops Apiaster. Lin.) u. a. kommen hieher von allen Seiten. Raubvögel in großer Zahl folgen ihnen; die Chakals, Hyänen, wilden Katzen und verschiedenen Tigerarten vermehren sich stark in diesen wüsten Gefilden; Schlangen, Eidechsen und mit ihnen ihre Verfolger, die Störche, Reiher, Schnepfen haben da in ungeheurer Menge ihren Aufenthalt.

Der Mensch würde indessen in diesen Steppen, die ihm keins seiner Bedürfnisse reichen, allein nicht zubringen können. Wie sollte er hier leben? Die Erde ist keiner Bebauung, keiner Kultur fähig. Die Jagd giebt ihm da bei weitem nicht Nahrung genug. Und wie wollte er die Hasen und Antilopen auf unübersehbaren offenen Strekken auf einem Boden von so zu sagen beweglichem Sande im Laufe erreichen, wie ihre Spur entdecken? Weder Feuergewehre noch Schlingen würden ihm da viel helfen. Aber er hat sich den Widder und das Schaaf zu verschaffen gewußt, er hat das Kameel, das Pferd und den Esel zu seinem Dienst abgerichtet und nun ist — seine Subsistenz gesichert. Von dieser Zeit an konnte er ohne Furcht auf diesen unermeßlichen Wüsten

herumirren und ganz Sieger über die Natur war er, als es ihm gelang, hin und wieder in den Einöden, Brunnen und Zisternen zu graben, deren Wasser ihm nothwendig war, wenn er sich auch einige Zeit blos mit Milch behelfen konnte.

Man hat oft gesagt, das Kameel sey von der Natur ganz für die Wüsten Asiens und Afrika's geschaffen und das mit Recht. Sein breiter, dickfleischiger Fuß würde auf hartem Steinboden verletzt werden, er würde thonartige, schlüpfrige Wege ohne Gefahr nicht betreten können, in feuchten, morastigen Gegenden zu tief einsinken. Es mußte ein Land haben, wo der Boden stets trocken, gleich, eben, sanft, mit einem Wort sandig war. Sein doppelter Magen, sein innerer Wasserbehälter machen es dazu geschickt, Speise und Trank mehrere Tage lang zu entbehren. Hier findet es einen Ueberfluß fetter und saftvoller Vegetabilien, Früchte und Salzkräuter, die ihm ein nahrhaftes Futter gewähren und es zugleich in den Stand setzen, des Tranks zu entbehren. Hier giebt es Distel = und Dornpflanzen in Menge, die seine vorzüglichsten Leckerbissen sind und seine Zunge und seinen Gaumen nicht verletzen können: denn diese Theile sind bei ihm mit einer harten Haut voll Erhöhungen bedeckt, die den Stacheln die Wirkung benehmen. Das Kameel übrigens geht so weit in seiner Mäßigkeit, daß es mit ein paar Pfund Gerste auf den weiten

Reisen der Araber vorlieb nimmt, während es da, wo es Nahrungsmittel im Ueberfluß antrifft, soviel als vier Pferde zugleich zu sich nehmen kann.

Durch dieses nützliche Thier wird nun der Mensch in den Stand gesetzt, die ungeheuren, wüsten, asiatischen und afrikanischen Steppen, wenn auch nicht zu bewohnen, doch wenigstens beständig zu durchwandern. Nomadische Horden können so in demselben ihre Nahrung und ihren Unterhalt finden und ganze weite Erdstriche, die sonst völlig menschenleer da liegen würden, werden so zu Wohnplätzen ganzer Haufen von Menschen, die frei und unabhängig hier, nach der Väter Sitte, ein einfaches und unbekümmertes Leben führen. Man höre darum auf, diese Gegenden sich so wild, so traurig zu denken, daß es unmöglich sey, in ihnen die Freuden des Daseyns einigermaaßen zu genießen. Die Gewohnheit wird beim Menschen zur andern Natur und weder der Beduin der Wüste Sarah, noch der Mongol der Wüste Kobar würde mit dem europäischen Städter tauschen, wenn ihm auch die freieste Wahl gelassen würde.

V.

Stärke der Sinne und Geistesfähigkeiten bei den Mongolen, in unterhaltenden Anekdoten.

Die Anstrengung, womit die mongolischen Nomaden von früher Jugend ihren Blick an ferne Gegenstände gewöhnen, giebt ihren Augen die platte Form, welche ein sehr weites Gesicht begünstigt. Beständige Uebung schärft dasselbe. Andere weitsichtige Personen unterscheiden in der Ferne besser als in der Nähe; aber der Mongole sieht nahe eben so gut und deutlich als in der Ferne; seinem Auge entgehen daher auch die kleinsten Dinge nicht.

Mehrere Stunden weit sind Mongolen im Stande Gegenstände zu übersehen, die für andere im Nebelgewölke zu liegen scheinen. Die Fischer von dieser Nation gelten, weil sie durch die Schärfe ihres Gesichts die Stellen unterscheiden, wo sich die Fische zusammendrängen, für die geschicktesten Leute ihres Handwerks. Das Meer

mag noch so trübe seyn, so bemerken doch diese Arguße aus der Beschaffenheit des Wassers, aus der Art, wie die Wellen hin und herrauschen, ob sich Fische an einer Stelle aufhalten oder nicht. Bei manchen geht die Gesichtsschärfe so weit, daß sie nicht blos mit dem Auge den Lauf verfolgen, den ein entwischter Fisch genommen, sondern selbst den Ort bestimmen, wo er sich niedergelassen hat.

Einige Mongolen hatten sich einst, was diesen Nomaden selten begegnet, auf einer weiten Reise verirrt, und wußten nicht mehr, in welcher Richtung sie ihren Weg verfolgen sollten. Da rief einer von ihnen aus: „dort reitet jemand auf einem Scheck, den Hügel hinan.“ Die übrigen, die sich hierdurch verleiten ließen, der angezeigten Spur nachzureiten, fingen schon an, über den Irrthum ihres Gefährten und ihre eigene Leichtgläubigkeit zu spotten, als sie nach einem Ritt von ungefähr zwanzig Werst neben einem Hügel anlangten, wo ein besoffener Mongol eingeschlafen war, während sein scheckiges Pferd, mit zusammengeschnürten Füßen, unbeweglich neben ihm stand.

Niemand kann wachsamer und aufmerksamer auf alle sich ereignende Vorfälle selbst von der geringsten Bedeutung seyn, als ein mongolischer Hirte. Ohne auf die Anzahl der anvertrauten Heerden zu achten, macht sich der Mon-

gol blos mit den Merkmalen der einzelnen Rinder, Pferde und Schaafe bekannt. Selten weiß er, wie groß die Heerde ist, über welche er zu gebieten hat; aber geht ein Stück Vieh verloren, so findet er dies durch einen flüchtigen Ueberblick der übrigen und bestimmt es mit Genauigkeit. „Das verlorne Thier," sagt der Hirte: „hat eine solche Farbe, solche Flecken, das Horn ist auf diese oder jene Weise gekrümmt, die Ohren sind mehr oder weniger beschnitten, das Mahlzeichen hat eine solche Form und war auf einer solchen Stelle. Er braucht kaum acht Tage Zeit, um sich die Merkmale des Viehes von einer ganzen Heerde einzuprägen.

Das Gehör erhält sich bei den Mongolen in seiner Schärfe bis ins späteste Alter. Man bemerkt sie besonders, wenn sich bekannte Personen nähern, indem bald der Gang, bald der Faltenschlag innerhalb der Hütte, ihnen verräth wer draußen sey. Auch unterscheiden sie besser als andere den Tritt von Pferden, wenn sie das Ohr auf die Erde legen, um zu wissen, ob Leute in der Nähe sind. Bei einigen geht die Gehörschärfe so weit, daß sie auf mehrere Werste den Laut einer Stimme vernehmen können.

Einst hatten einige Mongolen mehrere starke Tagereisen zurückgelegt, und sahen sich nach Hütten um, wo sie die Nacht über ausruhen konnten. Schon waren sie Willens, ihre Pferde abzu-

satteln, und auf der Steppe ihr Lager zu nehmen, als einer von ihnen plötzlich ausrief: „Nicht weit von hier müssen Hütten seyn: denn ich habe eben die Worte gehört: Her mit der Keule!“ Die Reisenden ritten in der angezeigten Ordnung bis Mitternacht fort, ohne daß die gewünschten Hütten zu sehen waren. Den andern Morgen trafen sie nicht weit vom Nachtlager einige Filzwohnungen an. Man erkundigte sich sogleich, ob nicht hier jemand gestern: Her mit der Keule, gerufen hätte. Der eine von den Hüttenbewohnern bestätigte dies, indem er hinzusetzte, daß er die Keule gebraucht hätte, um ein Kameel anzupflökken.

Nicht weniger scharf als das Gesicht und Gehör ist der mongolische Geruch. Die Mongolen riechen den Rauch in der Ferne, das ist Thatsache. Wenn sie die Nacht während einer Reise überfällt, richten sie sich häufig nach dem bloßen Geruch des Hüttenrauchs. Mancher verirrte Reisende ist blos durch die mongolischen Geruchsnerven von dem Hungertode gerettet worden, weil man von den Rauchdünsten geleitet, welche das unsichtbare Signalfeuer in die Luft gestreut hatte, bis zu dem Orte gelangte, wo sich der Verirrte aufhielt. Die Vollkommenheit dieses Sinnes ist bei einigen so groß, daß sie in dunkeln Nächten nach dem Kräutergeruch sagen können, wo sie sich befinden, und wie weit sie noch von ihrem Be-

stimmungsorte entfernt sind. Die Pflanzen haben, wie die Botaniker behaupten, ihre Lieblingsgegenden. Der Mongol, der seine Steppenpflanzen, wie der beste Naturbeschreiber kennt, giebt jener Behauptung Gewicht, indem er von dem Geruch der Pflanzen, die er in der finstern Nacht nicht mit den Augen zu unterscheiden vermag, auf die Beschaffenheit des Bodens, und von dem Boden auf die Gegend schließt, in welcher er sich eben befindet.

Daß die Mongolen auch einen feinen Geschmack haben, zeigen sie besonders beim Wasserschmecken. Das Steppenwasser schimmert bisweilen wie Krystall, und ein Europäer glaubt das köstlichste Wasser zu trinken, obgleich dasselbe aus den schädlichsten Bestandtheilen zusammengesetzt seyn kann. Die Zunge des Mongolen aber läßt sich nicht täuschen. Das bloße Kosten sagt ihm, ob das Wasser trinkbar sey oder nicht. So geschieht es wieder umgekehrt, daß das Steppenwasser trübe und schlammig aussieht, und von den Europäern für sehr schädlich gehalten wird. Der Mongol aber läßt sich durch das Ansehn nicht abschrecken. Er kostet und entscheidet über die Beschaffenheit des Getränks.

Die Beschaffenheit des mongolischen Gefühls ergiebt sich aus der Bezeichnung des Windes. Die Mongolen richten sich weder nach Rauch noch Wetterfahnen, wenn sie des Morgens ihre Hüt-

tendecken öffnen, indem ihnen das bloße Gefühl zu erkennen giebt, von welcher Seite auch der leiseste Wind weht.

Das Gedächtniß ist bei den Mongolen bewunderungswürdig. Auf ihren wüsten, wegloſen Triften finden sie sich eben so gut wie andere in ihrer einheimischen Gegend, wo die Straßen mit Meilzeigern besetzt sind und das Nachfragen auf der einen Seite durch Dörfer und Städte, auf der andern durch Reisende erleichtert wird. Ungeachtet der einförmigen Fläche, die ganz ohne Unterscheidungszeichen zu seyn scheint, prägt sich der Mongol die unbedeutendsten Merkmahle so gut in's Gedächtniß, daß er bei Wiedererblickung derselben sogleich weiß, in welcher Gegend er sich befindet. Seen, Teiche, Brunnen selbst faßt er mit allen umliegenden Merkmalen auf, so daß er auch nach mehrern Jahren, aus weiter Entfernung ohne zu fehlen, in gerader Linie darauf zusteuert.

Asugijn Dorschi, dieser kalmuckische Achilles, diente einst bei einem Kriegerhaufen, den Donduk-Ombo selbst gegen die Kubaner anführte, als Unterbefehlshaber und Wegweiser. Jenseit des Kubanstroms hofften die Kalmucken ihre Gegner zu überraschen. Der Strom aber war reißend und mit Recht besorgten darum die Kalmucken, zur Nachtzeit keine Furth zu finden. Asugijn Dorschi half sie aus ihrer Verlegen-

heit. Er erinnerte sich nämlich einer Furth, wo er siebzehn Jahre vorher, auf einem Streifzuge, über den Strom gesetzt hatte, und zeigte dem Fürsten an, daß sich das Heer neben dieser Furth befände. Ombo wußte nicht, ob er zweifeln oder glauben sollte. Dorschi äußerte indessen: „Auf dieser Stelle, die jetzt mit Schilfrohr bedeckt ist, wuchs vor siebzehn Jahren hohes Gras. Wird das Schilfrohr abgehauen, so findet man vielleicht noch drei Pflöcke, woran ich meine Pferde gebunden hatte.“ Die Schilfgegend wurde geebnet, die drei Pflöcke wurden gefunden und dem Chan gereicht. „Aus was für Holz waren die Pflöcke?“ fragte der Chan. — „Aus Eichenholz.“ — Wie sahen sie aus? — „Sie waren dreiseitig.“ — Die Antworten stimmten überein. Der Uebergang wurde zur Nachtzeit gewagt, und gelang.

Eine andere Art des Gedächtnisses zeigt sich bei den Mongolen durch die Treue, mit welcher sie einmal gehörte Dinge wieder erzählen. Die asiatische Denkungsart bringt es mit sich, daß Kleinigkeiten in künstliche Wendungen gehüllt, mit einem Schwall von Worten vorgetragen werden. Auch der gemeinste Mongol, der solche schwülstige Aufträge zu besorgen hat, wird keine Sylbe von den anvertrauten Worten weglassen. Oft kann der Auftrag nach einigen Tagen ausgerichtet werden; aber auch dann bleibt kein

Wort weg. Nationaldolmetscher bei ihnen, denen man zum Verdollmetschen lange Briefe ganz vorliest, tragen Inhalt und Worte in ihre Sprache über, ohne daß etwas entschlüpft. Die Heldengesänge, welche Barden einer Versammlung vorsingen, erhalten sich so treu in dem Gedächtniß der Mongolen, daß sie ganze lange Stellen daraus wiederholen. Nach mehrmaligem Vorsingen können sie das ganze Gedicht, dessen Hersagung stundenlang fortdauert, auswendig.

Voltaire und der große Friedrich waren über den Engländer erstaunt, welcher die vordeklamirte Ode des ersten wörtlich nachdeklamirte. Bei den Mongolen und Kalmucken würde der Engländer weniger Ehre als am preußischen Hofe eingelegt haben. Die mongolischen Barden bilden sich blos durch Zuhören anderer Sänger, ohne daß sie zum Auswendiglernen ihre Zuflucht nehmen. Noch leichter als solche Heldengesänge prägen die Kalmucken ihre Religionsschriften ins Gedächtniß. Manche wiederholen nicht blos einzelne Stellen sondern ganze Schriften, ohne anzustoßen, ohne etwas auszulassen. Die Mongolen spotten über diejenigen, welche diese Gedächtnißfähigkeit bewundern, weil sie unter ihnen ganz gewöhnlich ist. Sie selbst sind von der Absicht weit entfernt, dasjenige wörtlich zu behalten, was sie gelesen haben. Die geschilderten Gegenstände haben aber einen solchen Reiz für

ſie, die Aufmerkſamkeit darauf iſt ſo geſpannt, daß nichts verloren geht.

Schon in den gewöhnlichen Reden der Mongolen ſchimmern Funken von lebhafter Einbildungskraft. Der Geiſt der Naturmenſchen ſteht bekanntlich immer unter der Leitung dieſer Seelenkraft, ehe das Nachdenken zu einem gewiſſen Grade der Reife gelangt iſt und die Mongolen können, eben ſchon wegen ihrer nomadiſchen Lebensart, nimmer eine große Stuffe von Kultur erreichen. Dichterwerke wie der Dſchangar beweiſen den hohen Schwung ihrer ſchaffenden Phantaſie. Das Vergnügen, womit ſie Barden ſingen und phantaſtiſche Religionsſchriften leſen hören, beweißt die Allgemeinheit ihrer auffaſſenden Einbildungskraft. Der Beifall kommt ſo augenſcheinlich aus dem Herzen, daß man nicht anſtehen darf, wahre Empfindungen bei ihnen vorauszuſetzen.

Scharfſinn und natürlicher Verſtand endlich ſind vorzüglich bei den Mongolen anzutreffen. Bei dem Europäer ſind witzige Einfälle nicht ſelten auswendig gelernt und gezwungen, während das Ziel nicht immer ſtark genug hervorleuchtet. Die Aeußerungen des mongoliſchen Verſtandes ſind treffend, für beſtimmte Fälle eingerichtet, und erneuern ſich alſo nicht ſo wie bei den Europäern. So groß indeſſen der praktiſche Verſtand bei den Mongolen ſeyn mag, ſo wenig hat der

650833 A

theoretische zu bedeuten. Die Unwissenheit in den gewöhnlichsten Dingen, welche nicht zu ihrem engen Wirkungskreise gehören, kann nur durch den Eifer übertroffen werden, mit welchem sie an ihren Irrthümern hängen bleiben.

Durch die Schärfe ihres Verstandes sind die Mongolen übrigens mehr als andere Völker zu Künsten des Betrugs aufgelegt und sie wissen in allen ihren Unternehmungen mit einer Schlauheit zu Werke zu gehen, daß dadurch leicht jeder, der mit ihnen zusammentrifft, dupirt wird. Ein paar Anekdoten mögen noch am Schlusse dieses Aufsatzes als Beweise dieses Satzes dastehen.

Ein mongolischer Gauner hatte sich durch seine betrügerischen Streiche in einen so üblen Ruf gesetzt, daß jeder bei dessen Anblick ausrief: „Nehmt euch in Acht, dies ist ein Spitzbube.“ Zwei junge Männer, welche auf einem gemeinschaftlichen Pferde saßen, hörten diesen Ausruf, aber verließen sich auf ihre eigene Klugheit so sehr, daß sie den Spitzbuben selbst aufforderten, ihnen einen Betrug zu spielen. „Ich habe meinen Betrug zu Hause vergessen“, sagte der Gauner: „auf eurem Pferde bin ich damit gleich wieder hier.“ Die Ueberraschten stiegen ab, der Betrüger setzte sich darauf und verschwand damit.

Bei einem mongolischen Priester, der wohlthätig genug war, um armen Leuten Almosen zu reichen, fand sich ein vorgeblicher Bettler so

oft ein, daß jener zuletzt ungehalten wurde und den Zudringlichen abwieß. Er setzte hinzu, daß er nichts mehr als ein Stück Baumwollenzeug besäße und auf ein Pferd wartete, um das Zeug auf den Markt zu schaffen. „Wie" sagte der Gauner zu seinem mitgebrachten sechsjährigen Sohne: „sollte unser Rappe nicht für den Gällkung gut genug seyn?" Ungeachtet der Vater weder Rappen noch andere Pferde besaß, so hatte der Knabe doch sogleich die Absicht des Vaters errathen und gab dies durch die Antwort zu erkennen. „Der Rappe," sagte er, „geht zwar wohl sanft genug; aber vielleicht ist er zu jung für den Gällung." Der arglose Gällung hielt diese Antwort für so natürlich, daß er sogleich sein Stück Leinwand hingab, um es auf das Pferd zu binden, während er selbst Anstalten zur Reise machte. Diese Anstalten waren zwar überflüßig, aber der Geistliche fand doch seinen Vortheil, wenigstens in so fern, daß er dem zudringlichen Bettler keine Geschenke mehr zu machen brauchte.

Ein anderer Gauner, welcher wegen seiner vielen Schelmereien, von einer bei den Mongolen eingeführten Sitte, daß jeder bei dem Bruder seiner Mutter ungestraft stehlen darf, den Namen Aller Welts Mutterbruder Neffe erhalten hatte, schlich sich eine Nacht an die Hütte eines Mongolen und entwandte einen stattlichen Tragochsen. Nachdem

dies Thier in Sicherheit gebracht war, kehrte der Dieb, im Vertrauen auf die Geschwindigkeit seines Pferdes, zu der Hütte des bestohlenen Mongolen zurück, klopfte an die Hüttenwand, und antwortete auf das: „Wer da?“ des Besitzers: „Ich bin der Aller-Welts Neffe, habe deinen braunen Tragochsen gestohlen und wenn du denselben wieder haben willst, so melde dich bei dem Khan am nächsten Verßfeste.“ Der Eigenthümer des Ochsen fand sich zum Fest im Hoflager ein, nahm den Dieb und führte ihn zum Fürsten, dem er den ganzen Vorfall auseinander setzte. Der Angeklagte antwortete mit einem Lächeln: „Euer khanisches Angesicht wird leicht einsehen, daß die Aussage dieses Menschen ungegründet ist, indem kein Dieb, ohne rasend zu seyn, dergleichen Worte zu dem Bestohlenen sprechen dürfte.“ Der Khan und der ganze Rath fanden die Antwort hinlänglich und verurtheilten den Kläger zu ein paar derben Maulschellen, die er auch sogleich vor der khanischen Rathshütte erhielt!

Während eines Gastmahls, hatte ein vornehmer Mongol (Saißang) den brißotischen Einfall gehabt, sich ein großes, meßingenes Waschbecken zuzueignen und in seine weiten Beinkleider zu verbergen. Das Becken wurde vermißt und der Besitzer machte Lärm. Der Saißang, der es fürs Rathsamste hielt, sich aus dem Getümmel

zu entfernen, ſtand ganz ehrbar von ſeinem Sitze auf. „Wer das Becken nicht geſtohlen hat,“ ſagte er, indem er ſich mit ausgeſperrten Beinen dem Eingange näherte: „Der gehe nur immer nach Hauſe zurück.“ Als ſich aber der Dieb zu Pferde ſetzen wollte, erregten die ausgedehnten Beinkleider Verdacht bei den Gegenwärtigen. Es wurde eine Unterſuchung angeſtellt, und der Diebſtahl kam an den Tag.

Es könnten hier noch eine Menge anderer Anekdoten von den betrügeriſchen Künſten der Mongolen erzählt werden; da aber der gegenwärtige Aufſatz ſchon länger geworden iſt, als wir Anfangs dachten, ſo verſparen wir ſie für eins der folgenden Stücke dieſer Blätter.

VI.

Blicke auf Lehvehnds-Tschiflik in den Environs von Konstantinopel und Nachrichten von dem daselbst befindlichen, nach europäischer Art disziplinirten, türkischen Korps.

Wenn man von der Vorstadt St. Dimitrk nach Westen gegen den Okmeidan zugeht und die Straße nach Belgrad und Bujukdereh einschlägt, kommt man bei einer Menge wüster Ländereien vorbei, auf denen nur hin und wieder ein Baum oder Gesträuch ins Auge fällt. Nachher erscheinen auch einzelne Weinberge, Gärten, Wiesenplätze und eingezäunte Felder; nach einem Marsche von fast anderthalb Stunden gelangt man endlich zu einem Ort, der unter dem Namen Lehvehnds-Tschiflik jetzt bekannt ist und die Aufmerksamkeit des europäischen Reisenden in einem vorzüglichen Grade auf sich zieht.

Er besteht aus einer Menge Gebäude, Gärten, Scheunen und Stallungen und hat wol Raum

für zehntausend Menschen. Mit Recht kann er daher unter die Zahl der vielen Vorstädte gerechnet werden, von denen die Hauptstadt der Türken umgeben ist. Der Grund und das Gemäuer der vielen Gebäude scheint meistens ziemlich alt zu seyn; doch sind an allen Orten neuere Reparaturen zu bemerken, und das Ganze hat das Ansehn von einer alten Anlage, die nur mit vielen Kosten diese neuere Gestalt bekommen hat. Ehemals soll hier auch ein kaiserlicher Sommerpavillon gestanden haben, der aber nach und nach, da er weder besucht noch von Zeit zu Zeit ausgebessert wurde, endlich ganz zerfiel. Die Liebe und Sucht der Türken nach Ruinen, könnte man sagen, geht soweit, daß sie auch die Schlösser ihrer Sultane nicht verschont.

Sultan Abdul-Hamid schenkte diesen Ort, der damals ganz unbenutzt da lag, mit allen seinen weitläuftigen Umgebungen, dem berühmten Kapudan-Pascha Haßan oder Hußein (wie man den Namen auch schreiben kann) zur Apanage. Dieser legte hier eine neue Pachtung an, brachte seine Zeit oft hier zu und wendete viele Kosten auf Verbesserung der Anlagen und Verschönerung des Lokals. Sein Hofstaat, die Menge der von ihm abhängenden Offiziere, seine zahlreiche Garde, die vielen Seesoldaten, die sich beständig in der Nähe ihres Oberchefs aufhalten mußten, machten diese Gegend bald zu einer der

lebhaftesten der bosporischen Landschaft. Hin und wieder sah man plötzlich Kaffeebuden und Scherbetzelte wie aus der Erde hervorgewachsen, und die Lage des Orts im Mittelpunkte fast des Ok-meidans, von Dolma-Backdscheh, Tarapia, Bojuckdereh und Belgrad machte, daß täglich von allen diesen Orten Menschen herbeigezogen wurden.

Die Erfahrung hatte gelehrt, daß keine Gegend um Konstantinopel herum bisher unsicherer gewesen sey, als eben der weite Distrikt zwischen St. Dimitri und den entferntern Vorstädten Tarapia, Bojuckdereh und Belgrad, der, eben weil er wenig angebaut und bewohnt war, bösgesinnten Leuten beständig zu Schlupfwinkeln diente, vor der Wachsamkeit der Polizei verborgen zu bleiben. Darum fand die Regierung zugleich diesen Ort für sehr bequem, um daselbst ein Gebäude aufzurichten, das im Stande wäre, ein zahlreiches Korps in sich aufzunehmen. Dieses sollte lediglich zur Bestimmung haben, die Sicherheit der Wege in diesem Theile der Environs der Hauptstadt zu erhalten.

Ehemals hatten die Räuber die Kühnheit so weit getrieben, bis vor den Thoren Konstantinopel's zu plündern und zu morden. Allen diesen Ausschweifungen ward durch Errichtung einer beständigen Wache in Lehvehnds-Tschiflit ein Ziel gesetzt und einige schreckhafte Exekutionen,

die an mehrern ertappten Räubern vollführt wurden, benahmen bald allen übrigen den Muth, dies gefährliche Handwerk fortzusetzen. Diese Wache hat bald aus diesen, bald aus jenen Korps bestanden: anfangs waren es Janitscharen; Haßan-Pascha legte seine Levens oder Lehvehnds (die Marinesoldaten), welche zur Friedenszeit doch nichts zu thun hatten, und vom Müßiggang, wie er bemerkt hatte, nur zu bösen Thaten verleitet wurden, hierher; nach seinem Tode wurden Bostandschi's auf diesen Posten gestellt.

Der Pallast, den der Großadmiral Haßan bewohnte, hat noch ein ganz neues Ansehn; neben demselben befanden sich die Wohnungen für seine Dienerschaft, die Ställe für seine Pferde und die Quartiere der Marinekorps, worin diese unter den Augen ihres Generalissimus ihre Zeit zubringen mußten. Oft hatten sie ihre Revüen, Abfeurungen und Manoeuvres, wobei selten der Kapudan-Pascha fehlte; bisweilen fand sich auch Abdul-Hamid-Sultan selbst ein, und sah mit Vergnügen die Geschicklichkeit der Seesoldaten mit an.

Die weitläuftigen Gärten und Anlagen, welche ihre Entstehung dem Geschmack Haßan's verdankten, gewährten dem Beschauer eine äußerst pittoreske Ansicht, und die Ungleichheit des Bodens gab ihnen noch einen Reiz mehr. Die mannigfaltigsten Baumarten wechselten mit einander ab, und die Blumenbeete gaben dem Auge einen

angenehmen Genuß. An mehrern Orten waren Gitterpavillons errichtet, von denen man eine sehr romantische und entzückende Aussicht hatte, und Haßan hatte zum Theil die Ehre, eine Halde in ein Eden umgeschaffen zu haben.

Gleich zu Anfang der Regierung Sultan Selims ward eine ansehnliche und für den Europäer sehr interessante Manufaktur hier errichtet, worin Flinten und Bajonette nach europäischer Art verfertigt wurden. Ein spanischer Ingenieur hatte die Aufsicht über dieses neue Institut, worüber die jungen Janitscharen die Köpfe schüttelten und die alten nur lachten. Indessen scheint der Kaiser ehemals von der Nützlichkeit einer solchen Anstalt und dem Uebergewichte der europäischen Waffen und Kriegskunst noch nicht so unterrichtet gewesen zu seyn als jetzt: denn er that wenig zur Aufnahme dieser Fabrik, und sie mußte darum auch bald wieder zu Grunde gehen.

Vor einigen Jahren aber ließ sie Selim mit weit größerm Glanz und Umfang wieder herstellen, nachdem er auf den Rath des Kapudán-Pascha's Kukzuck-Hußein und anderer klugen Minister fest den Entschluß gefaßt hatte, den Gebrauch der europäischen Waffen und die abendländische Taktik und Artillerie bei der ottomanischen Armee, es koste auch, was es wolle, einzuführen. Die Fabriksgebäude wurden ansehnlich erweitert, und die Anstalt wuchs bald zu einer

solchen Größe an, daß sie jetzt eine der merkwürdigsten Sehenswürdigkeiten für den Fremden ist.

Zugleich wurden einige von den Gebäuden von Levend-Tschiflik (welcher Name zwar jetzt noch beibehalten ist, aber dem Orte nur noch uneigentlich zukommen kann) dazu eingerichtet, die Truppenkorps in sich aufzunehmen, die auf europäische Art exercirt werden sollten; auf die Erbauung noch mehrerer Kasernen wurde gedacht, und zwar nicht nur für die Infanterie sondern auch für die Kavallerie, und weitläuftige Marställe wurden errichtet, um die Kavallerie- und Artilleriepferde zu beherbergen.

Die Anzahl der hier jetzt einquartirten europäisch-orientalischen Truppen soll sich auf mehr als 6000 belaufen; auch eine Kompagnie reitender Artillerie befindet sich darunter, die wirklich schon mit vieler Gewandtheit ihre Evolutionen ausführt. Nicht fern von den Kasernen liegt den Exerzirplatz, worauf die Uebungen bisweilen in Gegenwart des Großherrn und des ganzen türkischen Hofstaats, angestellt werden.

Als eigentliche Ursache zur Errichtung dieses Korps, das in der Disziplin und in den Waffen ganz den europäischen Truppen gleich gesetzt werden sollte, erzählt man folgende. In dem letzten Kriege mit den Russen hatte der Großvezier Yußuf-Pascha einen Gefangenen, der als geborner Türk in seiner Jugend nach Moskau ge-

kommen und dort Christ geworden war. Hier hatte er die Gunst eines vornehmen Russen gewonnen, war von demselben erzogen und in den Militärdienst befördert worden. Bei seiner Gefangennehmung war er Lieutenant, und man hielt ihn für einen trefflichen Offizier.

Die türkische Sprache hatte er noch nicht ganz vergessen, und darum unterhielt sich der Vezir-Assem gern mit ihm. Bei diesen Unterredungen stellte der gefangene Lieutenant ihm die Vortheile der europäischen Manneszucht vor, nicht allein für den Krieg, sondern auch in anderer Rücksicht, besonders von der Seite, daß dadurch dem Ausbruch einer Truppenempörung am leichtesten vorzubeugen wäre. Der Vezier formirte nun auf seinen Antrieb aus Renegaten und einigen Haufen armer Türken ein Korps, welches der gefangene Lieutenant nach europäischer Art exerziren und vor dem Zelte des Yußuf's, dem dieser Anblick Vergnügen machte, im Manövriren üben mußte. Nach eingetretenem Frieden führte der Großvezier dies Korps nach Konstantinopel und gab ihm sein Quartier in einem Dorfe, nur wenige Stunden von der Hauptstadt entfernt.

Sultan Selim hörte davon und bekam Lust zu sehen, wie sich die Ungläubigen schlügen. Er begab sich daher nach dem Orte, wo das neue Korps sein Standquartier hatte, so wie man aus Neugierde zu einer Marionettenbude geht, um es

manövriren zu sehen. Der Anblick gefiel ihm so sehr, daß er diese Art von Truppen sogleich unter seine Armee einzuführen beschloß. Er vermehrte in dieser Absicht dies Korps durch eine Menge von Rekruten, die durch einen ansehnlichen Sold herbeigelockt wurden, wieß ihm die gehörigen Fonds zu seinem Unterhalte an, und machte vorläufig sein Vorhaben kund, die Janitscharen aufzuheben.

Diese wenig kluge Maaßregel verursachte, wie leicht zu erwarten war, einen Aufstand unter dieser noch immer furchtbaren Miliz. Dem Sultan gelang es indessen, die unruhigen Gemüther durch Piasterbeutel wieder zur Ruhe zu bringen. Er versprach den Janitscharen bald darauf auf jeden Fall eine lebenslängliche Auszahlung ihres Soldes, verbot ihnen jedoch, neue Rekruten mehr anzuwerben. Die Gährung unter den Janitscharen nahm indessen kurz hernach von neuem ihren Anfang, es warfen sich einige mächtige Paschen zu Vertheidigern ihrer Rechte auf, und Sultan Selim mußte sich endlich das Projekt wieder ganz aus dem Sinne schlagen, das Janitscharen-Korps aufzulösen.

Der Kapudan-Pascha, der Vertraute des Großherrn, und mehrere einsichtsvolle Minister der Pforte riethen indessen, das neu errichtete Korps nicht zu vernachläßigen, weil es gar wohl neben den Janitscharen bestehen könnte,

Die Gebäude von Lehvehnds = Tschiflik wurden ihm darauf zum Quartier angewiesen und der Kaiser sparte keine Kosten, es in einen respektabeln Stand zu setzen.

Die neuen Truppen exerziren nun mit einem Gewehr, das mit dem Bajonnet versehn ist, in Reihen und Gliedern wie die europäischen Soldaten. Die Offiziere sind Türken, die man aus denen wählt, welche die meiste Geschicklichkeit in der Ausübung der neuen Taktik zeigen. Ihre Evolutionen sind ganz europäisch und durch regelmäßige Waffenübungen werden sie an die Disziplin und den Kriegsdienst gewöhnt.

Was ihre übrigen Einrichtungen betrift, so kann man sie aus folgendem Reglement kennen lernen, das vor noch nicht gar langer Zeit in türkischer Sprache publizirt worden ist. Ich theile es wörtlich hier mit.

Die Truppen zu Lehvehnds = Tschiflik haben ihre eigene Moschee, ihr Bad, ihre Krambuden und Magazine. Um sich mit dem alten Herkommen auszugleichen, das seit Gründung der osmanischen Monarchie besteht, vereinigte man das neue Korps gewissermaaßen mit den alten Bostandschi's und gab den europäisch disziplinirten türkischen Truppen den Namen: Bostani Tufenktschißi Odgaschi.

Sie haben einen eigenen Inspekteur aus der Klasse der vornehmsten Reichsbeamten; ihr

Kommandeur ist ein Kapidschi-Baschi. Dieser erhält einen ansehnlichen Gehalt, muß auf Erhaltung der Mannszucht sehen und gemeinschaftlich mit dem Nazir alle Geschäfte des Korps verwalten. Ueberdies ist noch ein Kommis angestellt, dem ein Unterkommis und zwei Adjunkten untergeordnet sind. Alle diese genießen anständige Besoldungen.

Ein Regiment (Orta) von diesen Truppen besteht aus 12 Kompagnien (Buluks), und jedes ist, Offiziere und Gemeine zusammengenommen, 1602 Mann stark. Der Staat liefert den Offizieren und Soldaten Waffen und Uniform. Die Wasserträger (Sakas) unterscheiden sich blos durch metallene Gürtel und durch eine Peitsche. Die Kara-Kullukdschis tragen einen Gürtel von eben diesem Metall.

Sowohl Offiziere als Gemeine haben in Friedenszeiten eine Mütze von rothem Tuch (Barata), wie die übrigen Bostandschi's. Weil aber diese Barata in der Aktion sehr hinderlich werden dürfte; so sollen sie im Kriege eine ähnliche zwar, aber leichtere tragen.

Jede Kompagnie soll eine Kanone mit sich führen. Die Soldaten müssen sich unabläßig in ihren Kasernen in militärischen Evolutionen zu üben suchen. Offiziere und Gemeine der 12 Kompagnien sind in folgende Klassen getheilt. Außer dem Kommandeur des Korps soll noch aus

denen, die sich durch ihre Verdienste empfehlen, erwählt werden: ein Bin = Baschi (Intendant), ein Toptschi = Baschi, ein Toptschi = Tschauschi, (Offiziere der Kanoniere), ein Arabadschi = Baschi (Chef der Kärrner), ein Araba = Tschauschi (Lieutenant der Kärrner), ein Dschehbehbdschi = Baschi und Dschehbehbdschi = Tschauschi (Chefs der Munitionairs), ein Dschehbehbdschis und zwei Dschehbehbdschis = Kara = Kulluktschißi.

Die militärische Musik soll bestehen aus: einem Mehtehr = Baschi (Musikmeister), einem Surnazen (Art von Oboespieler), einem Ser = Tablzen (Tambour major) mit seinem Mulazim, einem Ser = Zillzen mit seinem Mulazim und einem Ser = Nakarazen (Paukenschläger) mit seinem Mulazim.

Ferner sollen noch zwei Bechjuz = Baschi's unter dem Namen von Aghai = jehmin = ujeßar angestellt seyn, deren jeder seinen Mulazim hat. Jede Kompagnie soll ihren Iman (Feldprediger) einen Buluk = Baschi mit zwei Mulazim's, einen Bairakdar (Fähndrich) und einen Tschauch haben.

Es sollen endlich 10 Korporale bei jeder Kompagnie seyn, und alle 12 Kompagnien aus 1080 bei einem jeden Regimente bestehen. Eine jede Kompagnie soll außerdem noch 12 Top = ustaßi, 12 Top = Kalfaßi, 96 Kanoniere, 12

Arabadschi = Kalifari, 60 Arabadschi's, 24 Sakas und 72 Kara = Kullukschi's haben. Ein Bin = Baschi (Oberst) kommandirt die 12 Kompagnien, die mit Einschluß der Offiziere, wie bereits oben erwähnt, aus 1602 Köpfen bestehen. Der Bech = juz = Baschi = jemin = u = jeßar soll 6 Kompagnien unter seinem Befehle haben, die aus 787 Mann bestehen und der Juz = Baschi eine Kompagnie von 130 Soldaten befehligen.

Daß dieses neue nach europäischer Weise bewaffnete und disziplinirte Truppenkorps, womit die türkische Armee unter Sultan = Selim's Regierung vermehrt worden ist, bei den Janitscharen und Spahis sowohl als bei allen ächten Muselmännern und Asiaten, welche sosehr an das Herkommen und die Gebräuche der Väter hängen, verhaßt seyn müsse, wird jeder leicht zum voraus vermuthen, wer den Charakter und die Denkungsweise der Osmanen nicht blos von Hörensagen kennt. Die Regierung hat alles mögliche thun müssen, um die neuen Soldaten gegen Angriffe und Beschimpfungen der alten in Sicherheit zu stellen. Der Mehrzahl seiner Unterthanen hat sich Selim durch diese eingeführte und mit einiger Energie durchgesetzte Neuerung nur als ein Unterdrücker von Nationalrechten und Gebräuchen gezeigt und das ganze Korps des Ulema ist offenbar dagegen gestimmt.

Es ist darum mehr als wahrscheinlich, daß es dem Großherrn, bei aller seiner fast gränzenlosen Herrschergewalt, dennoch nicht gelingen dürfte, die europäische Disziplin und Taktik bei der osmanischen Armee einzuführen; ja es ist sogar zu befürchten, daß ernstliche Empörungen entstehen möchten, wollte er nur es versuchen, das neue Korps etwas ansehnlich zu vermehren. Sowie die Versuche eines Bonnevals, Totts und so vieler andern geschickten Männer scheitern mußten, indem sie Neuerungen unter den türkischen, nach asiatischer Sitte zu fechten gewöhnten, Soldaten bewerkstelligen wollten; so wird es auch in Zukunft niemand gelingen, die Vorurtheile einer auf ihre alten Gebräuche, die zum Theil mit ihrer Religion in so genauer Verbindung stehen, so stolzen Nation zu bekämpfen. Im Kriege läßt sich endlich von diesen neuen Truppen wenig erwarten: denn sollen sie neben den Janitscharen und Spahis fechten, so werden lediglich Uneinigkeiten in der Armee entstehen und die Truppen, statt einen Feind, sich selbst nur untereinander bekämpfen.

VII.

Etwas zum Beweis, daß die Hunnen Mongolen waren.

Pallas und Schlözer haben — soviel ich weiß — zuerst die sinnreiche Hypothese geäußert, daß die ehemaligen Hunnen, welche einen ansehnlichen Theil von Europa mit ihren zahllosen Schaaren überschwemmten und bis in die Champagne vordrangen, mongolische Völkerschaften gewesen wären. Die Gestalt der Hunnen, so wie die Ueberlieferung von einem vormaligen Zuge der mongolischen Horden nach Westen haben diese Meinung veranlaßt. So spielten also die Mongolen schon ehemals in der Geschichte keine unwichtige Rolle und Asien sowohl als Europa haben nachher durch sie nichts anders erlebt als eine Erneuerung ehemaliger Auftritte. Eine bloße Wahrscheinlichkeit einer Hypothese in die Gewißheit eines historischen Faktums zu verwandeln, sey die Absicht der folgenden Seiten.

Ammianus Marcellinus, Procopius und vorzüglich Priscus, welcher vom Kaiser Theodosius als Gesandter an Attila's Hof geschickt wurde, und den Eroberer von Person kennen lernte, haben uns mit der Gestalt der Hunnen, mit ihrer Lebensart, ihren Sitten, Gebräuchen und verschiedenen hunnischen Namen bekannt gemacht, welche die Abkunft der Hunnen über alle Zweifel setzen. Die nämlichen Irrthümer, welche man von den Mongolen und Kalmucken verbreitet hat, machten ehemals die Hunnen eben so abscheulich als jene es noch jetzt in vielen Theilen von Europa sind. Aus diesem einzigen Umstande schon können wir auf gewisse gemeinschaftliche Gebräuche und Gewohnheiten schließen, welche zu diesem gleichen Irrthume bei beiden Anlaß gegeben haben.

Die Hunnen, behauptet man z. B. hätten Fleisch unter den Sätteln gahr gemacht, und sie legten es wahrscheinlich, eben so wie die heutigen Mongolen in der Absicht darunter, um die Wunden zu heilen, welche die Sättel auf dem Rücken ihrer Pferde verursacht hatten. Die Hunnen, heißt es, waren abscheulich genug, Menschenfleisch zu essen; da sie vielleicht ebenfalls blos wie die Mongolen, auf ihren Feldzügen diesen Wahn verbreiten mochten, um den hunnischen Namen bei ihren Feinden furchtbar und schrecklich zu machen.

Was die Gestalt der Hunnen anbetrifft, so giebt ihnen Jorandus (K. 38.) einen kleinen Wuchs, eine breite Brust, starke Schultern, kleine Augen, eine stumpfe Nase. Alles dies paßt auf die mongolischen Völkerschaften eben so gut als auf die Hunnen. Ammianus behauptet (I. 2.), die Hunnen schälten die Haut von dem Kinn ihrer Kinder ab, um dadurch das Wachsen des Bartes zu verhüten. Dies scheint aber blos eine Hypothese zu seyn, um die Bartlosigkeit der Hunnen zu erklären. Procopius (anecd. c. 7.) giebt zu erkennen, daß die Hunnen von dem abgeschornen Haupthaar blos einen Haarbüschel auf dem Kopfe übrig gelassen hätten, und daß ihre Kleider mit Aermeln, weit unter den Schultern, und enge am Handgelenke gewesen wären. Alle mongolische Horden haben diese Unterscheidungszeichen noch jetzt an ihren Kleidern und Haaren beibehalten.

Die Sitten und Gebräuche der Hunnen lernen wir aus der Schilderung des griechischen Gesandten Priscus kennen. Es sind zwar anderthalb tausend Jahre seit seiner Gesandtschaft verflossen; aber die Züge, die er uns von Attila's Hofleben aufgezeichnet hat, sind so beschaffen, daß man sich bei der Uebersicht derselben, durchaus in das Lager eines mongolischen Khans versetzt sieht. Der Reichthum, welchen die Siege dieses Weltstürmers zusammengehäuft hatten, setzten ihn na-

türlicher Weise in den Stand, eine Art von Luxus bei sich einzuführen, der indessen auf die einfachen Sitten desselben keinen Einfluß hatte. Der Gesandte erblickt ihn dem Eingange gegenüber auf einem erhabenen Lager, ganz wie bei den Mongolen. Die Gesandten setzen sich, wie bei diesen noch jetzt, zu beiden Seiten des Fürsten, die vornehmsten rechts, die übrigen links. Die Gäste erhalten zwar Speisen in silbernen Gefäßen und Getränke in goldenen Bechern; aber Attila folgt der Sitte seines Volks, wenn er das dargebrachte Fleisch aus einer hölzernen Schaale speist und sein Getränk aus einem hölzernen Becher trinkt. Kleider, Waffen und Pferdezeug des Hunnenkaisers sind seiner nomadischen Lebensart angemessen. Die nämliche Uebereinstimmung zwischen den hunnischen und mongolischen Sitten finden wir in den Nachrichten von Attila's beiden Gemahlinnen.

Unter den wenigen Zügen, welche uns Ammianus von dem Charakter der Hunnen entwirft, werden wir besonders auf zwei Dinge aufmerksam gemacht, welche den Mongolen ebenfalls zugehören: Wankelmuth und plötzlichen Uebergang von Jähzorn zur Versöhnlichkeit.

Der deutlichste Beweiß von der mongolischen Abkunft der Hunnen aber liegt wohl in den Namen, welche die griechischen Schriftsteller den angesehnsten Hunnen beilegen. At-

tila's Vater wird von Jornandus (K. 49) Munzack genannt. Dieser Name ist aus den mongolischen Wörtern mu (schlecht) und Zack (Zeit) zusammengesetzt. Auch in den neuern Zeiten hat ein kalmukischer Fürst Munzack an der Wolga gelebt. Die Mongolen kennen zwar nicht den Namen Attila; allein die ungrische Benennung dieses Helden bringt uns auf die mongolische Spur zurück. Otrokocsi (origines hungaricae P. II. p. 39) führt an, der Hunnenfürst würde von den Ungarn Athel und Athel genannt, obgleich die Hunnen selbst diesen Namen wie Athila auszusprechen gepflegt hätten, und daß dies soviel als einen mächtigen und angesehenen Mann (Magnas) bedeute. In altdeutschen Chronicken und Gesängen heißt er Etzel. Wenn sich auch Otrokocsi in der eigentlichen Bedeutung dieses Worts geirrt haben kann, so scheint er doch wenigstens den Sinn sehr richtig gefaßt zu haben. Adschil, Adschel, Aethel, bezeichnet noch jetzt, in allen mongolischen und tartarischen Dialekten, den mächtigen Wolgastrom. Daß ein mongolischer Fürstensohn nach einem Flusse genannt werden konnte, darf uns nicht auffallen, da die Mongolen, und Kalmücken wenig bestimmte Namen haben. Sie leiten diese willkührlich bald von lebenden bald von leblosen Gegenständen ab. Es ist ein kalmückischer Fürst be-

kannt, der von dem Flüßchen Ulastu, das sich in den Don ergießt, seinen Namen erhalten hat. Warum sollte also nicht der ehemalige Hunnenherrscher nach einem Flusse, an dessen Ufer er vielleicht geboren ward, benannt worden seyn?

Der hunnische Name Denzick, welchen andere Schriftsteller Denzuck und Denzisch schreiben, ist so ganz mongolisch, daß sogar einer von den mongolischen Göttern den Namen Denzuck führt. Ein anderer Name, welcher Emedzar geschrieben wird, und vielleicht Oemukzar geschrieben werden sollte, bedeutet im mongolischen einen wilden Ochsen. Der Name Uto (vielleicht Utu) bedeutet lang, hoch. Braucht es mehrere Beweise, um die Hunnen und Mongolen für verwandt zu halten? Es scheint nicht.

Wären übrigens die Hunnen keine Mongolen gewesen, so würden sie Tartaren gewesen seyn müssen. Diese beiden großen Nationen nämlich füllen hauptsächlich die unermeßlichen Steppen des höhern Asiens an und alle andere nomadischen Völkerschaften fast gehören mehr oder weniger zu ihnen; von daher aber kam Attila mit seinen unzählbaren Kriegerhaufen. Wahrscheinlich waren indessen bei der Armee des Hunnenführers Mongolen und Tartaren eben so vermischt, wie mongolische und tartarische Horden unter einander die Heere Genzis

Khan's und Timur's bildeten. Die Ungarn welche zum Theil noch Abkömmlinge von den Hunnen sind, haben z. B. in der Physiognomie viel tartarisches, allein gar nichts mongolisches; wahrscheinlich waren also diejenigen Hunnenhorden, die sich als Kolonisten in Ungarn niederließen, tartarischer Abkunft. Attila selbst aber bleibt darum doch ein Mongol.

VIII.

Der Tod aus Liebe.

Eine Erzählung.*)

Eines Morgens, als ich um die Ecke der großen Straße, die nach Al = Raschid's Moskee führt, herumgieng, zog ein junger Mensch meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich erblickte ihn in einer Stellung, die zugleich den nagendsten Kummer und die innigste Andacht verrieth. Seine Hände lagen gefaltet auf seiner Brust, die hoch empor schlug und von einem heftigen Seelensturm beunruhigt zu seyn schien. Die zusammengepreßten Flechsen und die gespannten Muskeln an den

*) Der Schauplatz der Geschichte ist zu Bagdad, wo der berühmte Khalif Harun = al = Raschid (der Gerechte) eine Moskee hatte bauen und nach seinem Namen nennen lassen. Im Djuini heißt die Aufschrift: Medjenun (der Wahnsinnige).

ausgestreckten Armen zeigten sich durch die zarte Hülle eines Musselingewandes. Ihr ganzes Spiel war heftig — krampfig. Sein Kopf, auf dem ein breiter, prächtig gestickter Turban nachlässig saß, fiel rückwärts; das Blut, das, zum Haupt hinanströmend, sein Gesicht in's höchste Purpur spielen ließ, verstärkte noch den Ausdruck seines Schmerzes. Starr waren seine Augen an die Tiefen des Himmelsgewölbes geheftet; schnell und bebend bewegten sich seine Lippen; zu sinken unter der ungleichen Last des Körpers drohete das linke stark zur Erde gebogene Knie, während der bei weitem größere Theil seiner Masse auf dem rechten Fuße ruhete. Rückwärts gespannt nach seiner ganzen Länge war dieser und kaum mit der Spitze berührte er den Boden. Jeden Augenblick fürchtete ich ihn fallen zu sehen den Jüngling, dessen Physiognomie, voll edler, sanfter Züge und doch so tief in die Farbe der Wehmuth getaucht, unwillkührlich anzog.

Schnell trat ich hinzu, faßte ihn in die Arme und hatte ihn umschlungen, ehe er mich wahrnehmen konnte. Die Heftigkeit, womit ich ihn ergriff, schlug seine erschöpften Lebensgeister vollends nieder, nächtliche Flore umdüsterten seine Augen und ohnmächtig sank er an meinen hoch vor Gefühl klopfenden Busen. Ganz behutsam legte ich ihn auf mein auf die Erde ausgebreitetes Oberkleid, setzte mich neben ihm, rieb ihm die

Schläfe. Meinen fortgesetzten Bemühungen gelang es, des Lebens Funken von neuem in ihm zu entzünden: er fing wieder an zu athmen, kam endlich ganz zu sich.

Der Blick in seinen großen schwarzen Augen, als er sie wieder aufschlug, war ein unbeschreiblich gemischter Ausdruck von Verzweifelung und Rache; dann folgte auf den Sturm matte Ruhe. Bis jetzt hatte ich es noch nicht wahrgenommen, daß er am Körper hager und im Gesicht verfallen war: so lange er mit dem Tode rang, waren seine Wangen aufgedunsen, seine Adern angeschwollen. Ein tiefer Seufzer und eine Anstrengung, das Wort Allah! (Gott) auszusprechen, das aber auf seinen schwachen Lippen erstarb, bewogen mich, den Balsam der Tröstung in die Wunden seiner Seele zu gießen.

„Gott ist eben so barmherzig als mächtig", sagt' ich zu ihm; er verläßt nicht einmal den Sünder, der sein Vertrauen auf ihn setzt."

„Ach! Ich bin mehr unglücklich als straffällig", antwortete der Jüngling mit matter Stimme und im Augenblick sank ihm der Kopf wieder auf die Brust und seine bleichen Lippen blieben ohne Bewegung.

Ich hielt ihn von neuem: sein Seufzer zerriß mir das Herz und Thränen des Mitleids verdunkelten mein Auge. Er merkte, daß ich gerührt war, und strengte sich an, um etwas zu

sagen; dabei verkündigte sein etwas lebhafter Blick innere Zufriedenheit. — „Ehrwürdiger Schaik! Vielgeliebter Gottes und seines Propheten! Edler Greis! Glücklich sey der Abend deines Lebens!“

„Unmöglich kann er das seyn“, erwiederte ich mit Ton und Blicken, die ihm sagen mußten, wie nahe mir sein Zustand gienge — wofern du mir nicht die Ursache deines Jammers entdeckst, damit ich irgend ein Mittel dagegen aufsuchen möge.“

„Es giebt keins dafür!“ — und zugleich erhob sich aus seinem Innersten ein Seufzer, bei dem ich eben so empfand, als ob er aus dem meinigen käme. — „Sohn! laß dich deinen Kummer nicht zur Verzweifelung und nicht zur Gottesvergessenheit hinreißen!“ — „Dahin nicht, aber zum Grabe!“ — Er sagte das mit Entschlossenheit und fester Stimme.

Eben der Ton, den er auf diese letzten Worte legte, bewies genug, daß seine Verzweifelung weder in der Religion noch in der Vernunft Beruhigung finden konnte. Ich machte daher den Versuch, die Sprache der Natur und Sympathie mit ihm zu reden.

„O warum“, sagte ich zu ihm, „muß ein so gutes, edles Herz den Pfeilen des Schicksals blos gestellt seyn! Dein Kummer ist ohne Zwei-

fel sehr groß, denn nicht eher als im Grabe kann er sich, wie du sagst, enden?"

„So daß ich unterliege!" antwortete der Jüngling mit einem noch tiefer gehobenen Seufzer. Zugleich machte er eine Bewegung, als ob er sich aufrichten wollte. Ich half ihm dabei und bat ihn, er möchte mir erlauben, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten.

„Du bist nicht in der Fassung, mich zu begleiten", versetzte er mit einem geheimnißvollen Wesen.

„Giebt es wohl ein kräftigeres, gottgefälligeres Gebet, als Beobachtung der heiligen Pflichten der Menschheit? Ja, ich wollte in die Moskee gehen: aber ich gehe nun nicht; laß mich dich bis an deine Wohnung begleiten, versage mir diese Bitte nicht."

„Dafür sey Gott!" — setzte er noch immer geheimnißvoll hinzu, und schnell entwand er sich mir und eilte nach der andern Seite der Straße. Doch nach einigen Schritten drehte er sich um und, mich noch immer auf der nämlichen Stelle erblikkend, winkte er mir mit der Hand, mit unbeschreiblicher Anmuth, ich möchte ihm nicht folgen, nicht einmal nachsehen.

Ich thats und trat in die heilige Moskee Al-Räschid's. Im Gehen sann ich über das Unglück des armen Jünglings nach und betete für ihn zu Gott und seinem Propheten ein aufrichti-

ges, warmes Gebet. Den folgenden Tag fand ich den Bekümmerten an eben dem Orte wieder; aber ganz anders sowohl in der Stellung als in seinem ganzen Wesen.

Auf dem Kopfe trug er eine Mütze von der feinsten Leinwand aus Damaskus, deren über die Ohren herabfallender Zipfel eben so reich als geschmackvoll gestickt war. Sein Unterkleid von kostbarem indischen Zeuge lag nicht fest an. An seinem Halse hing ein Kranz von den schönsten Blumen der Jahrszeit und wand sich über seine Brust. Seine Beinkleider waren von der prächtigsten Seide aus Kahira und seine Füße mit einem Goldstoff umwunden. In seiner rechten Hand hielt er einen Apfel, frisch wie die Wangen einer reizenden Zirkassierin, an dem er beständig roch. Seine Augen strahlten von einem sanften Glanze; Fröhlichkeit herrschte in seinem ganzen Benehmen. Gleich einem jungen Reh hüpfte er dahin, mit dem Kopf wie ein Mädchen spielend und mit einer Anmuth, daß ich so zu sagen mich im Geschlechte geirrt zu haben glaubte.

„Gott sey Dank!“ rief ich aus; „mein Gebet war nicht umsonst.“ — Aber ach! ich irrte mich. Als ich nämlich näher zu ihm kam, grüßte ich den Sohn des Unglücks mit Neugier und Freude über seine glückliche Veränderung. — „So wird denn der Wurm des Jammers nicht mehr an dem Herzen meines jungen Freundes nagen?“

Er ließ die Arme niedersinken, beugte das Haupt, hob es aber bald wieder in die Höhe, legte die Arme kreuzweise über die Brust, und sah mich einige Minuten lang starr und steif an; dann schien er in Verlegenheit zu seyn, blickte hinter sich umher, dann wieder auf mich, und zuletzt sank sein Kopf von neuem auf seine Brust.

Ich fühlte mich gerührter als jemals: Kaum konnte ich ein Wort des Trostes vorbringen. „Ach!“ sagte ich traurig, „als ich dich eben wiedersah, überließ ich mich den süßen Gedanken, dich glücklicher als gestern zu finden.“

Er sah mich schüchtern und verwundert an. In der Meinung, er hätte mich vielleicht vergessen, erinnerte ich ihn an unsere gestrige Unterredung. Er lächelte, verbeugte sich, zog eine Blume aus seinem Kranze, und reichte sie mir freundlich und ehrerbietig dar.

Ich sah hierin wohl ein Kennzeichen unglücklicher, hoffnungsloser Liebe: aber weiter auch nichts. — „Woher hast du diese schöne Blume?“ — fragt' ich, nur um ihn zur Sprache zu bringen.

„Ich pflückte sie trotz der Wachsamkeit eines eifersüchtigen Gärtners. Ha! grausamer Gärtner! Um dein Blumenbeet hast du eine Dornenhecke gezogen; sie hat mich verwundet. Seht! seht mein Herz; entfließt ihm nicht überall Blut? Alle diese Wunden empfing ich, indem ich mich der Dornen erwehren wollte, die den Garten

umgeben, den mein Herz liebt. Wie die Nachtigall liebe ich abgöttisch die Rose; und diese schöne Blume aus den Gebüschen des Irems *) verschmäht meine Zärtlichkeit nicht. Aber der unerbittliche Gärtner verwehrt mir den Eingang, sonst hatte er doch Nachsicht für meine schuldlose Liebe. Ein Fremder ist gekommen, hat meine Lieblingsrose gesehn, hat sie liebgewonnen und viel Geld und Edelsteine dafür geboten. Der Gärtner hat sich durch die Lockspeise des Gewinns verführen lassen. O des habsüchtigen, niederträchtigen Gärtners! Und hätte ich alle Schätze Karruns **), dein sollten sie seyn; nur meine Lieblingsrose gäb' ich nicht dafür, das wäre Kränkung meiner Liebe. Legt alle Reichthümer der Welt mit den Reizen meiner Auserwählten auf die Wage; leicht sind sie wie Federn."

„Ich gehe nun nicht mehr die einsame Nachtigall im Schatten geheimnißvoller Gebüsche zu belauschen; ich werde nicht mehr ihr Gefährte im Trauern seyn; unter dem Druck eines Unterdrükkers gebeugt, sinken wir beide zu Boden."

*) Ein Garten oder fabelhafter Hain, dessen Herrlichkeit die morgenländischen Dichter oft besungen haben. In diesem Zauberaufenthalte wird die Liebschaft zwischen der Nachtigall und der Rose gesetzt, auf die hier angespielt wird.

**) Karrun soll hier der Korah der Bibel seyn.

Die abgebrochenen Reden des guten Jünglings sagten mir genug von der Ursache seines Leidens. Es ging mir sehr nahe und Thränen flossen mir von den Wangen. Ich gab alle Hoffnung auf, ihn zu beruhigen und ihm seine Last zu erleichtern; doch wollte ich kein Mittel dazu unversucht lassen.

Ich bat ihn daher, mir zu sagen, ob es noch Zeit wäre, bei dem Gärtner, über den er sich beklagte, Vorstellung zu thun; ich versprach ihm auf der Stelle hinzugehen und für ihn zu bitten. „Ich habe", fuhr ich fort, „einiges Ansehn, und gelte etwas in der Stadt; ich will es anwenden, um den Gegenstand deiner Wünsche für dich zu erhalten. Sag' mir, Lieber, wer bist du? wie heißt der ungerechte, fühllose Mann, der erst deine reine, rechtmäßige Zärtlichkeit aufmunterte, und nachher sich nicht scheut, dich zurückzustoßen?"

„Edler Unbekannter! der Himmel lohne dich für deine redliche Absicht! Er verzeihe mir auch, wie du, wenn ich unfreundlich gegen dich war. Ich fürchte sehr, ich habe so ausschweifend geredet und gehandelt, daß es an Wahnsinn gränzen dürfte; aber mein Gram ist so nagend, so drückend die Last, die auf meiner Seele liegt! Gewöhnliche Klagen sind für mein Leiden zu schwach; keine vernünftige, zusammenhängende Rede vermag ihn auszusprechen."

„Bei keinem Manne von einigem Gefühle bedarfst du einer Rechtfertigung, um sein Mitleid zu gewinnen: allein du hast mein Herz nur in Trauer gesetzt, es nicht befriedigt. Krankheiten, die das Gemüth drücken, verwirren nicht selten den Kopf. Immerhin mag das Betragen seltsam erscheinen; wenn die Ursache darin liegt, so verletzt es weder die Gesetze der Religion noch die Strenge der Sitten."

„Edler, großmüthiger Greis! Es würde zu nichts helfen, wollte ich dir sagen, wer ich bin und wer meines Unglücks Urheber ist. Ich bin ein Unglücklicher, für dessen Leiden es keine Linderung, für dessen Krankheit es kein Heilmittel giebt, dessen Leben bald, ach! nur zu bald im Kummer erlöschen wird. Kein Ansehen, keine Macht kann mir das wiedergeben, was ich auf immer verlor .... Könige der Erde! ich verlor ein Kleinod von höherem Werthe als irgend eines von allen denen, die eure Kronen schmücken, und den Gram, der mich verzehrt, gäbe ich nicht für das Königreich Persien. — Die Begierde zu herrschen, berührt nur die Oberfläche der Seele, und ist nicht werth, mit dem letzten Schmerz eines Lebenden verglichen zu werden, der wiewohl unglücklich doch Gegenliebe fand. Noch läßt sich meine Auserwählte meine Zärtlichkeit gefallen; Gewalt und Druck haben ihre Zuneigung nicht schwächen können. Ihr Herz ist mein, gehört

gleich ihre Hand einem Andern an. Doch was sagt' ich da? Gerechter Himmel! Ist es möglich, daß du nicht eine solche Beleidigung ahndest? Sie schreit um Rache; mit dem Tode werde ich diesen Arm bewaffnen, werde Schrecken um mich her verbreiten, und das Jauchzen meiner Feinde endige sich mit dem Leben des armen, unglücklichen Medjenun's."

Mit Heftigkeit sprach er diese letztern Worte, ohne mir auf meine Fragen zu antworten. Wuth blitzte in seinen Augen und in jedem Zuge drückte sich das Gepräge des Aufruhrs seiner Seele ab. Es wäre vergebliche Mühe gewesen, wenn ich ihn hätte zurückhalten wollen: flüchtig wie ein arabisches Roß entschwand er in einem Moment meinen Blicken.

Erst jetzt fiel es mir bei, was ich von der gestörten Liebschaft Medjenun's und Zenaib's gehört hatte. Tamai, des schönen Mädchens Vater, hatte lange ihre wechselseitige Zuneigung gebilligt. Aghiar, ein Großer am Hofe des Khalifen, ward von ihren Reizen eingenommen und begehrte sie zur Gattin. Der Vater, ein ehrgeiziger Mann, fand sich sehr geehrt, mit einer Person vom ersten Range verwandt zu werden und nahm den Antrag ohne Verzug an. Die heiligen Zusagen, die er den Liebenden wegen ihrer Verbindung gegeben hatte, zu brechen, kostete ihm nichts: die reizende Zenaib konnte ihn

weder durch Bitten noch durch Thränen rühren; und eben so fruchtlos blieben des unglücklichen Medjenun's Klagen und Drohungen. Vergebens bemüheten sich auch seine Verwandten für ihn bei dem Khalifen: alle Zugänge waren von den Freunden Aghiars gesperrt, der selbst so viel Einfluß und Ansehen besaß. Die Stunde zur Vermählung war bestimmt; der niedrigdenkende Aghiar wollte nun die schöne, unglückliche Zenaib an sich fesseln; nicht der kleinste Strahl der Hoffnung leuchtete mehr dem tiefgebeugten Medjenun. Ach! er hatte so vielen Anspruch auf Mitleid und so wenig Trost.

Den andern Tag begegnete ich ihm wieder zu eben der Stunde an eben dem Orte. In der rechten Hand hielt er eben den Apfel wie Tages vorher; aber nicht mehr frisch, sondern eingeschrumpft und dürr; am Halse trug er eben den Blumenkranz, aber verwelkt. Ihn begleitete ein junger Sklav, dessen Anstand die tiefste Betrübniß verrieth. Mit Thränen in den Augen und dringend bat er seinen Herrn wieder nach Hause zurückzukehren. — „Ja, Mekbul! antwortete Medjenun mit schwacher, gebrochener Stimme. Zu gleicher Zeit hob er den Kopf matt empor; und als er mich erblickte, setzte er lebhaft hinzu: „Ja! mein ehrwürdiger, alter Freund, ich gehe nach Hause."

„Und wo ist dein Haus, unglücklicher Jüng-

ung?" — Hier hob er mühsam seine Rechte in die Höhe und zeigte mit der Fingerspitze nach dem Himmel und wehmüthig folgten seine Augen dem Hindeuten seiner Hand. „Dort ist das Haus, wohin ich gehe; ich kam dorther, und nun kehre ich dahin zurück." — Das Haupt sank ihm wieder auf die Brust; Mekbuls Thränen ergossen sich.

Niemals, niemals fühlte ich mein Herz so beklemmt. Ich wußte nicht, was ich dem Unglücklichen sagen sollte: Philosophie und Religion ..... beides wäre hier nicht an seiner Stelle und fruchtlos gewesen. Mein Mitgefühl fand keinen Ausdruck. Ich vermischte nur meine Thränen mit den Zähren des gefühlvollen Mekbuls, und drängte, wie er, meinen Schmerz in Stillschweigen zusammen.

Medjenun's Kniee wankten unter ihm. Mekbul, der treue Sklave, versuchte es, seinen geliebten Herrn zu unterstützen, zu halten; doch seine Hülfe war umsonst: Er sank zu Boden; ach! er sank hin — auf ewig!

Mit ihm fiel auch sein verwelkter Blumenkranz, sein zusammengeschrumpfter Apfel — treffende Bilder seines Schicksals. Wir knieeten neben ihm, Mekbul und ich, und hielten ihn sitzend, unsere Armen um den theuren Körper geschlungen. Der gute Sklave dankte mir mit einem Blicke, der keiner Dollmetschung bedurfte.

Des armen Medjenun's Augen fingen an zu brechen; kalter Schweiß überzog seine Stirn; sein Puls schlug kaum noch merklich: wir sahen, wie des Todes kalte Hand sich schwer auf ihn niederließ.

„Mekbul!" sagt' er leise, doch vernehmlich, meine Leiden gehen nun zu Ende." — Dann wendete er sich zu mir, mit einem Ausdruck der tiefsten Betrübniß, dessen Andenken nie in mir erlischt, und sagte: „Ehrwürdiger Vater! bete für den unglücklichen Medjenun! bete auch für das künftige Wohl meiner angebeteten Zenaib!"

Kaum hatte er die letzte Sylbe dieses theuren Namens ausgesprochen, so entfloh seine Seele in einem tiefgehobenen Seufzer. „Unerbittlicher Tamai!" rief der gefühlvolle Mekbul im äußersten Schmerz. „Grausamer, niedrigdenkender Aghiar!" rufte ich mit eben solcher Empfindung von Betrübniß und Unwillen aus. „Theurer, liebenswürdiger, unglücklicher Jüngling!" sprach der gute Mekbul leise zu sich selbst: denn Thränen und Seufzer erstickten ihm die Stimme. „Arme, verlassene Zenaib!" setzte ich hinzu; und meine Zähren flossen auf die bleichen, kalten Wangen ihres Vielgeliebten.

Mekbul kaufte einen Sarg; und in Begleitung der Freunde des Verstorbenen brachten wir die Leiche zu der Gruft seiner Väter, mit

allen Feierlichkeiten, die uns das heilige Gesetz gebietet. Die schöne Zenaïb überlebte ihn nur zwei Tage. Ihre Hochzeit mit dem unedlen Aghiar war wohl vollzogen worden; aber tiefgebeugt hatte sie ihm keine Annäherung als Gatte erlaubt.

Der habsüchtige Tamai folgte bald seiner Tochter nach; voll Verdruß, seinen Ehrgeiz und seine Gewinnsucht getäuscht zu sehen. Als der Khalif Medjenun's und Zenaïb's Geschichte erfuhr, bestraft' er Aghiar's Ungerechtigkeit und Härte mit ewiger Verbannung. Diese machte Aghiar das Leben unerträglich: er starb — und niemand weinte um ihn.

IX.

Notizen aus Georgien.

(Auszug aus einem Briefe von Tiflis am 22ten Aug. 1804. a. alt. Zeitr.)

Die Einwohner von dem nun mit dem russischen Kaiserthume auf immer vereinigten Grußinien lernen von Tag zu Tag mehr die Wohlthat schäzzen, Unterthanen einer Regierung geworden zu seyn, die Eigenthum und Person schützt, die nur das allgemeine Beste beabsichtigt und sich keine der gewaltthätigen Erpressungen erlaubt, die bei den Despoten von Asien im Schwange sind. Von den Einkünften des Landes geht nichts nach Rußland: Alles wird zur Unterhaltung der Besatzungen in den Städten und Gränzfestungen, zur Erweckung der Industrie, des Acker- und Seidenbaues, zur Aufbauung der vielen, fast gänzlich in den lezten unruhigen Zeiträumen zerstörten Ortschaften verwandt. Niemand aber hätte auch von unserm erhabenen Kaiser zur Regierung dieser neuerworbenen Provinz besser aus-

erwählt werden können als der jetzige Oberbefehlshaber von Grußinien, Fürst Zizianow. Mit einer vollkommenen Kenntniß des Lokals verbindet er mannichfaltige Einsichten, sowohl im Kriegs- als Zivilfach, und alle seine neue Einrichtungen verrathen eine genaue Bekanntschaft mit den Sitten nicht nur der verschiedenen Landesbewohner sondern auch der Steppen = und Bergvölker, von denen Grußinien umgeben ist.

Eine Menge armenischer Familien aus Schirwan, Erivan, Ghilan, Mazanderan und andern zunächst liegenden persischen Provinzen, sowie aus den Paschaliken Kars und Erzerum, ja selbst von Trapezunt haben sich bereits bei uns niedergelassen und da die Morgenländer ein eigener Emigrationsgeist beseelt; so erwarten wir eine noch weit größere Anzahl neuer Ankömmlinge, die nicht wenig dazu beitragen werden, die durch die häufigen innern Zerrüttungen und Kriege, welche der unter Kaiser Pauls Regierung ausgeführten Besitznahme des Landes vorhergingen, so sehr geschwächte Bevölkerung einigermaaßen zu ersetzen. Selbst manche muhamedanische persische Familien entfliehen ihrer grausamen Regierung und suchen bei den christlichen Russen im Kaukasus Schutz.

Tiflis steht unter den gegenwärtigen Umständen seine Volkszahl mit jedem Jahr beträchtlich vermehrt; neue Häuser entstehen überall und

die Einrichtung der Krongebäude ist bald ihrer Vollendung nahe. Die Lage dieser Metropolis der kaukasischen Landenge berechtigt sie, mit der Zeit zu einer der größten und volkreichsten Städte des russischen Reichs emporzuwachsen. Sie steht zwischen zwei Meeren (dem kaspischen und schwarzen) an der Gränzscheide von Nord- und Südasien; durch sie wird zwischen beiden Theilen die engste Verbindung unterhalten und sie kann zugleich zum Entrepot der Produkte des höhern Asiens für Europa dienen. Durch den Fluß Kur, der mitten in den Gebürgen, nicht fern von dem schwarzen Meere entspringt und seine durch mehrere Bergströme verstärkte Fluthen tosend durch die georgische Hauptstadt führt, steht sie in unmittelbarer Verbindung mit dem kaspischen Meere. Nicht weit von der Quelle dieses Flusses fängt ein anderer Strom Fachs an, der in entgegengesetzter Richtung nach Westen geht und sich bei dem Kap Mais ins schwarze Meer ergießt. Könnte man diese beiden Ströme mit einander in Verknüpfung setzen; so würde dadurch die bequemste Verbindung des kaspischen und schwarzen Meers entstehen. Tiflis dürfte dann ein großes Zentrum des europäischen und asiatischen Handelsverkehrs werden. Schon dadurch, daß auch die übrigen Theile des Kaukasus, besonders Obergeorgien, Imiret, Mingrelien und die Küste Abaßa dem russischen Szepter gleich-

falls unterworfen würden, muß der Handel des östlichen Grußiniens und besonders der Hauptstadt Tiflis ansehnlich gewinnen.

Die bisher unabhängig gebliebenen, mehr oder weniger zahlreichen, Gebirgsvölker, die meistens eine nomadische Lebensart führen, begeben sich nach und nach immer mehr unter russischen Schutz und wenn es der Regierung gelingt, eine solche friedliche Verfassung unter ihnen zu gründen, wie sie bei den zwischen dem Don und der Wolga nomadisirenden Kalmückenhorden statt findet, so ist schon viel gewonnen. Die Leskier sind im Grunde noch die einzigen, die sich geradezu gegen die Anerkennung einer jeden fremden und besonders christlichen Oberherrschaft sträuben. Mitten in den Gebirgen, in ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln, sind sie gewohnt jeder Macht zu trotzen und niemand als ihren Khanen Folge zu leisten. Tapfer, wie alle Tartaren, lieben sie nichts mehr als den Krieg und sie wußten bisher die Schwäche ihrer Nachbarn stets zu benutzen; um bald über diese bald über jene herzufallen und sich mit Beute zu beladen. Räuberisch wie die Kirgisen, stören sie darum den Karavanenhandel hier eben so sehr, wie diese auf der Ostseite des kaspischen Meers und mit Gewalt werden sie, eben so wenig wie die Kirgisen, jemals schwerlich zu bändigen seyn. Doch wird es die Regierung gewiß noch

mit der Zeit dahin bringen, beide so furchtbare Nomadennationen durch Güte zu einem stillen, friedseligen Leben zurückzuführen.

Baba = Khan, der jetzige usurpatorische König und Beherrscher von ganz Westpersien, bis an die Gränzen des Afganenreichs, droht uns noch immer. Er betrachtet das östliche Georgien, nämlich die Provinzen Karduel, Niedergrußinien und Kaket, als zu seinem Reiche gehörig und verlangt, daß die Russen dieses Land räumen sollen. Seine Residenz hat er jetzt in Tehhehran in den Gebirgen zwischen Mazanderan, Kasbin und Irak = Agemi aufgeschlagen und dadurch diesen Ort zur Hauptstadt von Persien erhoben. Hier befindet sich stets eine Armee von 60000 Reitern um ihn und nur an der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht erhält er sich in seiner Usurpation. An Thätigkeit und Muth fehlt es diesem Herrscher nicht, alle Khans der Provinzen fürchten ihn und wo sich auch nur die kleinste Unruhe zeigt, da erscheint er sogleich mit seiner Heeresmacht und dämpft sie. Den Russen wird er jedoch nie wahrhaft furchtbar werden: denn die Perser verstehen noch schlechter die Kriegskunst als die Türken und die meisten ihrer Schützen brennen ihre langen Büchsen nur vermittelst Lunten ab, die Reiter aber führen größtentheils nicht einmal Feuer-

gewehre sondern nur Bogen, Pfeile und Dschirid's (Wurfspieße).

Die Paschen von Kars und Erzerum sahen Anfangs mit neidischen Augen die wachsende Macht der Russen in ihrer Nähe und reitzten häufig die tartarischen Gebirgsvölker zu Einfällen in das russische Gebiet; aber man hat jetzt gegen sie einen Firman von der hohen Pforte ausgewirkt, worin ihnen streng befohlen wird, sich solcher Feindseligkeiten zu enthalten. Der Khan von Erivan hat darauf einen Abgeordneten nach Konstantinopel gesandt und dringend die Gefahr am Hofe des Großherrn vorgestellt, die von dieser Seite dem türkischen Reiche drohe, wenn man nicht bei Zeiten Maaßregeln ergreife, sie von sich abzuwenden. Aber der Sultan mit seinem Divan fürchtet zusehr die Russen, um Feindseligkeiten gegen sie zu wagen und der persische Gesandte hat kein Gehör gefunden.

Das Land Gandja, mit der Stadt und Festung gleiches Namens, befindet sich nun auch in unsern Händen, wodurch unsere Südgränzen beträchtlich weiter gerückt sind. Die persischen Provinzen Schirwan, Erivan, Ader-Bidjan und Ghilan stehn uns jetzt ganz offen; durch ihren Besitz würde die Macht der Russen auf dieser Seite erst völlig gesichert werden. Was einem Peter dem großen unter den damaligen Umständen nicht gelingen konnte, was die

große Katharina ins Werk gesetzt haben würde, hätte sie der Tod nicht überrascht — das wird sicher Alexandern dem Ersten gelingen. Kommen wir in den Besitz eines Theils von Armenien, und der Häfen am kaspischen Meere, so wird der Handel in dieser Weltgegend zu einer neuen großen Epoche sich erheben und bald zu einer Blüthe gelangen, deren er sich in keinem Zeitalter vorher rühmen konnte.

Man weiß aus der Geschichte der Römer, daß wer im Besitz des gebürgigen Armeniens sich befindet, jedesmal auch zugleich natürlichen Herr aller der Länder ist, die jetzt zum persischen Reich und zur asiatischen Türkei gerechnet werden. Vielleicht dürfte es einem russischen Alexander beschieden seyn, in die Fußtapfen des macedonischen zu treten, der jetzt in den Annalen der Geschichte mit dem Beinamen des großen prangt. Was aber das Beste ist, möchte wohl der Umstand seyn, daß sich Rußland von dieser Seite unabläßig erweitern, daß es da seine Macht gränzenlos vermehren kann, ohne auch nur im mindesten die Eifersucht der europäischen Mächte zu reizen.

X.

Schreiben aus Odessa.

(Vom 20. September 1804.)

Wer vor einer kurzen Reihe von Jahren es hätte vorausprophezeihen wollen, daß sich da, wo sich damals noch wilde Tartarenhorden auf unwirthbaren Steppen herumtummelten, bald eine blühende, in ihrer Kindheit schon reiche und große Handelsstadt, wie aus dem Nichts, emporheben werde — würde man den nicht wie billig verlacht haben? — Und doch ist es unter Alexander's weiser Regierung jetzt gar nicht problematisch mehr, daß Odessa bald sich zu einem der ersten Stapelplätze des Handels für ganz Europa und einen großen Theil Asiens bilden und auf eben der Linie glänzen werde, welche gegenwärtig Triest, Livorno, Genua, Marseille, Cadix, Hamburg und andere große Handelsstädte

unſers Welttheils behaupten. Alles will zwar ſeine Zeit haben, ſo auch der wachſende Verkehr der Nazionen in dieſem oder jenem Theile der Erde; aber wenn da jetzt hunderte von Schiffen von faſt allen ziviliſirten Völkern, mit Flaggen aller europäiſchen Monarchen und Republiken, hunderte von Fahrzeugen aus den vielen Häfen der Türkei und Barbarei ſich durchkreuzen und drängen, wo ſonſt kaum einige muhamedaniſche und griechiſche Barken jährlich anlandeten: ſo iſt das doch wohl keine ungünſtige Vorbedeutung für die Zukunft.

Odeſſa, ſo lange die Landſchaft zwiſchen dem Dnieſter und Dnieper noch dem osmaniſchen Reiche zugehörte, Hadſchibey genannt, liegt nicht weit von der beßarabiſchen Gränze und dem Ausfluſſe des Dnieſters, deſſen breiter Thalweg gegen Süden die Scheidewand zwiſchen Rußland und der Türkei bildet. Da wo ſich der Strom ins ſchwarze Meer ergießt, ſteht Ovidiopolis, die letzte rußiſche Gränzſtadt, und ihr gerade gegenüber, auf der rechten Seite des Fluſſes, ſchon auf türkiſchem Grund und Boden, Akerman oder Bialogorod. Gegen Norden iſt der Okzakow'ſche Diſtrikt, der von dem Bog durchfluthet wird, und dieſem gegenüber Kinburn mit der breiten Landzunge von Taurien, die den Golf von Berezan formirt, durch den der Dnieper, der von Weſten kommt, in

einer großen Krümmung unweit des Kriegshafens Cherſon ins ſchwarze Meer ſtrömt. Die Nähe dieſer drei großen Flüſſe, die alle nach einerlei Richtung laufen, und aus den fruchtbarſten Gegenden des rußiſchen Reichs, der getraidereichen Ukraine, kommen, trägt an ſich ſchon viel dazu bei, den Handel von Odeſſa lebhaft zu machen. Dazu kommt aber nun noch die Nachbarſchaft der Krimm, die nicht große Entfernung des Bosporus, von Thrazien, Kleinaſien und dem griechiſchen Inſelmeere, die Verbindung durch die Dardanellen und den Archipelagus mit dem mittelländiſchen Meere ..... Alles das zuſammengenommen giebt der Lage von Odeſſa ſo unbeſchreibliche und mannigfaltige Vortheile, daß wenige andere Handelsſtädte Europa's ſich rühmen können, es ihr darin zuvorzuthun.

Das rußiſche Kabinet ſah bei dem letzten Friedensſchluſſe mit den Türken den großen Nutzen ſehr wohl ein, den es aus der Lage dieſer Landſchaft ziehen könnte, und beſtand darum ſo hartnäckig auf dem Beſitz der Steppe zwiſchen dem Dnieper und Dnieſter, daß es ſelbſt nicht fürchtete, ſich darum einem Kriege mit Preußen auszuſetzen. Aber ſeinen Flor verdankt erſt Odeſſa den neuern Konjunkturen und der wohlthätigen Vorſorge der jetzigen ſo ſegenreichen und beglückenden Regierung Rußland's.

Der Generallieutenant, Herzog von Richelieu ist zum Oberbefehlshaber der neuen Handelsstadt an den Gestaden des schwarzen Meeres ernannt und zugleich mit allen nöthigen Vollmachten versehen worden, diesen Ort zum Wohlstand, ja zum Reichthum zu erhében. Kaiser Alexander hat es schon oft gezeigt, wie gut er die Männer auszuwählen verstehe, die für diesen oder jenen wichtigen Posten besonders geschickt sind. In der Wahl des Duc de Richelieu für Odessa ist man besonders glücklich gewesen: er hat alle die Eigenschaften und Kenntnisse, die vorzüglich dazu gehören, einen so großen Plan auszuführen, und der glückliche Erfolg bei seinen Entwürfen hat es hinlänglich dargethan, was man von ihm noch für die Zukunft erwarten könne.

Nur Einiges von den wohlthätigen und vielversprechenden Anordnungen, die in dem kurzen Zeitraume eines Jahres hier statt gefunden haben. Der Hafendamm ist nicht nur sehr ausgebessert, sondern auch ausnehmend erweitert worden. Die Gebäude zu der Quarantainenanstalt, die bisher in einem sehr schlechten Zustand sich befand, sind auf einem sehr schicklich gelegenen Platze begonnen worden. Auf kaiserliche Kosten ward ein Kommerz-Kollegium installirt, in welchem, außer den allgemeinen Gegenständen des Unterrichts, vorzüglich die auf den Handel Bezug habenden Kenntnisse und Wissenschaften betrieben

werden. Der Grund zu einer großen Börse ist gelegt. Zu einem italiänischen Theater, das in Zukunft hier statt haben wird, weil die italiänische Sprache im levantischen Handel am allgemeinsten ist, sind jährlich 20000 Rubel verwilligt. Das Postkomtoir, das sich sonst so viele, der Kaufmannschaft verderbliche, Nachlässigkeiten zu Schulden kommen ließ, hat nun die vollkommenste Ordnung erhalten. Ein besonderes Handelstribunal ist zur Schlichtung der Streitigkeiten der Negozianten errichtet und zum Magistrat der Stadt wurden Mitglieder aus den vornehmsten Nazionen erwählt. Keine Aufmunterung hat gefehlt, die Schiffahrt zu beleben, den Küstenhandel zu erweitern, die Bevölkerung zu vermehren, allgemeine Betriebsamkeit, Thätigkeit und Energie in allen Ständen zu erwecken. Der Wechselkours ist besser regulirt, und, um den Handwerks- und Arbeitslohn wohlfeiler zu machen, die Besatzung noch mit zwei Bataillons vermehrt worden.

Fremde aus allen Gegenden der Türkei, besonders Griechen, Armenier und Juden, selbst Franken aus Konstantinopel und Smyrna und Italiäner strömen herbei, sich in Odessa niederzulassen und man gewährt den neuen Ansiedlern so viele Vortheile, daß sich ihre Zahl immer mehr noch vergrößern und progressive wachsen wird. Darum unterhält auch das Gouvernium eine beständige Korrespondenz mit dem russischen

Gesandten in Pera und den russischen Konsuln in den Häfen der Levante, und der Generalgouverneur v. Nikolajef in Taurien wirkt in völliger Harmonie mit dem Oberbefehlshaber von Odessa zum Flor dieser Stadt. Eine Menge Handwerker und Künstler aller Art sind aus Italien verschrieben worden und von den jonischen Inseln, Albanien und Ragusa haben sich bereits viele neue Bürger hier niedergelassen.

Jahrhunderte hatten die Türken die Fahrt auf dem schwarzen Meere fremden Nationen verwehrt, Rußland's Macht hat dasselbe sich und einem großen Theile Europas geöffnet und die wohlthätigen Folgen für den Handel zeigen sich von dieser Epoche an sichtbar genug. Eine ungeheure Kornkammer, das südliche Rußland, ist und bleibt nun für immer den Völkern unsers Welttheils aufgethan und eine der größten Gefahren, die die Menschheit beunruhigen können, ich meine die Hungers- und Getraidenoth, ist nun größtentheils verschwunden, ja sie würde ganz dahin seyn, wäre das stürmische schwarze Meer alle Jahreszeiten hindurch befahrbar, könnte man es wagen, im Winter sowie im Sommer, mit Neptuns Dreizack den wilden Wogen zu gebieten, die jedem Kühnen, der ihre aufgethürmten Berge zu durchschneiden sich unterfteht, Tod und Untergang drohen. Rußland kann bei der steigenden

Kultur der Ukraine, Korn für ganz Europa im Ueberfluß haben und oft wird noch der Name Odessa wohlthätig in die Ohren der Völker schallen, die, durch Mißwachs und schlechte Erndten heimgesucht, sonst der schrecklichen Gefahr entgegensehen mußten, mit der Hungersnoth zu kämpfen.

XI.

Reise einer deutschen Dame nach Rußland.

(Skizze aus einem Tagebuche.)

Moskau, den 26. Sept. 1804.

„Hier wären wir denn endlich in dem erstarrenden Norden, vor dessen furchtbarer Kälte man bei Euch so erschrickt, von dessen Klima man auf Deutschland's Boden so seltsame Begriffe hegt. Der Beruf des geliebten Gatten riß mich aus Euren Armen, von der heimischen Flur hinweg, wo der Himmel mir so oft gelächelt hatte, die sorglose Jugend, heiter wie ein reiner Quell, mir verströmt war. Ach! er zwang mich zurückzulassen die Zaubergebüsche des lieblichen Maies; die Erde, von der ich immer wähnte, daß sie mir am schönsten blühe; so schön, daß alle tausend Pracht der Zonen Indiens das Grasblümchen nicht aufwiegen könnte, das ich an den wohlbekannten Spielplätzen der Kindheit unvermuthet auf der

alten Stelle wiederfand. Des düstern Schicksals Macht nahm mich weg aus dem warmen Hauch meiner vaterländischen Luft, aus dem wallenden Meere der Nachtigallentöne, aus dem Kreise jener freundlichen Gesichter voll Liebe, die ich aus dem Frühlinge des Lebens her kannte, deren Stimmen so wohlklingend für mich waren. Mit harten Händen hat es mich gestoßen auf einen Boden, der keinen Lenz kennt, fern von den vaterländischen Laren kaum eine Blume seinem Busen entsprießen läßt, in ein Land, wo aus dem kalten Schooße des Winters nur die glühende Flamme des Sommers hervorbricht. Ach! der Mensch ist kein Zugvogel: er hat ein Grab und also ein Mutterland. Die Gräber der Vorfahren zu verlassen — wie schwer ist es nicht?"

Dies waren meine Empfindungen, als wir die preußischen Gränzpfähle passirt waren, und die Brücke im Rücken hatten, die uns ins Gebiet eines Reichs übertrug, dessen entgegengesetzte Enden zu erreichen kaum eine Jahresfrist hinreicht. „Halt!" rief ein Mann mit schneeweißem, langem Barte, von einem fremdartigen, wilden Ansehn, und in einem Kostüme, das weder deutsch noch polnisch, aber auch eben so wenig morgenländisch war, so wie ich mir die Orientaler dachte. „Ein Kosak," flüsterte mir mein Mann zu, und in dem Augenblick fiel mein

Auge auf eine lange Pike, die die für mich so seltsame Schildwache in der Rechten emporhielt und in einem Nu trat vor mein Gedächtniß die Erinnerung an alle die Greuel, die diese nordische Soldateske im siebenjährigen und jüngst verflossenen französischen Kriege ausgeübt, an den Schrekken, den sie überall, wohin sie in Europa kam, verbreitet hatte.

Ein Offizier trat mit Humanität, wie sie die gegenwärtige beglückende Regierung Rußlands befiehlt, an den Schlag und bat um den Paß. „Sie kommen von Berlin und zunächst von Memel?“ sagte er, nachdem er das Papier entfaltet, und den Namen Alopäus gelesen hatte. „Der Kutscher fahre zu; ich habe das Vergnügen, eine glückliche Reise zu wünschen.“ Nicht lange so hatten wir den ersten rußischen Ort auf der Westgränze erreicht, und der Wagen hielt vor dem Zollhause von Polangen. Es ist ein wohlhabender, lebhafter Flecken, dem die Nähe der Ostsee und von Memel, die Schiffahrt und der Handel viel Nahrung geben. Polangen ist für Memel im Kleinen, in mancher Hinsicht, was Altona für Hamburg immer gewesen ist; der Besitz dieser letzten preußischen Stadt, die auf der Südseite ganz schon vom rußischen Gebiet umgeben ist, würde für Rußland gewiß äußerst vortheilhaft seyn. Dieses un-

ermeßliche Reich, das eine so ungeheure Menge von Produkten für das Ausland hat, besitzt bis jetzt nur noch eine kleine, für die Schiffahrt taugliche, Meeresküste, wodurch der Handel und Verkehr sehr in seiner Thätigkeit gehindert wird, und der rußische Kaufmann und Spedizionshändler sich genöthigt sieht, nur gar zu oft einen großen Theil des Gewinnstes Fremden zu überlassen. Vielleicht wäre indessen die Akquisizion von Schwedisch Finnland, die über lang oder kurz im Laufe der Zeiten zu Stande kommen dürfte, noch weit nützlicher für das ganze rußische Reich als die fernere Ausbreitung längs den südlichen Gestaden des baltischen Meeres.

Wir fuhren gegen Mittag ab und langten am vierten Tage in Mietau an, der Hauptstadt Kurland's, die ungefähr 40 deutsche Meilen von der preußischen Gränze entfernt liegen mag. Samogitien und Litthauen sind wenig bebaute Länder, die aber, wenn die Luft durch die Austrocknung der vielen Sümpfe und Moräste gesünder, und das Klima durch Niederreißung der dicken Wälder und Urbarmachung der unermeßlichen, jetzt noch unbenutzt daliegenden Felder milder gemacht wird, einer großen Kultur und Bevölkerung fähig sind. Mietau hat mit den Hauptstädten Lievlands und Oehstlands das Eigene, daß die Theurung außerordentlich ist, wel-

ches um so mehr auffällt, da man in Deutschland immer mit der Hälfte fast auskommen kann, und man daselbst von der Wohlfeilheit in Rußland, St. Petersburg allein etwa ausgenommen, soviel gehört hat. Eine Hauptursache davon mag wohl der Umstand seyn, daß es in diesen Provinzen im Ganzen wenig Städte giebt, und der zahlreiche Adel, der sehr reich und begütert ist, die Gewohnheit hat, in denselben einen großen Theil des Jahrs zusammengedrängt zu leben; dazu kommt nun noch, daß das große rußische Reich durch diese Länder allein unmittelbar mit dem baltischen Meere in Verbindung steht.

Riga, das reiche Riga, mit seinen lebendigen Straßen und seinem, mit Schiffen aller Nazionen gefüllten Hafen lag bald vor uns: denn etwa 14 Stunden nur von Mietau streckt es sich an den Ufern der Düna hin. Von da kamen wir nun dem stolzen Petersburg immer näher und näher. Die große, breite, mit Alleen bepflanzte Landstraße, die man mit größerm Recht als die von Wien nach Triest, die Kaiserstraße nennen könnte, war gleichsam schon die Einleitung zu allem Glänzenden und Prächtigen, wodurch der von dem großen Peter aus dem Nichts gleichsam erschaffene und nun unter Europa's Metropolen so prachtvoll sich erhebende Zarensitz alle Sinne in frohem Staunen fesselt. Mit

jeder Viertelmeile mehr wurde man es gewahr, daß man sich der Hauptstadt eines großen Reiches nähere: der Wagen und Fuhrwerke, der Pferde, Ochsen und Menschen war kein Ende. Eine niedliche Szenerei folgt auf die andere, ein Landgut mit seinen Umgebungen stößt gleichsam an das andere. Hier erblickt man Dörfer, wie man sie sonst fast nur in Holland findet, so reinlich, so wohlhabend; dort Ansiedeleien von Engländern, die Alexanders Weisheit aus fernem Eilande über's Meer herbeirief, um den Ackerbau in einer größern Vollendung dem rußischen Landmanne darzustellen. Hier erheben sich stolz glänzende Kaiserliche Schlösser mit unermeßlichen Parks, dort reizende Landsitze mit schattigen Wäldchen, Blumen- und Fruchtreichen Gärten zwischen romantischen, wohlbepflanzten Hügeln. Je weiter der Wagen nun fortrollt, desto üppiger und prachtvoller werden die Environs von allen Seiten.

St. Petersburg liegt zu tief, um eine Ansicht schon in der Ferne zu gewähren. Wäre das Terrain, worauf die Residenz steht, etwas höher; es müßte ein herrlicher Anblick seyn. Dafür aber ergötzen das Auge allerhand Arten von Monumenten der menschlichen Betriebsamkeit, des Reichthums, des Ueberflusses und der Ueppigkeit; stolze steinerne Brücken und hohe Granit-

säulen schmücken die Heerstraße und die Neugierde findet mit jedem Schritt neue Nahrung. Endlich fährt man denn ein, mitten zwischen Wagen, Pferden und Menschen ohne Zahl, in die gewühlvolle europäische Metropolis eines halbasiatischen Kaiserreichs, und nun werfe ich die Feder weg und mit geblendeten Augen verstummend, fodere ich den Mann auf, der zu schildern Lust hat, nach Würde zu beschreiben, wenn er's vermag.

Drei Tage lang bin ich herumgewandelt in den menschenreichen Straßen, auf den geräuschvollen Kays, mitten im Gewühl auf den Brücken, zwischen den Reihen von Palläſten, die keine andere Stadt in der Welt so prächtig, so reich und so groß nebeneinander aufzuweisen hat, und während der ganzen Zeit habe ich nur in einem beständigen Taumel geschwebt. Treu und wahr fand ich Alles das, was Schlözer vorhergesagt hatte; aber nur noch in einem weit höhern Grade und in größerm Maaße: denn seit der Zeit, daß dieser große Veteran der Geschichtsforscher die finnischen Gestade mit der Georgia Augusta verwechselt hat, sind viele und große Veränderungen hier vorgegangen und St. Petersburg hat in jeder Hinsicht fast unglaublich zugenommen. Das kann man indessen mit Grunde ihm nachsprechen: Rußland ist eine große Welt und St. Petersburg eine kleine Welt im Auszuge. Heil jedem jungen Menschen,

der als gelehrter Reisende seine Lehrjahre in dieser großen und kleinen Welt anfängt. Er wird lernen, mit ganz andern Blicken Alles zu betrachten, was ihm im Laufe des Lebens aufstoßen dürfte, das Große wird seinen Augen nur klein erscheinen, das Prächtige minder prächtig, das, was der gemeine Troß der Erdbürger als ungewöhnlich anzusehn pflegt, wird ihm als ganz gewöhnlich vorkommen und manches für äußerst merkwürdig Gehaltene kann ihm nur als unbedeutend und geringfügig sich darstellen.

Wer aus irgend einem Orte und das braucht gerade keine Mittelstadt zu seyn, nach der Metropole kommt, deren Steinmassen jetzt die Moräste eines Theils von Finnland bedecken, wird sehen und staunen. Vieles, sehr vieles, was anderswo schön aber klein ist, ist hier prächtig und groß; vieles, was anderswo groß ist, ist hier koloßalisch, gigantisch. Asiatischer Luxus bis zur Verschwendung mit feinem europäischen Geschmack gepaart, morgenländische Ueppigkeit neben den rauhesten Sitten des Nordens. Fast Meilenlange, schnurgerade Straßen, prächtige Tempel und Marmorpaläste, vergoldete Thürme und Prunkgebäude ohne Zahl, große schön gepflasterte Plätze mit Statüen und Kolossen geziert, Brücken von Quadern über Seen und Flußarme, ungeheure Kays von gehauenem Granit, Schiffs-

werften und Wälder von Mastbäumen im Hafen, Schlösser, Klöster, Festungen, Inseln, Wälder. . . . . Alles auf einem Punkt hier innerhalb den Barrieren dieser Herrscherstadt vereint, zu Einem großen, unbeschreiblich prächtigen Ganzen vereint. Gleicht etwas wohl mehr einer kleinen Welt als Petropolis?

Wer das Herz mit Bewunderung füllen will, der komme hierher; der größte Stoiker wird die Wunderwerke an der Newa bestaunen. Dafür, daß er sich hier ausgewundert hat, wird er in der That anderswo sich über desto weniger wundern dürfen; aber jeder Versuch einer Beschreibung oder Schilderei muß billig mit der Einladung an die Leser geschlossen werden: „Komm selbst und sieh — und höre und fühle.“ Des Tages über wimmeln die vielen breiten Straßen, die ansehnlichen Plätze und Newaufer von hin und herlaufenden Menschenhaufen, von Lastthieren und Reitern, glänzende Equipagen und ganze Reihen von Wagen, Schleifen, Kibitken und Droschken drängen sich in den buntesten Mischungen durch und neben einander hin. Wenn sich nun die Nacht mit ihren grauen Schleiern herabsenkt — dann scheinen die zahlreichen Paläste nur Illuminationen von der größten Mannigfaltigkeit darzustellen, schimmernde Equipagen rennen, von Fackeln beleuchtet, zu den verschiedenartigsten

Festen, Musik tönt in allen Instrumenten von allen Seiten und die kostbarsten Feuerwerke werden in den Environs abgebrannt, durch zahlreiche Raketten signalisirt. Und Alles dies so tief im Norden hinauf, so nahe am Weltpole!

Betrachtet man nun die einzelnen Gruppen genauer, durchmustert man die große Menschenmasse die alle Räume erfüllt — welche Mannigfaltigkeit nach Nazionen und Sprachen fällt da nicht in die Augen! Weit größer als in Venedig, Livorno, Genua, Marseille, Kadix und London. Hier stößt, sowie bei Konstantinopel, Europa und Asien zusammen. Man sieht da Armenier, Griechen, Kalmücken, Bucharen, Perser, Tartaren..... bisweilen sogar Chinesen und Japanesen unter Menschen vielleicht ohne Ausnahme aus allen Gegenden unsers Erdtheils. Man denke sich nun alle diese verschiedenen Menschenarten im buntesten, verwickeltesten Gewühl durch einander, das Abstechende der Physiognomien, Trachten, Sprachen, Sitten, Gewohnheiten, in den tausendfältigsten Beschäftigungen und Aufzügen neben einander — und man wird sich ungefähr eine Vorstellung davon machen können, wie es in den gangbarsten Straßen des großen St. Petersburgs tagtäglich hergehen müsse. Oeffentlicher Gottesdienst wird jetzt in mehr als vierzehn Sprachen gehalten, die Erbauung einer muse-

männischen Moschee ist jetzt im Werke, Translateure in den seltensten Sprachen und Dialekten sind hier zu finden.

Sehr richtig ist auch die Bemerkung, welche Schlözer über den Zusammenfluß der Europäer an diesem nordöstlichen Ende unsers Welttheils machte. Man sieht hier eine immerwährende Fluth von Ankömmlingen, meistens Deutschen, Franzosen, Italiänern und Polen, von denen wohl die Hälfte durch Unfälle, Abenteuer und Genieſtreiche an Rußlands Küsten verschlagen worden war. Niemand wird gefragt: wes Glaubens bist du? Eine treue Erzählung ihrer Begebenheiten könnte Stoff zu ganzen Bibliotheken von Romanen geben. Da geht ein deutscher weiland Kandidat des heiligen Predigtamts, der aus Ostindien zurückkam, wo er sich, wie man ihm wohl ansehen kann, eine Reihe von Jahren als Matros durchgeholfen hatte; da steht ein ältlicher Priester aus dem Preußischen, welcher der ihm schon (man weiß nicht: warum?) angekündigten Absetzung durch eine Reise an des baltischen Meeres östlichsten Busen ausgewichen war; da sitzt Mann und Frau, ein junges, liebendes Paar, die eher geheirathet hatten als dem Mann Brod zu Theil ward, welches er hier seinen Verdiensten gemäß, die das Vaterland nicht anerkennen wollte, zu finden glaubte; da

hat sich eine Gruppe emigrirter Edelleute aus den verschiedensten Departements Frankreichs gebildet, die jetzt alle entweder Hofmeister sind oder Spieler oder Tausendkünstler oder auch vom Winde zu leben scheinen; da geht ein Trupp durch die Revoluzion zerrütteter Polen einher, da suchen ein paar italiänische Makaroni Unterhalt, da ist eben ein Gelehrter aus dem Schiff gestiegen, mit dem Motto: der Prophet gilt nicht in seinem Vaterlande und hofft hier in der Fremde sein Heil besser zu versuchen als neben den väterlichen Penaten u. s. w.

Alle diese Leute gewähren einen lehrreichen Umgang: denn viel wissen sie zu erzählen: Dummköpfe können nie Avantüriers werden; Alltagsmenschen werden es selten. Wie und wovon sie in dieser so theuren Hauptstadt leben, weiß oft niemand, geht aber auch niemand etwas an, so lange sie nicht mit der Polizei in Bekanntschaft gerathen. Auch sind sie nicht etwa insgesammt schlechte Leute. Wie oft geschieht es, daß der beste Mensch aus Uebereilung oder jugendlichem Leichtsinn einen Fehltritt begeht: er entzieht sich den nahen Zeugen seines Vergehens, trägt sein Genie mit gestärktem Vorsatz, nie wieder zu fehlen, über's Meer und macht dann ein glänzendes Glück. Viele dieser Glücksritter sind Männer von Erfahrung, Bildung und mannigfaltigen

Kenntnissen, viele könnten jedem gesellschaftlichen Zirkel zur Zierde gereichen.

Mit diesen Personen vermischen sich nun gegenwärtig so viele Gelehrte und Künstler, Kaufleute und Fabrikanten, aus fernen Gegenden durch den Ruf von Alexanders I segenreichen, liberalen Regierung nach Rußland gelockt oder von diesem oder jenem der Minister, von diesem oder jenem Großen hierher berufen. Die Zahl der Ausländer, die sich in diesem und dem verflossenen Jahre auf russischem Grund und Boden niedergelassen haben, ist wirklich so groß, daß man es kaum glauben wird, wenn man die nähern Data im Detail vor sich hat, ohne in St. Petersburg selbst Augenzeuge von dem beständigen Zufluß von Fremdlingen zu Wasser und zu Land gewesen zu seyn.

Von St. Petersburg eilten wir nun nach Moskau zu unserer Bestimmung, nach dieser ungeheuren alten Haupt- und Residenzstadt des russischen Reichs. Weit deutlicher erkennt man hier als dort, daß Rußland, seinem Ursprunge nach, bei weitem mehr als eine asiatische denn als eine europäische Macht charakterisirt werden müsse: denn hier trägt so vieles das unverkennbare Gepräge des Orients, daß man denken könnte, in einer morgenländischen Hauptstadt sich zu befinden, erinnerten uns nicht die Pracht-

werke der Baukunst, die europäischen Kostüme und Sitten bei den Gebildetern und Vornehmern an das Abendland.

Aber, wirst du nun mich fragen: ist denn die Natur in Rußland, von dem du eine Strecke von mehrern hundert Meilen gesehn hast, wirklich so wild, die Luft so rauh, das Klima so unwirthbar, wie man in Deutschland erzählt oder gehört auch dies zu den tausend vagen Begriffen, welche wir von der Beschaffenheit entfernter Erdstriche und Länder haben? Allerdings mag dies wohl der Fall seyn. Indem man von Rußland bei euch redet, redet man gewöhnlich nur von einem Theile desselben, ohne die andern zu kennen, oft selbst nur von der Gegend von St. Petersburg. Das russische Reich faßt einen Flächenraum in sich, der mehr als zweimal so groß als ganz Europa ist, wie können da wohl die Provinzen desselben einerlei Klima und Produkte haben? Es hat Gegenden, wo die Luft weit milder, der Himmel weit reiner und schöner, die Erde weit fruchtbarer ist als bei euch; andere, die mit Deutschland in Produkten fast auf gleicher Linie stehen; noch andere, welche nur die Erzeugnisse Schwedens, Norwegens und des höchsten Nordamerika's schenken. Moskau liegt weit südlicher als Petersburg, und wie lachend sind nicht in dessen Umgebungen schon die Fluren, wie dankbar belohnt da nicht der Boden die Arbeit

des Landmanns. Dabei säuselt reiner die Luft und heller strahlt die Sonne am ätherblauen Firmament.

Man sage nur nicht, der Norden habe keine Annehmlichkeiten. Im Frühling schwebt ein lichter, goldner Nebel auf den Bergen, ein graugrüner Duft umhüllt die Bäume und Felder, alles ist mild und der Geruch der aufgelockerten Erde stärkt da die Brust, wo vor einer Woche noch Alles mit Schnee bedeckt war. Der Strom treibt seine Eisdecke, welche so lange seine thätige Kraft gefesselt hielt, in großen Schollen vor sich hin und, wie der Gruß eines befreundeten Genius aus Süden, haucht die Frühlingsluft den Wanderer an. Dann kommt rasch der Sommer und die Gluth der Sonne bringt schnell Alles zum Gedeihen; selbst Melonen giebt ein Klima in großem Ueberfluß, vor dessen Kälte und Unfruchtbarkeit ihr zurückzubeben gewohnt seyd. Und wie angenehm weiß man den Winter nicht in der nördlichen Zone zu durchleben; wie viele Ergötzungen hat man da nicht, die ihr bei euch nicht einmal dem Namen nach kennt? Ja gegrüßt seyen mir Rußlands weite Fluren, willkommen sey mir das gastfreie große Moskau! Viele deutsche Vorurtheile habe ich bereits in meinem neuen Vaterlande ablegen müssen, und noch weit mehrern werde ich nach und nach den Abschied geben müssen; allein dafür erscheint mir auch jetzt

Rußland in einem ganz andern Lichte als ehemals in weiter Entfernung davon. Gelingt es uns, unsere Lieben hier um uns zu versammeln, wollt Ihr uns folgen in Moskau's Mauern, so werde ich Deutschland und den Boden, der mich in meiner Kindheit trug, zwar nimmer vergessen; aber doch zur Ueberzeugung gelangen: auch fern vom ursprünglichen Mutterlande könne der Mensch die Stufe der irdischen Glückseligkeit erklimmen.

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

H. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erster Jahrgang 1805.

2. Heft

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

H. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erster Jahrgang 1805.

2. Heft

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, 8 — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zu Ergänzung verloren gegangener abgelassen und kosten 1 Thaler. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezalung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Auswahl
einiger vorzüglicher Verlagsartickel von
F. Dienemann und Comp.

H. von Reimers Reise der außerordentlichen russisch Kaiserl. Gesandschaft an die Othomannische Pforte. 3 Bände in Quart mit 6 Kupfern in gros folio einem Portrait und einer Charte. St. Petersburg auf kaiserliche Kosten. 16 thlr.

Gemälde von Konstantinopel von Fr. Murhard. 3 Bände mit 1 Kupfer in Folio und 2 in Quart. (Von diesem Werk wird jetzt die 2te Auflage gedruckt.)

La divina Comedia di Dante Alighieri. 3 Vol. mit neuen Didotschen Schriften auf großes geglättetes Schweizer Papier in Quart und 1 Vol. mit 39 Umrissen zu der Hölle des Dante nach Flaxmann von Hummel in Querfolio, 25 Thlr.

Konſtantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitſchrift

herausgegeben

von

Hr. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erſter Jahrgang 1805.

Zweites Heft.

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

Inhalt.

I. Der Sophientempel in Konstantinopel. S. 169

II. Prächtiges Karousel zu St. Petersburg. — 243

III. Beschreibung eines großen Hochzeitfestes, das die Kaiserin Anna Einem ihrer Hofnarren gab. . . . . — 250

IV. Gesetzgebung des russischen Reichs. . — 256

V. Das Institut für das Ingenieur- und Artillerie-Kadettenkorps in St. Petersburg. . . . . — 261

VI. Rußland's Eintheilung in Statthalterschaften. . . . . — 266

VII. Das Arsenal zu St. Petersburg. . — 270

VIII. Die Brüdergemeinde zu Sarepta. . — 273

IX. Bagatellen aus dem Morgenlande. . — 276

1. Die Schimäre. . . . — 276
2. Koanginpußas. . . . — 280
3. Die unglücklich Liebenden. . — 285
4. Die listigen Frauen. . . — 296
5. Lied eines Türken. . . — 309

I.

Der Sophientempel in Konstantinopel.

Ich stehe hier vor einem der größten und erhabensten Monumente, das Menschenhände je zu erschaffen vermochten, vor einem der kostbarsten Denkmähler des Alterthums, das dazu bestimmt war, der neuen Hauptstadt der römischen Weltherrschaft an Thrazien's Bosporus ein Hauptschmuck zu werden — vor dem prächtigen Tempel, der den Namen der heiligen Sophia noch jetzt, selbst bey den Türken, führt. Mein Auge hat geschauet, was man für eins der merkwürdigsten und berühmtesten Gebäude in der Welt hält, es hat es nach so vielen Schilderungen, nach so manchen weit und breit vernommenen Sagen von allen Seiten betrachtet und ich darf jetzt es wagen, treu selbst den Lesern darzustellen, was ich sah und was ich dabey empfand.

Die byzantinischen Schriftsteller sind voll der ungemessensten Lobeserhebungen von diesem — wie sie sagen — einzigen, unvergleichlichen, unübertreffbaren Pallaste und die Eitelkeit der Griechen fand sich seit jeher geschmeichelt, in ihrer Hauptstadt ein architektonisches Werk zu besitzen, das alle andere auf der ganzen Erde weit hinter sich zurückließe. In solchen Dingen ist man es schon von ihnen gewohnt, sie weit über die Sphäre der Wahrheit hinausschweifen zu sehen und man wird eben nicht irren, wenn man sie auch in Ansehung ihrer Schilderungen der Agia Sophia der Uebertreibungen beschuldigt. Dies ist ein Gegenstand, den wir selbst untersuchen können, der nicht außer der Welt liegt; aber wenn wir die Wirklichkeit hier nicht so finden, wie sie uns gemalt wird, so muß das nothwendig zu einem gerechten Mißtrauen gegen ähnliche Beschreibungen berechtigen, die uns die Griechen von ihren Werken hinterlassen haben.

Freilich kann kein Unpartheiischer es leugnen, daß der Sophientempel unter die größten, prächtigsten Gebäude gehört, die das ganze Erdenrund aufzuweisen hat, ja daß er, nach der großen St. Peterskirche in Rom, vielleicht keinem andern Pallaste in der Welt nachzusetzen ist: denn selbst diese wird in manchen Stücken von ihm noch übertroffen; die Hauptkuppel der St. Sophia steht z. B. an Schönheit und kühn-

ner Ausführung weit über dem Dom von St. Peter und wenn gleich dieser jetzt in Ansehung der vielen Gemälde in mosaischer Arbeit den Vorzug hat, so kann er doch sich mit jener auf keine Weise in Rücksicht der vielen kostbaren Säulen messen. Allein die heilige Sophie entspricht doch darum keinesweges ganz den gränzenlosen Rodomondaten der eiteln Griechen, wodurch diese sie zu einem Meisterstück sonder Gleichen für alle Zeitalter erhoben haben, und eben weil man mit dem lebendigsten Enthusiasmus vor dieses Prachtmonument der Vorzeit tritt, muß man sich nothwendig mehr oder weniger in seinen großen, überspannten Erwartungen getäuscht finden.

In der prunkvollen Sprache der Griechen hieß dieser Tempel ein irdischer Himmel, ein Wohnort der Engel und Gottes selbst und auch die Neugriechen halten ihn noch jetzt für das erste Gebäude der Welt, sehen mit Stolz auf dieses kostbare Werk ihrer Vorfahren und können nicht satt werden von Lobeserhebungen und Anpreißungen seiner Schönheiten. Kein europäischer Reisender, der nach dem Bosporus kommt, versäumt, die heilige Sophia zu beschauen und sie wird noch immer und das mit Recht zu einer der Hauptmerkwürdigkeiten der osmanischen Metropolis gerechnet; ja dürfte es auch selbst dann nicht aufhören zu bleiben, wenn

Thraziens Meerenge den Muselmännern entrissen worden wäre und europäische Paläste die Gestade des Kanals schmücken sollten.

Der erste Stifter eines der Verehrung der Gottheit geweiheten Gebäudes an diesem Orte, wo jetzt die Sophiendschamie prangt, soll schon Konstantin der große gewesen seyn, der es einige Jahre vor seinem Tode anfing. Dieser Kaiser, der mit so vieler Frömmigkeit den ersten Grund zu der alten St. Peterskirche in Rom gelegt hatte, wollte nach dem Modell derselben in der neuen Residenz ein anderes Prachtgebäude aufführen, das er der ewigen Weisheit des Sohnes Gottes weihete. Daß er zu diesem Zweck gerade diesen Platz auserwählte, auf welchem die Sophienkirche nachher aufgeführt wurde, war sehr natürlich: denn er ist auf der Landzunge, worauf sich Byzanz hinstreckte, einer von denjenigen Orten, die am meisten von dem Hafen aus ins Auge fallen und weit und breit erblickt werden können.

Indessen ward der große Konstantin durch den Tod bey seinem Unternehmen übereilt und er mußte es seinem Sohne und Nachfolger Konstanz überlassen, seinen Plan weiter zu verfolgen. Die Struktur dieses alten Tempels war der des jetzigen nicht ähnlich: er glich vielmehr der alten St. Péterskirche in Rom, die, wie man weiß, der H. Paulskirche daselbst ähn-

nelte. Er war nämlich ein langes Gebäude wie dieſe, mit einer Menge von Gallerien umgeben, welche ſich auf Säulenreihen ſtützten und an dem einen Ende mit einem Anbau verſehn, der die Form eines Kreuzes bildete. Dieſe Kirche war aber, gleich den alten St. Peters- und Paulskirchen in Rom, nur mit Holz bedeckt und mußte darum bey den vielen Feuersbrünſten zu Grunde gehen, die unter Theodoſius dem großen, Theodoſius dem jüngern und Juſtinian die Hauptſtadt des Griechenreichs verwüſteten.

Der jetzige Sophientempel aber, der von Einheimiſchen und Fremden, von aſiatiſchen und europäiſchen Reiſebeſchreibern gleich ſtark bewundert wird, wurde bekanntlich von Juſtinian erbauet. Von dem Kaiſer begonnen, der das Heidenthum vom Throne ſtürzte, und in mehrern Volkstumulten ein Raub der Flammen, ſtieg das Gebäude unter ihm mit unendlich vergrößertem Glanze aus ſeinen Ruinen empor. Ein ewiges Denkmahl des Ruhms für alle Nachwelt wollte er ſich dadurch ſetzen; Porphyr und Granit, Marmor aus drey Welttheilen, und edle Metalle, Perlen, koſtbare Steine in unbeſchreiblicher Menge wurden daran verſchwendet; ſiebenzehn Jahre lang ſollen alle Revenüen von Aegypten auf dieſen Bau verwendet worden ſeyn; die große ſilberne Bildſäule des Theodoſius, die Arkadius, 7400 Pfund ſchwer, hatte aufrichten laſſen, mußte in

den Schmelztiegel geworfen werden; acht prächtige Porphyrsäulen aus Aurelian's Sonnentempel wurden von einer römischen Dame zur Ausschmückung des neuen Kolossus dargebracht, acht andere des hohen Alterthums, von grünem Jaspis, welche einst das Dach des Dianentempels trugen, schenkte der Magistrat von Ephesus; Kleinasien, die Inseln des Archipelagus, selbst Gallien's entfernte Provinzen mußten manche ihrer Zierden hergeben, um Justinians Werk zu vollenden; eine Menge bleierne Röhren, die zu Wasserleitungen gedient hatten, wurden eingeschmolzen, um die Dächer und Kuppeln damit zu bekleiden; viele Besoldungen, für die öffentlichen Lehrer in allen Städten des Reichs bestimmt, mußte man einziehen; zahllose Fonds milder Stiftungen aufheben. Und als endlich, nach unsäglichen Aufopferungen, (man giebt sie zu 320000 Pfund Gold an) nach unaussprechlichen Anstrengungen das Wunderwerk, das alle Welt zu schauen kam, da stand in der Fülle seiner Größe und Majestät — da konnte sich der Kaiser, eitel und stolz auf das Monument seines Ruhms blickend, nicht enthalten auszurufen: „Ich habe dich übertroffen, Salomo!" (ἐγὼ τὸν Σολόμωνα ἐνίκα.) Doch dem Tadel mancher seiner Zeitgenossen und selbst der Nachwelt konnte Justinian nicht entgehen: denn offenbar aufgeopfert hatte er die Kräfte seines Reichs, um eine

Lieblingsidee zu befriedigen und noch lange nachher spürte man die Folgen davon.

Anthemius von Tralles, dessen Genie den Prachttempel schuf, wurde für den größten Mechaniker und Architekten seines Zeitalters gehalten; aber der Tod nahm ihn weg, da er kaum den ersten Grund gelegt hatte, um das Gebäude nach dem großen Plane auszuführen, der seiner Einbildungskraft vorschwebte. Durch nichts konnte dem begonnenen Werke ein größerer Schaden zugefügt werden. Zwar übernahmen nach ihm mehrere andere geschickte Architekten den großen Bau; aber mit der Vollkommenheit konnte er doch nicht vollendet werden, womit er angefangen worden war; indessen Ruhm verdient immer Isidorus von Milet, welcher die Hauptdirektion führte.

Die Baukunst und ihre beiden Schwestern, die Malerei und Bildhauerkunst, waren zur Zeit Justinians sehr vernachläßigt und darum muß man es mit Recht bewundern, daß der Sophienpallast in einem Zeitalter so prächtig aufgeführt werden konnte, das in Ansehung der schönen Künste mit Recht schon für barbarisch gelten muß. Bei dem ganzen Bau ward nicht ein Stückchen Holz angewandt, außer an Orten, wo es unumgänglich nothwendig war und zur Unterstützung der Glocken; Alles Andere ward maßiv von Quader- und Marmorsteinen zu Stande gebracht und

bei den Gallerien, Säulengängen, Domen und Halbdomen zeigte sich so viel Kunst, bei dem vielen Schnitzwerk und Stukaturarbeiten, bei den Malereien und Basreliefs so viel Geschicklichkeit und Geschmack, daß man sich in ein besseres Zeitalter versetzt zu sehen glaubte.

Kaiser Justinian begnügte sich nicht damit, einen der kostbarsten Tempel der Erde erschaffen zu haben; er stiftete zugleich auch nahe dabei ein prächtiges Kloster, das vielleicht das reichste der damaligen Zeit wurde. Die Einkünfte, die er ihm anweisen ließ, beliefen sich jährlich auf die ungeheure Summe von fast einer Million Reichsthaler und nicht nur 900 Priester, sondern auch noch so viele andere Offiziere und Aufseher wurden zum Dienst bei der heiligen Sophia angestellt. Viele der alten Nebengebäude sind sicher jetzt nicht mehr vorhanden; aber wenn es wahr ist, daß die an die Kirche gefügte Sakristei sich an einem Orte befand, der gegenwärtig in der Einfassung des Serails enthalten ist, so müssen dieselben ehemals eine außerordentliche Ausdehnung gehabt haben.

Im zwei und dreißigsten Jahre der Regierung Justinians stürzte indessen schon die ganze östliche Hälfte des neuen Tempels, nebst dem halben Dom auf derselben, durch ein Erdbeben ein; er wurde aber bald wieder aufgerichtet und der Schaden ersetzt. Schon während des Baues

waren ähnliche Unglücksfälle vorgefallen; selbst der große Hauptdom fieng an zu wanken und nur mit großen Anstrengungen gelang es dem geschickten Isidorus, in Gesellschaft anderer großen Baumeister, ihn wieder aufzurichten und dergestalt zu stützen, daß er bis auf die Gegenwart aushalten konnte. Ueberhaupt haben wenige große Gebäude so erstaunliche Mühe bei ihrer Aufführung gekostet als die Sophienkirche: denn wenn man einen Theil vollendet zu haben glaubte, war bei dem andern schon wieder eine Reparatur nöthig und selbst während man an der einen Seite noch bauete, stürzte die andere wieder ein. Da endlich der Bau zu Ende gebracht war, fand man, daß eine Hauptausbesserung nothwendig sey, wenn der Pallast der Zeit langen und kräftigen Widerstand leisten sollte. Man klammerte das Gebäude an vielen Stellen darum mit Eisen zusammen und brachte ungeheure Stützpfeiler an.

Nicht minder große Zerstörungen litt das Gebäude unter Justinian's Nachfolgern. Kaiser Basilius der Mazedonier sah sich genöthigt, den gegen Abend liegenden halben Dom, der an verschiedenen Orten Löcher bekommen hatte, wieder mit vielen Kosten ausbessern zu lassen und besonders wurde die Agia Sophia durch ein abermaliges schreckliches Erdbeben unter der Kaiserin Anna und unter ihrem Sohne Johannes Pa-

Isologus dergestalt beschädigte, daß ungeheure Anstrengungen von Kräften, außerordentlicher Aufwand von Geld und Zeit erforderlich waren, sie wieder völlig herzustellen. Wenn man überdies bedenkt, welche unselige Reihen von Schicksalen nach der Hand die große Stadt Konstantin's heimsuchten, wie Raub, Plünderungen, Feuersbrünste und Belagerungen auf einander nur zu folgen schienen, um Alles in ein allgemeines Elend, in eine allgemeine Zerrüttung zu stürzen; so kann man nicht genug über die wundersame Erhaltung dieses Gebäudes mitten unter allen jenen fürchterlichen Stürmen staunen und man muß fast wähnen, es habe ein besonderer schützender Genius über dasselbe gewaltet, der das Fatum stets zu seinem Glück zu lenken verstanden habe.

Seitdem die heilige Sophia aus einem christlichen Tempel in einen muhamedanischen umgewandelt worden ist, pranget sie in der unermeßlichen Hauptstadt der Osmanen als die größte und vollkommenste aller Dschamien, die allen andern im türkischen Reiche und insonderheit in Stambul und dessen Umgebungen zum Modell gedient hat. Die griechischen oder türkischen Baumeister richteten sich nämlich bei der Erbauung größerer oder kleinerer muhamedanischer Gotteshäuser ganz nach dem Muster jenes berühmten Gebäudes, welches sie als ein Meisterstück vorfanden und auch nicht anders denn als ein solches

betrachten konnten, und eben daher ist es gekommen, daß die meisten türkischen Dschamien und Moscheen, selbst die in den neuern Zeiten erbauten, mehr oder weniger im Aeußern sowohl als im Innern, der Sophienkirche ähneln.

Die Türken sehen dieses kolossalische Gebäude, das indessen weder an Größe, noch an Reichthum, Schönheit und Geschmack der römischen Peterskirche gleichkommt, als das größte, erhabenste Werk der Baukunst an und unter den so genannten kaiserlichen Dschamien steht es darum oben an. Gleich den andern großen Tempeln wird es aufs sorgfältigste unterhalten, eine Menge Personen, sowohl geistlichen als weltlichen Standes sind dabei angestellt und mehrere fromme Stiftungen und Institute damit verbunden. Der Sophientempel zieht den Grundzins (Rakuf) von allen Häusern in Smyrna und wenn die Griechen, Armenier und Juden dieser großen und reichen Handelsstadt ohne männliche Erben sterben, so fällt dem Schatze derselben ihr Eigenthum zu. Seine Einkünfte können sich daher leicht jetzt auf 300000 Gulden oder 450000 Piaster jährlich belaufen.

Die Lage der heiligen Sophia ist die schönste, welche man sich denken kann. Sie scheint recht ausersehen zu seyn, um bei dem Gebäude den größten Effekt möglich zu machen. Es steht nämlich auf einem der erhabensten Oerter, auf

dem Gipfel der Anhöhe des alten Byzanz und des Hügels, der bis zur Spitze des Serails und zu den Meeresgestaden herunterläuft, und bestreicht so einen sehr großen Theil des Hafens und Kanals. Gegen Morgen stößt es auf einen der größten, schönsten und lebendigsten Plätze der türkischen Hauptstadt (nämlich den äußern Serailshof vor dem Thore der hohen Pforte) und auf allen andern Seiten ist es von den volkreichsten Quartieren, besten Straßen und Palästen Konstantinopel's umgeben. Darum stellt sich auch dies Prachtgebäude dem Beschauer schon in weiter Ferne in so blendendem Glanze dar, darum macht es auf das Auge eine so unbeschreiblich reizende Wirkung, welches von Pera, Galata, Top-hana, ja selbst von Skutari aus nach Stambul's Gestaden hinaufblickt.

Nähert man sich ihm nun weiter; so sieht sich der Enthusiast freilich in seinen Erwartungen etwas getäuscht: er findet, daß die Ansicht allmählig das Feenartige verliert, womit sie umgeben schien, daß der Zauber sich nach und nach löst, der die Einbildungskraft gefangen hielt. Das Wundergebäude, das man zu sehen dachte, erscheint mehr plump als zierlich von außen, mehr ein zufällig zusammengefügtes Verein architektonischer Werke als ein geschmackvolles, harmonisches Ganzes zu seyn. Doch man lasse sich von diesem ersten Eindruck in der Nähe nicht irre

führen: man hefte aufmerksamer und genauer den Blick auf den Koloß und staune!

Man erkennt sogleich, daß hier, sowie bei der St. Peterskirche in Rom, verschiedene Baukünstler gearbeitet haben, daß die Erbauer im Plan, Geschmack und Zusammensetzung der Theile sehr von einander abgewichen seyn müssen. Doch sowie dieses letztere Prachtwerk nicht aufhören wird, ein unvergleichliches Monument der neuern Baukunst zu bleiben, unerachtet der Disharmonie und der Fehler, die man an ihm wahrnimmt: so wird die Agia Sophia von keinem Pilger unbewundert verlassen werden, wenn sie auch kein vollendetes Kunstwerk genannt werden kann.

Es ist leicht zu bemerken, daß der Plan bei Erbauung dieses Tempels sehr ausgedehnt war, der Körper des Gebäudes jedoch demselben wenig entspricht. Die Idee, welche Anthemius Geiste dabei vorschwebte, war vielleicht zu groß, zu kühn, um völlig von Justinian ohne Zerrüttung der Finanzen, ohne die Völker noch mehr durch Abgaben zu drücken, ausgeführt zu werden: man mußte den Plan in der Folge abändern, verkleinern; daher das Mißverhältniß. Indessen ist doch durch die Vollendung des Gebäudes gewiß mehr geleistet worden, als man von dem damaligen Zeitalter zu erwarten berechtigt seyn konnte.

Die Sophienkirche, so wie wir sie jetzt noch sehen, steht ganz frei und, sowie noch gegenwärtig alle neugriechischen Gotteshäuser, gegen Morgen gekehrt. Mehrere große mit starken Mauern eingefaßte und zum Theil mit Bäumen bepflanzte Höfe umgeben sie und eine Menge zur Seite liegende Nebengebäude und Grabmähler gehören zu ihrem Ganzen. Die Mauern haben ein altes, verrauchtes Ansehen und der Vordertheil des Tempels selbst hat nichts prachtvolles, auch nichts, was dem Begriff angemessen wäre, den man von diesem berühmten Gebäude in Gedanken mitbringt. Kolossalisch erhebt es sich zwar zum Himmel; allein die vielen Anhängsel, die hart an ihm aufgebauet sind, verbergen zum Theil seine Umrisse und Formen, verhüllen auf mehrern Seiten ganz seine untere Hälfte.

Von welcher Gegend man sich ihm auch nähern möge, erblickt man lediglich den majestätischen Hauptdom, die vielen kleinern Kuppeln und Halbkuppeln, die Minarets und Balustraden, die ihn umgeben, die plumpen, starken Stützen, die ihn halten. Außerhalb der Einfassungen nehmen die hohen Mauern, Bäume, Thore, Nebengebäude und Hallen viel von dem Anblick weg; um die Struktur des Tempels besser kennen zu lernen, beurtheilen zu wollen, muß man näher zu ihm hintreten.

Die allgemeine Gestalt desselben ist ein griechisches, in ein rechtwinklichtes Parallelogram eingezeichnetes, Kreuz. Innerhalb den äußersten Einfassungen erscheint das Ganze von allen Seiten wie ein Viereck mit rechten Winkeln. Der Haupttheil, der von dem großen Dom bedeckt wird, ist fast quadratisch, ihn verlängern nun nach Osten und Westen mancherlei Nebenwerke, mit Kuppeln und Gallerien, Thürmchen und Säulengängen geziert, und beim Haupteingang gegen Abend umgeben den Vordergrund weitläuftige doppelte Hallen, durch welche man in die Vorhöfe tritt. Von dem Haupttheile aber gehen auf beiden Seiten gleichfalls gegen Süden und Norden Nebenwerke aus, die sich weit von ihm wegstrecken und die beiden Arme des Kreuzes bilden.

Was die verschiedenen Dimensionen betrifft, so will ich sie mit denen der St. Peterskirche in Rom und der St. Paulskirche in London, welche für die zwei größten Gebäude dieser Art in Europa gelten, vergleichen und sie darum neben einander den Lesern vor Augen stellen. Die Peterskirche hat 610 franz. Fuß Länge, 420 Breite; die Paulskirche 474 Fuß Länge und 207 Breite. Der Sophientempel hingegen ist von Osten nach Westen 270 Fuß und mit den Umgebungen fast 500 lang, von Süden nach Norden aber 240 und bis an die

Mauern fast 300 Fuß breit; nach Arvieux beträgt jede Seite des Gebäudes 120 geometrische Schritte, indessen ist doch die Linie von Osten nach Westen größer als die von Süden nach Norden.

Der Hauptdom (testudo, hemisphaerium) der, von zwei Halbdomen und sechs kleinern Kuppeln umgeben, in der Mitte hoch in die Lüfte emporragt, ist ohne Zweifel das erste Werk in der Welt von diesem Genre, das in der Architektur durch menschliche Kunst und Geschicklichkeit hervorgebracht ward und verdient darum in jeder Hinsicht die größte Bewunderung. Er vertritt die Stelle des Dachs von dem Schiff oder mittlern Raume des Tempels, der die Gestalt eines Vierecks hat, dessen Länge nur wenig die Breite übertrifft und ist, so wie die übrigen Bedeckungen des Gebäudes, mit Blei belegt. Was so außerordentlich und erstaunenswürdig an ihm geschildert wird, ist die ausnehmende Plattheit und Niedergedrücktheit: denn er hat 105 Fuß im Diameter oder 18 Toisen und nur 18 Fuß oder 3 Toisen Tiefe; und dennoch ist er über 165 Fuß über den Pflastergrund erhaben. Um seine Größe mit der der Dome des Peters- und Paulstempels zu vergleichen, mögen die Leser wissen, daß der Diameter bei dem erstern 133 und die Höhe über dem Pflaster 369, bei dem

letztern aber der Durchmesser nur 100 und die Höhe 234 Fuß hält.

Jeder, der nur einige architektonische und mechanische Kenntnisse besitzt, muß staunend die Kühnheit betrachten, womit die große Kuppel des Sophientempels aufgerichtet ist und ihrer Schönheit alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie ist einzig in ihrer Art; ein wahres Wunderwerk der Mechanik und Baukunst. Das Gewölbe scheint eine fast vollkommene Halbkugel zu seyn, die durch 24 niedrige, kleine, mit Arkaden umgebene Fenster erleuchtet wird, die unten in dem ganzen Umkreise da angebracht sind, wo die Peripherie der Semisphäre auf dem Körper des Gebäudes selbst aufliegt. Diese rund um den Dom herum befindliche Fensterreihe ist oben und unten mit einem Vorsprung von Quadern umgeben, die ihr als Einfassung dient und zwischen einem jeden Paar dieser Fenster geht ein breiter Halbkreis von Arkaden in Mosaik, von der untern Einfassung bis zu der obersten Spitze der Kuppel, wodurch nicht wenig zur Schönheit des Ganzen beigetragen wird. Auf dem obersten Gipfel in der Mitte aber erblickt man eine kleine runde Pyramide, auf der ein vergoldeter halber Mond, statt des ehemaligen Kreuzes, prangt, der sich am Ende einer hohen, durch zwei Kugeln verzierten, Stange befindet.

Diese Spitze ist es, von der die Griechen, welche Alles übertreiben, was geschickt seyn kann, der Eitelkeit ihrer Nazion zu schmeicheln, uns glauben machen wollen, daß niemand, der bis zu dieser Höhe gestiegen sey, es wagen könne, herunter zu schauen, indem sie, wie sie erzählen, so erhaben sey, daß auch das schärfste Auge von unten nicht hinaufzureichen im Stande wäre. Nach einigen Nachrichten soll indessen wirklich eine noch höhere Kuppel ehemals statt gefunden haben, die indessen schon unter Justinians Regierung wieder einstürzte und durch ihren Fall einen Theil der Kirche zerstörte.

Wenn es wahr ist, wie wir bei den griechischen Schriftstellern finden und wie auch die Türken behaupten, daß zur Erbauung dieses wundersamen Hauptdoms nur Bimensteine mit etwas leichtem Ziment angewandt worden seyen; so wäre das Räthsel gelößt: die Leichtigkeit allein dürfte dann der Grund seyn, daß sich dieses Gebäude, unerachtet der Kühnheit in der Konstruktion, so gut halten könnte. Mehrere europäische Reisende haben es versucht, hinter die Wahrheit genauer durch eigene Untersuchung an Ort und Stelle zu gelangen; allein es hat ihnen immer mißglückt: die Muselmänner lassen niemand so weit hinaufsteigen, er möchte auch noch soviel anwenden wollen: es herrscht unter ihnen eine Sage: das ganze Gebäude werde an dem

Tage einstürzen, wo der Dom von dem Gewicht eines Ungläubigen verunreinigt werden würde.

Dieser Hauptdom, unter dem sich der Haupttheil des Tempels befindet, wird von Innen von vier ungeheuern Pfeilern getragen, auf denen er fast nicht zu ruhen scheint und die ein Viereck bilden. Unerachtet diese vier mächtigen Pfeiler noch durch starke Arkaden mit einander verknüpft und durch vier Granitsäulen von vier Fuß im Durchmesser verstärkt werden, so hat man doch den sich so kühn erhebenden Dom noch nicht hinlänglich gesichert gehalten. Darum hat man auch von Außen vier Pfeiler von einer ungeheuern Größe angebracht, die eine Art sehr massiver Thürme sind, die man erst nach Vollendung des Gebäudes aufrichtete, um den großen Körper des Tempels zu unterstützen und zu verhindern, daß er von den Erdbeben, die öfter hier wüthen, nicht könne zu Grunde gerichtet werden.

Diese vier Thürme in den vier Winkeln des Vierecks, über dem sich die Hauptkuppel befindet, haben oben eine Art von Mansarde, in der ein Fenster zu sehen ist. Unter diesem erblickt man noch drei andere Fenster über einander in einem Raume, der sich in der Mitte der Breite zeigt, bei einem jeden dieser Stützthürme. Alle vier sind übrigens einander völlig gleich und bei jedem derselben reicht ein Pfeiler von dem mit

Blei bedeckten Dache der Mansarde bis zu den Fenstern des Doms hinan.

Wir können den großen Dom nicht verlassen, ohne vorher noch einige Blicke auf seine Geschichte gethan zu haben. Die Idee zu einer Hauptkuppel für den neuen Tempel entlehnte Anthemius von den Alten: denn schon bei diesen waren sphärische Tempel nicht ungewöhnlich. Ein eigner Gedanke von ihm war es indessen, sie auf eine Zwischenbasis von vier Arkaden zu gründen und so in demselben Grundriß das Viereck und die Zirkelform zu vereinigen. Ihren Kirchen die Form eines Kreuzes zu geben, das waren übrigens die Christen schon lange vorher gewohnt: Anthemius aber wählte ein Kreuz mit vier gleichen Branchen, wodurch er sehr glücklich den Grundriß zur Kuppel passen machte: denn indem so das Gebäude von innen volles Licht und seine ganze Anmuth behält, kann es zugleich von außen, wenn man lediglich auf den Hauptkörper sieht, den Anblick der reinsten und schönsten Verhältnisse gewähren.

Fruchtlos war indessen der erste Versuch, eine Kuppel von so ungeheurer Ausdehnung zu wölben: ein und zwanzig Jahre nach der Einweihung, im J. 558, wurde sie durch ein Erdbeben fast ganz wieder eingestürzt. Der noch regierende Kaiser Justinian gab darauf, wie bereits oben erwähnt ward, einem Isidorus, dem Neffen

des Baumeisters gleiches Namens, der der ersten Aufführung vorgestanden hatte, den Auftrag, sie wieder herzustellen. Dieser machte sie nun 20 Fuß höher, als sie vorher war und veränderte die Zirkelform in eine elliptische. Er war es auch, der, um das große Werk zu unterstützen, an die äußersten Enden gegen Süden und Norden vier Granitsäulen stellte, deren Schaft 40 Fuß lang ist, auf diesen eine Wölbung und darauf eine Mauer mit noch andern Säulen anordnete. So vernichtete er die Wirkung des griechischen Kreuzes, indem nun zwei Branchen kürzer wurden.

Die Wölbung der Kuppel ist so niedrig, daß die Perpendikularlinie in der Mitte nicht mehr als den sechsten Theil des Durchmessers ausmacht. Eben diese Flachheit, welche von Mehrern getadelt worden ist, ist der Grund der großen Wirkung, welche die Kuppel aufs Auge macht. Ist nämlich die Absicht der Rotunda, die Wölbung des Himmels nachzuahmen; so muß jeder gestehen, daß diese weit besser derselben gleicht als der Dom der römischen Peterskirche. Verschiedene Kritiker haben inzwischen der Kuppel der Sophienkirche blos das Verdienst eines bewundrungswürdigen Mechanismus zugestehn wollen: sie haben alle Achtung für die Idee, über die Mitte eines griechischen Kreuzes eine Kuppel zu wölben, meinen aber, daß sie um 400 Jahr zu

spät gefaßt worden sey, als daß sie ihre höchste Vollendung hätte erreichen können. Sie bemerken manche Solözismen in dem Bau, der durch die griechischen und römischen Kunstregeln nicht geleitet worden und tadeln die unregelmäßige Stellung der Säulen; die Kapitäle ohne Intabulatur haben. Dies hindert indessen doch nicht, daß die ungeheure Decke der Rotunda als ein Wunder der Kunst erscheint, dessen Wirkung so groß und erstaunend ist, daß man ein Werk zu sehen glaubt, dessen Schöpfung weit über menschliche Kräfte erhaben sey, so daß Prokopius mit Recht sagen kann, die Kuppel der heil. Sophia erscheine so lichtvoll und luftig, daß sie an einer Kette vom Himmel herabzuschweben scheine.

Das Viereck von Mauern, woraus der Körper des Tempels besteht, ist ebenfalls, so wie der Dom, mit einem abhängigen bleiernen Dache belegt, das rund um das Gebäude, dicht unter den Fenstern der Kuppel, hervorgeht. Von dem untern Theile dieser Mauern fällt wegen der vielen Nebengebäude wenig ins Auge und man kann darum von Außen von dem Hauptheil der Agia Sophia wenig mehr als den großen Dom erblicken, der eben darum aber auch, gleich einem gewaltigen Riesen, sich zum Himmel emporstreckt.

Die Mauer des Hauptkörpers zwischen dem südwestlichen und nordwestlichen Stützthurme und die zwischen dem südöstlichen und nordöstlichen, auf der Morgen- und Abendseite, hat keine Durchbrechungen und ist nur durch größere und kleinere Doms und Halbdoms, durch Thürmchen und Vorgebäude dem Auge entzogen. Die beiden andern Seiten hingegen, die südliche und nördliche, zwischen dem südöstlichen und südwestlichen, dem nordöstlichen und nordwestlichen Stützthurm, öffnen sich in ihren obern Theilen in große Arkaden, die einander völlig ähnlich sind.

Was überhaupt das Hauptgebäude betrifft, so herrscht bei ihm die vollkommenste Symmetrie und sowie die Ostseite der Westseite völlig entspricht, so sind sich auch die entgegengesetzten Seiten gegen Süden und Norden gleich, so viel man in der Entfernung von Außen bemerken kann. Die große Arkade, welche hier von dem einen Stützthurm zum andern geht und bis dicht unter das abhängige Dach hinaufreicht, das die große Kuppel von allen Seiten umgiebt und sich unter ihren Fenstern befindet, hat zwei Reihen oben mit Wölbungen versehene Fenster, zwölf an der Zahl, wovon der größere Theil in der untern Reihe steht.

Die obere Fensterreihe steht dicht unter der Wölbung der Arkade, die untere entspricht einer Gallerie, die ehemals das obere Gynaitikon aus-

machte. Unter dieser erblickt man nun noch eine Reihe von Fenstern, die für das untere Gynaitikon bestimmt waren; übrigens eben die Form haben wie die beim obern. Die Fenster der untern Reihe bei dem obern Gynaitikon sind an der Zahl 7, klein und in gerader Linie und gleichen Entfernungen von einander; die obern 5 hingegen sind größer und stehen oben in der Mitte von den sieben untern. Die Fenster des ersten Gynaitikons entsprechen gleichfalls nicht völlig denen des zweiten, weil die Linie, die sie einnehmen, länger ist als die des letztern.

Zu den obern Theilen des Tempels führen fünf Treppen, sowohl auf der Süd- als Nordseite. Zwei derselben sind äußerst massiv und gehen bis zu dem obern Gynaitikon. Sie sind in den großen Stützthürmen angebracht und scheinen auch selbst dazu bestimmt zu seyn, dem großen Dom noch mehr Haltung zu geben. Die drei andern kleinern auf jeder Seite reichen lediglich bis zu den ersten ehmaligen Frauenzimmergallerien oder bis zum untern Gynaitikon. Sie befinden sich zwischen den Stützthürmen und Haupttreppen und zwar zwei auf den beiden Winkeln, welche das Tetragon der Kirche formirt, die dritte hingegen in der Mitte. Alle diese Treppen sind gut erleuchtet und mit vieler Festigkeit aufgeführt. Die beiden Haupttreppen und die kleinern, ihnen zur Seite, haben den Ausgang auf den Tempel-

hof und man gelangt zu ihnen durch große Portale, die mit eigenen bleiernen Dächern versehen sind. Sie dienten ehemals den griechischen Frauenzimmern zu ihren Plätzen, welche sie auf den Gallerien hatten, hinan und davon herabzusteigen, ohne von den Männern gesehn zu werden; denn die Sitte sonderte damals auch in den griechischen Kirchen die Frauenzimmer von den Männern ab. Die dritte kleinere Treppe in der Mitte hat hingegen den Ausgang im Innern des Tempels: sie diente nämlich nur den Geistlichen und Diakern, um zu den Gynaikons hinaufzusteigen und während der Messe zu räuchern. Bei den Muselmännern besucht das andere Geschlecht die Gotteshäuser nicht; darum sind diese Gynaikons und Treppen, welche zu den Gallerien von Außen führen, unnöthig geworden.

Sowohl auf der Nord- als auf der Südseite waren sonst vier Thore, die in den Tempel führen. Sie befanden sich fast in gleicher Entfernung von den vier Winkeln des Quadrats. Drei derselben sind, da sie überflüssig befunden wurden, jetzt zugemauert, und nur ein einziges ist noch übrig geblieben, das gegen Südosten, welches indessen wenig frequentirt wird.

Das wäre kurz, was auf der Mittags- und Mitternachtsseite von dem Hauptgebäude ins Auge fällt. Die Morgen- und Abendseite liegt, wie schon gesagt, dergestalt hinter Nebengebäude ver-

steckt, daß davon außer der großen Kuppel wenig sich darstellt. Wir wollen nun näher treten und die kleinern Stücke, die dem Hauptkörper der heiligen Sophia angefügt sind, näher in Augenschein nehmen.

Der Haupteingang zu dem berühmten Tempel ist auf der Westseite. Man gelangt durch einen mit einer Kuppel bedeckten Portal gegen Norden auf einen großen Hof, der ungefähr halb so viel Raum einnehmen mag als der Grund, worauf das Tempelgebäude aufgebauet ist. Er ist regelmäßig viereckig, jedoch etwas schmäler als die Façade, welche das Gebäude selbst darstellt. Die West- Süd- und Nordseite dieses geräumigen Vorhofs hat eine Reihe von aneinander hängenden Gebäuden, die wie ein Kloster gebauet sind, meistens zwei Stockwerke haben und mit ihren drei Seiten einen Platz einschließen, der nur gegen die Kirche zu offen ist.

Diese Gebäude dienen theils den bei der Sophiendschamie angestellten Geistlichen, theils den Muezins und andern zum Tempel gehörigen und größtentheils reichlich besoldeten Offizianten zu Wohnungen. Sie haben alle ein altes Ansehn und ihre schwarze Farbe paßt wenig zu dem prächtigen Tempel, dessen Diener sie einschließen. Die Einrichtung der Zimmer in ihnen ist so, wie man es bei den Türken gewohnt ist, und sie haben überhaupt nichts, was unsere Aufmerksamkeit ver-

diente. Von der mit dem Sophientempel verbundenen morgenländischen Bibliothek und den milden Stiftungen desselben wird an einem andern Orte ausführlicher die Rede seyn können.

Dieser Vorhof ist mit Bäumen bepflanzt und in seiner Mitte fällt ein großes Bassin in die Augen, das stets mit reinem Wasser gefüllt ist, worin die zur Dienerschaft und zum Offizium des Tempels gehörigen Personen theils ihre Kleider und Wäsche reinigen, theils das Wasser zu andern Bedürfnissen gebrauchen. Das Bassin ist viereckig und hat vermittelst der in der Nähe befindlichen Zisternen einen beständigen Zu- und Abfluß. Ehe man zu dem nordwestlichen äußern Eingang gelangt, kommt man ebenfalls bei einer Wasserleitung vorbei, die in sieben Springbrunnen besteht, welche ein reicher frommer Muselmann zum Dienst seiner Brüder hier außerhalb des Tempelhofs anlegen ließ.

Auf der andern entgegengesetzten Seite gegen Südwesten ist der zweite äußere Haupteingang zur Heilig. Sophie. Er stellt sich gleichfalls als ein großes, gewölbtes und, mit einer Kuppel bedecktes, Portal dar, welches jedoch von dem nordwestlichen in manchen Stücken abweicht, indem theils bei ihm der kleine Dom die ganze Stelle des Dachs vertritt, während er sich bei diesem in abhängigen Seitendächern endigt, theils derselbe auch größer ist und die vier Pfeiler,

worauf er ruht, mehr gewölbt erscheinen. In Ansehung der Lage findet auch zwischen beiden Haupteingängen der Sophienkirche dieser Unterschied statt, daß der nordwestliche sich ganz frei, außerhalb den Mauern der Vorhöfe, befindet; der südwestliche hingegen nur erreicht werden kann, indem man durch einen, auf der Südseite des oben erwähnten Klosterhofs, sich zeigenden andern Vorhof geht, welcher ebenfalls mit Bäumen bepflanzt ist und worauf auch mehrere Häuser sind.

Das Thor in der diesen letzten Vorhof umgebenden Mauer steht nahe bei der westlichen Scheidemauer, die den Vorhof auf der Südseite des Tempels, worin die Grabmähler erblickt werden, von dem eben genannten trennt und zwar, wie gesagt, gegen Mittag. Es ist gewölbt und über ihm sieht man eine Art Häuschen mit einem schiefen Dach, um ihm Schutz vor Regen und Witterung zu gewähren. Dieses äußere Thor hat, so wenig wie die andern Thore in den Mauern der Vorhöfe, keine Flügel, sondern der Eingang ist nur durch eine dicke herabhängende eiserne Kette verwahrt, die von oben herunterfällt und wenn sie die Mitte des Thors erreicht hat, in zwei Theile ausgeht, welche zusammen einen Winkel ausmachen und an starken eisernen Ringen an den beiden entgegengesetzten Thorpfosten befestigt sind. Solche

Ketten pflegen die Türken an sehr vielen offenen Eingängen, besonders aber bei ihren Dschamien und Moscheen anzubringen. Sie hängen so weit herab und versperren dergestalt den Eintritt, daß man nur, indem man sich etwas bückt, durchgehen kann. Es wird theils dadurch verhindert, daß weder Pferde noch Maulesel durchkommen können, theils dadurch dem Eintretenden stillschweigend gezeigt, daß dieser Ort, den er besuchen wolle, Ehrfurcht verlange und er, eben indem er sich verneigen muß, um durchzutreten, dadurch erinnert, daß er demüthig, ehrerbietig und andächtig sich dem Tempel nähern müsse.

Das auf der Nordwestseite, außerhalb der Mauer und von außen geradezu in den Tempel führende Portal steht übrigens westlich zunächst bei dem nordwestlichen Minaret des Sophientempels; das andere auf der Südwestseite, innerhalb der Mauern des südwestlichen Vorhofs, befindliche Portal hingegen östlich bei dem südwestlichen Minaret. Beide Thürme sind einander völlig gleich, sie haben alle zwei nur eine Gallerie für die Muezins, welche mit den Fenstern des Hauptdoms gleiche Höhe hat, die Spitze ist bei beiden mit einem halben Monde geziert, und diese ragt weit über den halben Mond, der sich auf der Kuppel des Tempels befindet, empor.

Neben dem letztern Minaret, zu dem man durch den südwestlichen Vorhof gelangt, befinden

sich mehrere Fontainen mit einer Gallerie, welche von acht kleinen Säulen getragen wird und ihnen zur Bedeckung dient. Dieser Sebilkana (wie man auf türkisch sagt) wurde vom Sultan Murad erbauet und ist ohne Zweifel einer der ältesten in Konstantinopel. Zur Zeit des Gottesdienstes und bei Festtagen nehmen hier beständig einige Diener der Dschamie ihren Platz und geben aus kupfernen, verzinnten, an der Mauer durch Ketten befestigten Gefäßen, nach muhamedanischer Sitte, jedem zu trinken, der es verlangt. Nördlich von diesen Fontainen, deren Gallerie rund um das ganze wohl verzierte Piedestal des Minarets herumläuft, befindet sich ein gewölbter Eingang, durch welchen man in die erste Vorhalle des Sophientempels gelangen kann. Doch ehe wir uns hier hineinbegeben, noch einige Blicke von dem Klosterhof auf die Westseite, die hier die Gebäude der Agia Sophia dem Auge entgegenstellen.

Zuerst zeigt sich hier in der Mitte der ganzen Fronte, fast gerade dem Bassin gegenüber, ein Thurm mit einem spitzen Dach, der ganz in den Hof hineinsteht und hinten auf der Ostseite mit den übrigen Vorgebäuden des Tempels zusammenhängt. Es war ehemals der Glockenthurm bei den Christen; jetzt hingegen ist er ganz leer: die Türken bedienen sich keiner Glocken bei ihrem

Gottesdienste und sie haben darum diejenigen, welche sie hier vorfanden, in Kanonen umgeschmolzen. Dieser Thurm hat vier Fenster und ruht auf vier Pfeilern. Seine Höhe soll nicht über 50 Toisen betragen: er kann darum unmöglich ehemals viele und große Glocken getragen haben.

Gegen Süden von diesem ganz ohne Gebrauch jetzt dastehenden Thurme springt ein Gebäude hervor, welches uns Rechts liegt, indem wir von den Klostergebäuden nach dem Tempel zugehen. Es ist ein verdeckter Ort, wo man ungefähr 30 Stufen hinabsteigt, um Wasser aus der großen Zisterne zu holen, welche den ganzen weiten Raum einnimmt, der sich unter der Sophienkirche befindet. Hier pflegen die Muselmänner, ehe sie sich in die Dschamie begeben, die durch das Gesetz verordneten Waschungen vorzunehmen. Das Wasser strömt hier durch mehrere Hähne aus und wird immer sehr klar erhalten. Das Thor zu dieser Wasserleitung ist auf dem nämlichen Vorhofe, welchen die Klostergebäude bilden.

Durch ein Thor, zur linken Hand oder auf der Nordseite des Glockenthurms, werden wir nun in die erste Vorhalle der Sophiendschamie geführt. Es ist ein bedeckter Säulengang, der sich ungefähr sechs Klaftern breit, von Süden nach Norden erstreckt und die ganze westliche Façade der Tempelgebäude einnimmt. Zur bes-

fern Haltung hat man von außen sechs, gleich Thürmen gestaltete, Stützen von Mauerwerk angebracht, wovon drei auf jeder Seite des Glockenthurms sich befinden und auf dem Vorhof von außen neben diesem zunächst die Blicke auf sich ziehen.

Diese erste oder äußere Vorhalle (vestibulum primum) ward ehemals bei den Griechen Narter genannt und diente den Büßenden und Katechumenen, die in das Innere des Tempels selbst nicht zugelassen wurden, während des Gottesdienstes so lange zum Aufenthalte, bis sie entweder ihre Buße vollendet hatten oder getauft worden waren. Der Ort scheint auch wegen seiner Einfachheit ganz für Bußfertige gemacht zu seyn. Man sieht hier kein Merkmahl von Verzierungen, Bildern und Schnitzwerken, die ehemals irgend statt gefunden haben könnten, wie doch an allen andern Orten bei diesem Tempel zu finden sind. Die Wölbung bildet die Form einer Fischgräte und das Pflaster besteht aus großen Marmorstücken, ohne Ordnung und Symmetrie an einander gefügt.

Einige haben die Meinung aufgestellt, diese erste Vorhalle sey mit dem Rest der Gebäude der heil. Sophia nicht von einerlei Alter: denn offenbar verhindere sie, daß man das Frontispice ganz erblicke. Indessen da kein Merkmahl zu finden ist, daß es jemals von dieser Seite eine

andere Façade oder einen andern Eingang der heil. Sophia gegeben habe, als der, welchen man jetzt noch sieht; da es ferner nicht wahrscheinlich ist, daß man nur 20 Fuß außer dem Gebäude einen Thurm zur Glocke aufgebauet habe und ein halbdutzend von Stützthürmen von gleicher Distanz noch obendrein, ohne Alles dieses durch irgend ein Mauerwerk zu verbinden und zu bedecken, indem auf diese Weise mit den wenigsten Kosten ein Portikus gebildet werden konnte: so darf man behaupten, dieser Vestibul sey eben so alt als der Rest des ganzen. Auch ist er mit den nämlichen Materialien aufgerichtet und mit den andern Theilen von gleicher Form.

Die Westseite des Narter ist durch dreizehn kleine Fenster erleuchtet, welche sich zwischen den sechs Stützthürmen befinden, und durch drei Thore geöffnet. Zwei von diesen sind sehr groß und stehen an den beiden Enden g. NW. und SW. Sie dienen dem Volke zum Eingang in des Tempels Vorhallen. Das dritte hingegen oder dasjenige, wodurch wir eingetreten sind, ist klein und fast in der Mitte der Westseite. Es ist eigentlich lediglich für die Muezins und die Offizianten der Dschamie, die auf dem Hofe ihre Wohnungen haben, bestimmt. Außerdem erblickt man noch auf der andern Seite des Glokkenthurms g. SW. eine Pforte, die aus der Halle zu den Hähnen der Zisterne führt.

An jedem der beiden Enden dieses Portikus g. S. und N. zeigen sich zwei kleine Thore, die den Eingang zu den beiden westlichen Minarets ausmachen, wodurch die Muezins auf die Gallerien derselben steigen. Gegen Morgen aber kann man durch fünf Thore zu der zweiten Vorhalle gelangen.

Dieser innere Vestibul läuft mit dem ersten oder äußern völlig parallel und nimmt die ganze Westfronte des Tempelgebäudes ein. Er ist weit größer, zierlicher und prächtiger als dieser und stößt unmittelbar an die Kirche selbst. Man kann ihn als doppelt ansehn: denn er besteht aus zwei Stockwerken über einander von gleichem Umfang. Der untere aber ist die wahre Vorhalle des Tempels, der obere hingegen nichts als eine Gallerie des Synaitikons. Dieser letztere Theil ragt über die erste oder äußere Vorhalle empor und erscheint von außen wie ein großer Koridor mit neun geräumigen Fenstern, wovon jedes einen horizontalen Travers hat und von zwei kleinen marmornen Quadratpfeilern getheilt ist. Die sechs Stützthürme auf den beiden Seiten des Glockenthurms ragen bis zu diesem höhern Säulengang empor und scheinen vorzüglich die Bestimmung zu haben, diesem zweiten Vestibul zur Haltung zu dienen.

Außer den fünf Thoren gegen Abend hat die untere Halle neun Thore gegen Morgen, die in

den Tempel selbst leiten, und an den beiden Enden g. N. und S. erblickt man zwei große Portale oder Eingänge, unter welchen sich kleine Pforten öffnen, die zu den Treppen führen, welche sanft hinan bis zum Gynaitikon oder zum zweiten Stockwerk der Vorhalle führen, aus welchem man in die Gallerien des Tempels gelangt, die ehemals den Frauenzimmern zu Plätzen angewiesen waren.

Diese großen Thore hatte Justinian aus einem harten, fast unvergänglichen Holze, prächtig und sorgfältig gearbeitet, ausführen lassen, und sie würden ohne Zweifel auch so lange gedauert haben, wie das Gebäude selbst, hätten sie der schrecklichen Feuersbrunst widerstehen können, welche unter Michael dem Ersten, mit dem Beinamen Kuropalates, in Konstantinopel wüthete. Dieser Kaiser ließ für den ersten Tempel seiner Hauptstadt mit großem Kostenaufwand neue, dauerhaftere Thore erbauen, und damit sie theils ewig der Zeit trotzen, den Verwüstungen des Feuers widerstehen, theils seinen Namen auf alle Nachwelt bringen möchten, wurden sie von Erz und Bronze verfertigt. An den beiden großen Portalen zur Seite liest man darum auch jetzt noch die Inschrift mit großen erhabenen Buchstaben, die er sich nach Beendigung dieses Werks setzen ließ: ΜΙΧΑΗΛ ΝΙΚΙΤΩΝ,

nebst den griechischen Chiffern, die die Zeit der Erbauung andeuten.

Alle diese ehernen Thore sind kostbar von den schönsten Marmorsorten umgeben und die starken Schlösser, Riegel und Beschläge von Bronze und Kupfer gearbeitet, und mit vielen zierlich geschnitzten Schnörkeleien, Blumenwerken und Kreuzen geziert, von welchen letztern die Türken immer einen Arm zerstört haben. Der Raum zwischen den Thoren prangt von einer marmornen Bekleidung von den verschiedensten Farben, die noch mehr durch äußerst fein und künstlich gearbeitete Guirlanden von Alabaster, welche die größte Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit darbieten, gehoben wird.

Diese Ausschmückung der Seitenwände zwischen den Thoren reicht bis über diese hinaus und daselbst endigen sie sich in mancherlei Figuren und Kreuze von Mosaique, die die Türken bis jetzt noch nicht dergestalt zerstört haben, daß man nicht noch deutlich über den drei mittlern Thoren auf der Ostseite ein sitzendes Christusbild wahrnehmen könnte, das einem Kaiser den Segen giebt, der sich zu seinen Füßen niedergeworfen hat. Dieser Christus im schönsten Basrelief ist auf beiden Seiten von noch zwei Bildern umgeben, wovon das eine, ihm zur Rechten, eine Panagia oder Mutter Gottes, das andere zur

Linken hingegen einen Προδρομος oder Johannes den Täufer vorstellt.

Die Schönheit der Arkaden, die kühnen Wölbungen, das prächtige Pflaster, der Reichthum an Marmor und Alabaster, die vielen Figuren und Malereien von mosaischer Arbeit, die eisernen, mit Bronze überlegten und mit Basreliefs aller Art gezierten Thorflügel ..... Alles das macht einen so großen Eindruck aufs Gemüth, daß man plötzlich und jetzt erst zu ahnden anfängt: man befinde sich in der Vorhalle zu dem kostbarsten Tempel des Orients. Die erste, äußere Vorhalle ist mit dieser innern auf keine Weise in Vergleich zu setzen und man erkennt leicht, daß sie jetzt auch ganz als überflüssig anzusehen ist. Nach den Regeln der griechischen Kirche war sie indessen nöthig, um denjenigen einen Platz außerhalb dem Tempel anzuweisen, die man entweder durch die Sakramente, die sie empfangen sollten, oder durch die öffentliche Buße, die man ihnen auferlegt hatte, unterscheiden wollte.

Der obere Raum zwischen den westlichen Thoren, die die beiden Vorhallen mit einander verbinden, ist durch Fenster erleuchtet, wovon immer drei unter einer Arkade stehn. Unten sieht man kleine Tribunen von Holz, die vielleicht zum Ausruhen für Kranke und Gebrechliche dienen sollen. Treppen und Gallerien über dem

zweiten Vestibul sind übrigens ebenfalls von Marmor bekleidet.

Ueber der Gallerie der zweiten Vorhalle erblickt man nun von außen einen großen Halbdom, der zunächst an den Hauptkörper des Tempels stößt und dessen höchster Gipfel sich gerade unter dem abhängigen Dache endigt, das sich unter den Fenstern der Hauptkuppel befindet. Fünf Fenster erleuchten denselben, wovon jedoch in den neuern Zeiten eins zugemauert worden ist. Einen halben Mond hat man so wenig auf die Spitze von diesem als von andern kleinern Doms dieses Tempels gesetzt.

Zu beiden Seiten dieses großen Halbdoms, etwas nach der Westseite hin, stehen zwei kleine Kuppeln, welche zwischen sich nach Abend ein großes, halbrundes Fenster haben, das das Innere des von dem Halbdom bedeckten Gebäudes erleuchtet und in sechs Theile getheilt ist. In der Mitte wird es nämlich von einem großen horizontalen Travers durchschnitten, der sich auf zwei kleine Säulen stützt, und zwei andere hält, welche bis zu der Arkade ragen, wovon dieses große Fenster umgeben ist.

Diese beiden Kuppeln dienen lediglich zur Zierde von Außen; denn weder nach Innen zum Tempel, noch in ihr eigenes Innere haben sie irgend eine Oeffnung; auch sind sie ganz Mauer und haben gar keine Höhlungen in sich. Sie stehen übrigens auf breiten Pfeilern von hohen,

viereckigen Quadersteinen, die über die Vorhallen sich emporstrecken und von außen auf der Westseite sichtbar sind.

Zwischen diesen beiden kleinen Domen, die auf der Nord- und Südseite den Halbdom umgeben, der gegen Osten an den großen Hauptkörper des Tempels stößt, und den beiden großen westlichen Stützthürmen des Hauptdoms auf eben dieser Seite, sieht man nun noch zwei andere kleinere Halbkuppeln, auf jeder Seite eine. Ehemals hatte jede derselben sechs Fenster; doch wegen der häufigen Erdbeben hat man für gut gefunden, einige zu verstopfen, um dadurch den Mauern mehr Festigkeit zu ertheilen.

Dies wäre kurz, was die Westseite der Sophienkirche dem Auge darbietet, wenn man sie von Außen betrachtet und die vielen Vorgebäude einzeln durchmustert, die sich zwischen den beiden Minarets auf der Abendseite und dem Hauptkörper des Tempels befinden. Die Morgenseite zeigt nicht viel Verschiedenes; nur fallen da die Wohnungen der Geistlichen und Offizianten auf dem Vorhofe, der Glockenthurm und die beiden Vorhallen weg. Dagegen sieht man da zwei neben einander stehende Thürmchen, die gleich den Minarets oben spitz zulaufen und mit vergoldeten Halbenmonden geziert sind; sie sollen vermuthlich zu erkennen geben, daß dies ein kaiserlicher Pallast sey.

Der östliche Theil der Sophiendschamie steht ganz auf dem Platze, der vor dem Serail und der sogenannten hohen Pforte sich befindet. Ehemals fanden hier vier Thore statt, wovon zwei jetzt zugemauert sind, ein drittes, zunächst bei dem äußersten Ausgang des Serails, lediglich für den Großherrn geöffnet wird, wenn er die Kirche besucht und gegen Nordosten steht, das vierte endlich gegen Südosten allein noch öffentlich genannt werden kann.

Diese beiden auf dieser Seite allein noch übrigen Thore stoßen unmittelbar auf den äußern Serailsplatz und man muß, sowie dies bei andern Eingängen dieser Dschamie gleichfalls der Fall ist, gegen zwölf Stufen heruntersteigen, um in den Tempel zu gelangen. Der Serailsplatz liegt nämlich viel höher als die Ebene, worauf die Sophienkirche gebauet ist.

Zwischen dem kaiserlichen Thor und dem öffentlichen auf der Morgenseite sind die vier Stützthürme, welche Justinian zur Unterstützung des östlichen Halbdoms aufrichten ließ, der durch ein Erdbeben niedergestürzt war und durch den Sturz das Sanktuarium verschüttet hatte. Sie hängen mit der östlichen Mauer des Gebäudes zusammen und tragen nicht wenig dazu bei, dem Ganzen Festigkeit und Haltung zu geben.

Prächtig ist der Prospekt der Agia Sophia auch von dieser Seite, wenn die Sonne in den vielen

Goldblechen spielt und ihre Strahlen von den glänzenden Bleidächern zurückgeworfen werden. Die große Kuppel, die kleinern Dome und Halbdome, die beiden Minarets auf der Ostseite ..... Alles entspricht dem ehrwürdigen Anblick eines der größten und prachtvollsten Monumente der Architektur und gern blickt man den großen Tempel noch einmal auf der Morgenseite an, wenn man ihn auch bereits auf der Abendseite hinlänglich betrachtet hat.

Zu bemerken ist übrigens noch, daß der eine der beiden Minarets gegen Südosten von den drei übrigen der Sophienkirche ganz verschieden ist. Er ist nicht nur von weit gröberer Bauart, sondern auch niedriger als dieselben. Als nämlich Muhamed der zweite dies Gebäude zu einer Dschamie weihete, ließ er diesen Minaret in aller Eil hier aufrichten. Merkwürdig aber ist dieser Thurm schon darum, weil er der erste Minaret ist, den die Türken in ganz Konstantinopel bauten.

Wir können nun diejenigen Gegenstände kürzlich berühren, welche sich neben dem Hauptgebäude des Tempels auf der Nord- und Südseite darstellen. Wir sehen da zuerst gegen Mitternacht einen weitläuftigen, doch leeren Vorhof, dessen Ringmauern bei dem nordwestlichen Haupteingange des Tempels anheben, sich von da nach Norden hinstrecken, dann nach Osten sich in einem

An jedem der beiden Enden dieses Portikus g. S. und N. zeigen sich zwei kleine Thore, die den Eingang zu den beiden westlichen Minarets ausmachen, wodurch die Muezins auf die Gallerien derselben steigen. Gegen Morgen aber kann man durch fünf Thore zu der zweiten Vorhalle gelangen.

Dieser innere Vestibul läuft mit dem ersten oder äußern völlig parallel und nimmt die ganze Westfronte des Tempelgebäudes ein. Er ist weit größer, zierlicher und prächtiger als dieser und stößt unmittelbar an die Kirche selbst. Man kann ihn als doppelt ansehn: denn er besteht aus zwei Stockwerken über einander von gleichem Umfang. Der untere aber ist die wahre Vorhalle des Tempels, der obere hingegen nichts als eine Gallerie des Gynaikons. Dieser letztere Theil ragt über die erste oder äußere Vorhalle empor und erscheint von außen wie ein großer Koridor mit neun geräumigen Fenstern, wovon jedes einen horizontalen Travers hat und von zwei kleinen marmornen Quadratpfeilern getheilt ist. Die sechs Stützthürme auf den beiden Seiten des Glockenthurms ragen bis zu diesem höhern Säulengang empor und scheinen vorzüglich die Bestimmung zu haben, diesem zweiten Vestibul zur Haltung zu dienen.

Außer den fünf Thoren gegen Abend hat die untere Halle neun Thore gegen Morgen, die in

den Tempel selbst leiten, und an den beiden Enden g. N. und S. erblickt man zwei große Portale oder Eingänge, unter welchen sich kleine Pforten öffnen, die zu den Treppen führen, welche sanft hinan bis zum Gynaitikon oder zum zweiten Stockwerk der Vorhalle führen, aus welchem man in die Gallerien des Tempels gelangt, die ehemals den Frauenzimmern zu Plätzen angewiesen waren.

Diese großen Thore hatte Justinian aus einem harten, fast unvergänglichen Holze, prächtig und sorgfältig gearbeitet, ausführen lassen, und sie würden ohne Zweifel auch so lange gedauert haben, wie das Gebäude selbst, hätten sie der schrecklichen Feuersbrunst widerstehen können, welche unter Michael dem Ersten, mit dem Beinamen Kuropalates, in Konstantinopel wüthete. Dieser Kaiser ließ für den ersten Tempel seiner Hauptstadt mit großem Kostenaufwand neue, dauerhaftere Thore erbauen, und damit sie theils ewig der Zeit trotzen, den Verwüstungen des Feuers widerstehen, theils seinen Namen auf alle Nachwelt bringen möchten, wurden sie von Erz und Bronze verfertigt. An den beiden großen Portalen zur Seite liest man darum auch jetzt noch die Inschrift mit großen erhabenen Buchstaben, die er sich nach Beendigung dieses Werks setzen ließ: MIXAHA NIKITΩN,

nebst den griechischen Chiffern, die die Zeit der Erbauung andeuten.

Alle diese ehernen Thore sind kostbar von den schönsten Marmorsorten umgeben und die starken Schlösser, Riegel und Beschläge von Bronze und Kupfer gearbeitet, und mit vielen zierlich geschnitzten Schnörkeleien, Blumenwerken und Kreuzen geziert, von welchen letztern die Türken immer einen Arm zerstört haben. Der Raum zwischen den Thoren prangt von einer marmornen Bekleidung von den verschiedensten Farben, die noch mehr durch äußerst fein und künstlich gearbeitete Guirlanden von Alabaster, welche die größte Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit darbieten, gehoben wird.

Diese Ausschmückung der Seitenwände zwischen den Thoren reicht bis über diese hinaus und daselbst endigen sie sich in mancherlei Figuren und Kreuze von Mosaique, die die Türken bis jetzt noch nicht dergestalt zerstört haben, daß man nicht noch deutlich über den drei mittlern Thoren auf der Ostseite ein sitzendes Christusbild wahrnehmen könnte, das einem Kaiser den Segen giebt, der sich zu seinen Füßen niedergeworfen hat. Dieser Christus im schönsten Basrelief ist auf beiden Seiten von noch zwei Bildern umgeben, wovon das eine, ihm zur Rechten, eine Panagia oder Mutter Gottes, das andere zur

Linken hingegen einen Πρόδρομος oder Johannes den Täufer vorstellt.

Die Schönheit der Arkaden, die kühnen Wölbungen, das prächtige Pflaster, der Reichthum an Marmor und Alabaster, die vielen Figuren und Malereien von mosaischer Arbeit, die eisernen, mit Bronze überlegten und mit Basreliefs aller Art gezierten Thorflügel . . . . . Alles das macht einen so großen Eindruck aufs Gemüth, daß man plötzlich und jetzt erst zu ahnden anfängt: man befinde sich in der Vorhalle zu dem kostbarsten Tempel des Orients. Die erste, äußere Vorhalle ist mit dieser innern auf keine Weise in Vergleich zu setzen und man erkennt leicht, daß sie jetzt auch ganz als überflüssig anzusehen ist. Nach den Regeln der griechischen Kirche war sie indessen nöthig, um denjenigen einen Platz außerhalb dem Tempel anzuweisen, die man entweder durch die Sakramente, die sie empfangen sollten, oder durch die öffentliche Buße, die man ihnen auferlegt hatte, unterscheiden wollte.

Der obere Raum zwischen den westlichen Thoren, die die beiden Vorhallen mit einander verbinden, ist durch Fenster erleuchtet, wovon immer drei unter einer Arkade stehn. Unten sieht man kleine Tribunen von Holz, die vielleicht zum Ausruhen für Kranke und Gebrechliche dienen sollen. Treppen und Gallerien über dem

zweiten Vestibul sind übrigens ebenfalls von Marmor bekleidet.

Ueber der Gallerie der zweiten Vorhalle erblickt man nun von außen einen großen Halbdom, der zunächst an den Hauptkörper des Tempels stößt und dessen höchster Gipfel sich gerade unter dem abhängigen Dache endigt, das sich unter den Fenstern der Hauptkuppel befindet. Fünf Fenster erleuchten denselben, wovon jedoch in den neuern Zeiten eins zugemauert worden ist. Einen halben Mond hat man so wenig auf die Spitze von diesem als von andern kleinern Doms dieses Tempels gesetzt.

Zu beiden Seiten dieses großen Halbdoms, etwas nach der Westseite hin, stehen zwei kleine Kuppeln, welche zwischen sich nach Abend ein großes, halbrundes Fenster haben, das das Innere des von dem Halbdom bedeckten Gebäudes erleuchtet und in sechs Theile getheilt ist. In der Mitte wird es nämlich von einem großen horizontalen Travers durchschnitten, der sich auf zwei kleine Säulen stützt, und zwei andere hält, welche bis zu der Arkade ragen, wovon dieses große Fenster umgeben ist.

Diese beiden Kuppeln dienen lediglich zur Zierde von Außen; denn weder nach Innen zum Tempel, noch in ihr eigenes Innere haben sie irgend eine Oeffnung; auch sind sie ganz Mauer und haben gar keine Höhlungen in sich. Sie stehen übrigens auf breiten Pfeilern von hohen,

viereckigen Quadersteinen, die über die Vorhallen sich emporstrecken und von außen auf der Westseite sichtbar sind.

Zwischen diesen beiden kleinen Domen, die auf der Nord- und Südseite den Halbdom umgeben, der gegen Osten an den großen Hauptkörper des Tempels stößt, und den beiden großen westlichen Stützthürmen des Hauptdoms auf eben dieser Seite, sieht man nun noch zwei andere kleinere Halbkuppeln, auf jeder Seite eine. Ehemals hatte jede derselben sechs Fenster; doch wegen der häufigen Erdbeben hat man für gut gefunden, einige zu verstopfen, um dadurch den Mauern mehr Festigkeit zu ertheilen.

Dies wäre kurz, was die Westseite der Sophienkirche dem Auge darbietet, wenn man sie von Außen betrachtet und die vielen Vorgebäude einzeln durchmustert, die sich zwischen den beiden Minarets auf der Abendseite und dem Hauptkörper des Tempels befinden. Die Morgenseite zeigt nicht viel Verschiedenes; nur fallen da die Wohnungen der Geistlichen und Offizianten auf dem Vorhofe, der Glockenthurm und die beiden Vorhallen weg. Dagegen sieht man da zwei neben einander stehende Thürmchen, die gleich den Minarets oben spitz zulaufen und mit vergoldeten Halbenmonden geziert sind; sie sollen vermuthlich zu erkennen geben, daß dies ein kaiserlicher Pallast sey.

Der östliche Theil der Sophiendschamie steht ganz auf dem Platze, der vor dem Serail und der sogenannten hohen Pforte sich befindet. Ehemals fanden hier vier Thore statt, wovon zwei jezt zugemauert sind, ein drittes, zunächst bei dem äußersten Ausgang des Serails, lediglich für den Großherrn geöffnet wird, wenn er die Kirche besucht und gegen Nordosten steht, das vierte endlich gegen Südosten allein noch öffentlich genannt werden kann.

Diese beiden auf dieser Seite allein noch übrigen Thore stoßen unmittelbar auf den äußern Serailsplatz und man muß, sowie dies bei andern Eingängen dieser Dschamie gleichfalls der Fall ist, gegen zwölf Stufen heruntersteigen, um in den Tempel zu gelangen. Der Serailsplatz liegt nämlich viel höher als die Ebene, worauf die Sophienkirche gebauet ist.

Zwischen dem kaiserlichen Thor und dem öffentlichen auf der Morgenseite sind die vier Stützthürme, welche Justinian zur Unterstüzzung des östlichen Halbdoms aufrichten ließ, der durch ein Erdbeben niedergestürzt war und durch den Sturz das Sanktuarium verschüttet hatte. Sie hängen mit der östlichen Mauer des Gebäudes zusammen und tragen nicht wenig dazu bei, dem Ganzen Festigkeit und Haltung zu geben.

Prächtig ist der Prospekt der Agia Sophia auch von dieser Seite, wenn die Sonne in den vielen

Goldblechen spielt und ihre Strahlen von den glänzenden Bleidächern zurückgeworfen werden. Die große Kuppel, die kleinern Dome und Halbdome, die beiden Minarets auf der Ostseite ..... Alles entspricht dem ehrwürdigen Anblick eines der größten und prachtvollsten Monumente der Architektur und gern blickt man den großen Tempel noch einmal auf der Morgenseite an, wenn man ihn auch bereits auf der Abendseite hinlänglich betrachtet hat.

Zu bemerken ist übrigens noch, daß der eine der beiden Minarets gegen Südosten von den drei übrigen der Sophienkirche ganz verschieden ist. Er ist nicht nur von weit gröberer Bauart, sondern auch niedriger als dieselben. Als nämlich Muhamed der zweite dies Gebäude zu einer Dschamie weihete, ließ er diesen Minaret in aller Eil hier aufrichten. Merkwürdig aber ist dieser Thurm schon darum, weil er der erste Minaret ist, den die Türken in ganz Konstantinopel bauten.

Wir können nun diejenigen Gegenstände kürzlich berühren, welche sich neben dem Hauptgebäude des Tempels auf der Nord- und Südseite darstellen. Wir sehen da zuerst gegen Mitternacht einen weitläuftigen, doch leeren Vorhof, dessen Ringmauern bei dem nordwestlichen Haupteingange des Tempels anheben, sich von da nach Norden hinstrecken, dann nach Osten sich in einem

rechten Winkel drehen und von der nordöstlichsten Ecke bis zur Morgenseite des Tempels fortlaufen. Sie schließen ein geräumiges Viereck ein, dessen Westseite in der Mitte ein mit einem Dach bedecktes und mit eisernen Ketten behängtes gewölbtes Thor hat, das von Außen auf den Hofraum führt und auf jeder Seite, g. N. und S., drei mit eisernen Gittern versehene Fenster hat. Dieser Westseite entspricht völlig die Ostseite der Mauer: sie hat gleichfalls 6 vergitterte Fenster und ein großes Thor. Die Nordseite der Hofmauer hat weder Fenster noch Eingang, die Südseite hingegen zeigt in der Mitte eine Pforte, durch welche man in einen zweiten Vorhof kommt.

Dieser zweite Vorhof auf der Nordseite ist durch die Mauern des Hauptgebäudes des Sophientempels und durch die Mauer, welche g. S. den ersten Vorhof begränzt, eingeschlossen und besteht in einem länglichen, mit Bäumen bepflanzten Viereck, innerhalb welchem sich die Eingänge zu den Treppen befinden, die zu den Gallerien der Dschamie hinaufführen. Die Mauer, welche den ersten nördlichen Vorhof von dem zweiten trennt, fängt bey dem Eingang in die große Vorhalle des Tempels g. NW. an und endigt sich g. NO. bei einem kleinen Tempel, das sich neben dem nordöstlichen Minaret befindet und die Figur eines Oktogons hat. Dieses Tempelchen formirt

die östliche Seite des zweiten Vorhofs auf der Nordseite und einige behaupten, es habe ehemals zur Sakristei der Sophienkirche gedient. Dies bekommt dadurch auch eine noch größere Wahrscheinlichkeit, weil man noch sehr gut das Thor bemerken kann, das ehemals direkte in das Innere des Tempels führte, jetzt aber zugemauert ist. Dies mit einer Kuppel bedeckte Oktogon wird gegenwärtig lediglich zu einem Heumagazin für den Marstall des Serails gebraucht und geht also der Heil. Sophia eigentlich gar nichts mehr an. Ein Thor führt unmittelbar daraus auf den äußern Serailsplatz.

Die Südseite der Tempelgebäude wird ebenfalls von einem großen Vorhofe eingeschlossen, dessen Mauern ein Viereck bilden. Der Haupteingang ist auf der Westseite und man gelangt dazu durch den westlichen Vorhof, der sich südlich von dem Klosterhofe befindet. Eine Menge Bäume, besonders hohe Zypressen, zieren den ganzen Hof und zwischen ihnen sehen eine Anzahl Kapellen hervor, die mit Domen bedeckt und oben auf den Spitzen mit halben Monden aus vergoldeter Bronze versehen sind.

Sie liegen etwa dreyßig bis vierzig Schritte von der heiligen Sophia ab und sind die Grabmähler (Turbeh) von mehrern Sultanen und deren Familien. Diese Gebäude sind niedrig, aber zierlich; die Kuppeln, worin sie sich endi-

gen, mit Blei bedeckt und von Säulen unterstützt, welche ein Sechseck bilden. Die Geländer bestehen aus Holz und die Särge sieht man mit feinen Tüchern bedeckt.

Die Kaiser unterscheiden sich von ihren Gemahlinnen blos durch ihre Turbane, die auf Pfeilern, oben an den Särgen, liegen, und durch die Lichter, welche an beiden Enden brennen. Nur bei dem Sarge des Bruders des Sultans Amurat's erblickt man keine Kerzen, ungeachtet bei allen Grabmählern der Frauenzimmer des Großherrn einige sind. Außer der Begräbnißstelle des Sultan's Mustapha zeichnet sich die des Sultan's Murad oder Amurat besonders aus. Man zeigt da gewöhnlich die nach Art der Halstücher gemachten Taschentücher an dem Hals der Bilder von den 120 Kindern dieses Kaisers, die alle an einem Tage auf Befehl seines Nachfolgers mußten strangulirt werden und hier insgesammt nebeneinander ihre Ruhestätte gefunden haben. Sie liegen alle in kleinen Särgen um den Vater in dem Turbeh herum. Außerdem werden noch die Grabstätten anderer türkischen Großen auf diesem Hofe dem Fremden auf Verlangen geöffnet.

Alle diese kleinen, niedlichen Mausoleen sind reich mit kostbarem Marmor verziert und werden Tag und Nacht nicht nur von den Fackeln, welche bei den Särgen stehen, sondern auch durch viele

Lampen erleuchtet. Verschiedene Alkorans findet man hier mit Ketten festgemacht, um denen das Lesen zu erleichtern, welche hierher kommen, ihr Gebet bei den Gräbern hoher Verblichenen zu verrichten. Außer den Personen, die an diesen Orten andächtig ihre frommen Wünsche zum Himmel schicken, finden sich bei diesen feierlichen Stätten noch eine Menge Arme ein, die in einem nahe liegenden, zum Sophientempel gehörigen Spital unterhalten werden. Man sieht diese Armen mit Rosenkränzen von Holz in der Hand, deren Körner so groß sind, wie Musketenkugeln. Diese Gebete werden hier von den Muselmännern nicht nur zur Zeit des Gottesdienstes, sondern auch zu jeder beliebigen Stunde des Tages vollbracht.

Sattsam haben wir nun — denke ich — den berühmten Tempel von allen Außenseiten betrachtet; mögen mich meine Leser jetzt eben so aufmerksam in sein Inneres begleiten. Tritt man durch eins der drei mittlern Thore der Ostseite der zweiten Vorhalle ein, so übersieht man fast das ganze Schiff der Kirche und das Auge verliert sich in das Helldunkel des unermeßlich und doch so perspektivisch erscheinenden Hintergrundes. Es ist ein begeisternder, mit stiller Ehrfurcht erfüllender Anblick: man fühlt es so ganz, daß man ein Heiligthum, eine dem überirdischen All- und Großwesen geweihete Stätte betritt; unwill-

rührlich steigt Inbrunst bis zur Brust, man hebt die Hände empor und betet.

Wird die schwache Feder es vermögen, alle die Gegenstände vor den Augen derer, die diese Blätter in die Hände nehmen, hinzuzeichnen, die alle auf einmal auf die Sinnlichkeit wirken und durch diese den Geist und die Einbildungskraft emporreißen zum Himmel? Vor uns liegt ein Raum von enormer Größe, von ungeheurem Umfange ausgebreitet, dessen Enden das Auge nicht zu ermessen im Stande ist, indem es die letzten Punkte des Hintergrundes umsonst zu erspähen versucht, den es eben darum der Phantasie als unendlich malt, unendlich in der Tiefe vor sich, unendlich in der Höhe über sich. Der nicht zu ermessende Gang vor uns ist mit kostbaren Teppichen belegt, unter welchen nur hier und da der köstlichste Marmor hervorleuchtet, soweit immerhin die Blicke reichen. Halbsphärische Bühnen über uns, eine herrlicher und prächtiger als die andere und alle tausendmal übertroffen von der Majestät des Hauptdoms. An den hohen Seitenwänden zahllose Denkmähler einer kunstreichen Vorzeit; Mosaiken, Basreliefs, Malereien in der buntesten Mannichfaltigkeit; überall Schnörkeleien und Symbole der uralten Fabelwelt und des neuern Christenthums. Reihen von Marmorsäulen, mehr als Hundert an der Zahl, auf allen Seiten, neben und über einander, mit den

künstlichsten Schnitzwerken, schönsten Windungen und zierlichsten Piedestals; enorme Pfeiler von Porphyr und dem schönsten verde antico; Balustraden, Gallerien, Gitterwerke, Hallen, Kapellen, Tribunen geschmückt mit Allem, was die Natur prachtvolles hervorbringt, reiche Vergoldungen und Werke des orientalisch-türkischen Geschmacks.

Doch wir müssen die vielen Merkwürdigkeiten einzeln durchgehen, wenn die Leser einen klaren Begriff von dem Ganzen bekommen sollen. Man stelle sich vor allen Dingen vor, daß Alles im Innern des Tempels, Fußboden, Wände, Bühnen, Säulen, Pfeiler, Arkaden, Wölbungen .... von den prächtigsten und auserlesensten Marmor- und Porphyrsteinen ist. Auf dem großen Gang vor uns, der, sowie in allen Dschamien, ganz leer und ohne Sitze ist, ziehen sogleich die so reich und fleißig gearbeiteten morgenländischen Teppiche die Aufmerksamkeit auf sich. Sie sind theils aus türkischen, theils aus ägyptischen und persischen Manufakturen und, da sie den ganzen Boden bedecken, muß ihre Anschaffung ungeheure Summen gekostet haben. Indem man nun durch das mittlere Thor eingeführt worden ist, befindet man sich Rechts und Links zwischen zwei Pfeilern, die, der äußern Gestalt nach, wie Parallelepipeda erscheinen. Sie sind von Porphyr und überall, sowie alle Wände und Erker des innern Gebäu-

des, sehr zierlich mit allerhand Arten von kostbaren Steinen ausgelegt; besonders zeigen sich auf ihnen Schnörkel, Ketten, Guirlanden, Quadrate und andere Figuren im buntesten Gemisch. Ueber den Thoren stehen zirkelförmige Verzierungen in erhabener Arbeit und weiter hinauf eine Gallerie von kostbarem Gitterwerk, unter einer von zwei Säulen getragenen und drei Bogen bildenden Arkade. Diese Gallerie zieht sich zugleich in derselben Höhe von dem Fußboden um die beiden Porphyrpfeiler, zwischen denen sie sich befindet und welche weit in den Vorgrund hinaus stehen, und den Hintergrund, in dem die Thore sind, wie Kulissen umgeben, herum. Ein jeder Winkel dieser beiden Pfeilergallerien ist mit einem goldenen Halbmonde auf einer Stange von Bronze verziert und durch dieselben gelangt man zu den Balustraden der beiden kleinen Dome auf beiden Seiten. Die Altanen der Pfeiler stehen übrigens etwas höher als diese und man muß darum einige marmorne Tritte herunter steigen.

Man kommt zu dieser Balustrade des westlichen Theils des Tempels aus der zweiten Etage der zweiten oder innern Vorhalle und da sie mit den übrigen Gallerien, die ehemals zum Gynaitikon dienten, in Verbindung steht, so pflegte dies ein Hauptdurchgang für die griechischen Frauenzimmer zu seyn. Gegenwärtig da nur Mannspersonen dies Gebäude betreten, können auch diejenigen

Muselmänner von Außen hier eintreten, welche auf den obern Bühnen während des Gottesdienstes ihre Plätze nehmen wollen. Ueber dieser Gallerie befindet sich das große Fenster des Halbdoms, der diesen Theil des Tempels bedeckt und unter dem man sich hier beim Eingange sieht; man bemerkt in demselben zwei Säulen mit zierlichem Gesimse, die von einem horizontalen Querstock durchschnitten werden und so gleichsam sechs kleinere Fenster bilden, wie man dies auch schon von Außen beobachten kann. Der obere Theil der beiden Pfeiler, die den an sich runden westlichen Theil des Gebäudes als Hintergrund gegen Osten begränzen, ist ebenfalls mit einer Balustrade von Gitterwerk umgeben, auf deren Ecken vergoldete Halbmonde schimmern.

Der westliche Halbdom mit den beiden Pfeilern, worauf er sich stützt, bildet einen Halbkreis, durch den man nun weiter nach der Morgenseite fortschreiten kann. Alsdann hat man Rechts und Links zwei Kapellen, nämlich diejenigen Theile der Kirche, welche auf der Abendseite von außen mit den beiden Nebenkuppeln bedeckt erscheinen. Sie sind einander völlig gleich und ruhen auf der einen Seite auf den eben beschriebenen kleinern Pfeilern, auf der andern auf den beiden westlichen großen Pfeilern, von denen der Hauptdom getragen wird.

Man gelangt zu jeder dieser beiden Seitenkapellen durch drei Bogen, die theils von den Pfeilern, theils von zwei Porphyrsäulen zwischen ihnen gebildet werden, die sich von dem Fußboden auf einem quadratischen Piedestal von weißem Marmor erheben. Ein jedes Paar dieser schönen Säulen hält über sich eine Balustrade, zu der man von der Gallerie des nahen kleinern Pfeilers auf der Westseite heruntersteigt, mit sechs andern kleinern Kolumnen, die mit ihrem obern Gesimse Wölbungen bilden, welche zur Unterstützung der Kuppel dienen, womit die Kapelle bedeckt ist. Von dieser Balustrade steigt man dann zu den größern des Epaaitikons hinan, die bei den Hauptpfeilern ihren Anfang nehmen.

Tritt man durch die Bogenstellung in die Kapelle ein, so findet man sich auf einem viereckigen Platz, zu dem sie als Durchgang gleichsam führt. Das Licht fällt von oben durch das Dach der Kuppel aus dreien Fenstern nur sparsam ein und verbreitet kaum eine Art von Helldunkel. In den vier Winkeln eines jeden dieser beiden Tetragone stehen vier Säulen von Granitmarmor, von denen diejenigen, welche zunächst den beiden westlichen großen Hauptpfeilern liegen, die den Hauptdom halten, jetzt mit denselben durch Mauerwerk zusammenhängen. Man hat diese Einrichtung ohne Zweifel darum getroffen, um die Hauptstützen der großen Tempelkuppel noch geschickter zu machen,

ſſo zu tragen und den Erdbeben zu widerſtehen. Dieſe Arbeit ſcheint indeſſen, wenn man ſie genauer betrachtet, eher ein Werk der Griechen als der Türken zu ſeyn.

Die gewölbten Wände dieſer Kapellen ſind äußerſt niedlich durch mancherlei ausgelegte Arbeiten belegt und zwiſchen jedem Paar von Säulen, welche den Eingang bilden, erblickt man eine große ſtets mit Waſſer gefüllte Urne. Die Muſelmänner bedienen ſich deſſelben bei heißen Tagen, wenn ſie durch die Andacht des Gebets ſich in Feuer geſetzt fühlen, zur Abkühlung und einige Tempeldiener haben die Pflicht, dafür zu ſorgen, daß ſie nie leer werden.

Wir wenden uns nun weiter nach Morgen hin und da finden wir den weſtlichen Flügel des Tempels, deſſen drei Hauptheile wir eben durchmuſtert haben, durch den großen Halbzirkel begränzt, den die beiden weſtlichen Hauptpfeiler, die auf dieſer Seite den großen Dom tragen, mit den Enden der Hauptkuppel bilden. Durch denſelben haben wir den Eingang in den Hauptheil der Sophiendſchamie. Er verdient, daß wir bei ihm einige Zeit verweilen.

Sowie von außen, ſo ſtellt ſich auch inwendig der Hauptkörper des Tempels als ein großes Viereck dar, das ſehr wenig von der quadratiſchen Form abweicht. In den vier Winkeln deſſelben ſtehn nun die vier enormen Hauptpfeiler, die den

Stützthürmen auf der Außenseite entsprechen und den Hauptdom majestätisch tragen. Von diesen großen Pfeilern, die einander völlig gleich, aus Werkstücken mit Kalk und Blei eingegossen und mit eisernen Klammern befestigt sind, stehen zwei auf der Abend-, zwei hingegen auf der Morgenseite. Sie sind mit den zierlichsten ausgelegten Arbeiten bedeckt und an allen Orten würdig der bewunderungswürdigen Kuppel, der sie zur Stütze dienen, ausgeschmückt.

Wir erreichen den Mittelpunkt des ganzen Gebäudes, den Ort, der gleich weit von den vier Prachtpfeilern absteht. Hier müssen wir um uns schauen und uns in Staunen verlieren. Es ist ein himmlischer Prospekt, in das Unermeßliche des großen Doms hinaufzublicken und seine Augen von diesem Standpunkte aus herumschweifen zu lassen nach den vier Himmelsgegenden.

Der ganze innere Theil der Rotunde ist von mosaischer Arbeit und überall sieht man mit Blumen und andern Verzierungen umwundene Kreuze. Die Gestalt dieses Plafonds ist zirkelförmig, von der untersten Einfassung, die sehr breit ist, gehen Streifen voll solcher Schnörkeleien, in Halbkreisen und immer sich verkleinernd, bis zur Mitte des Doms hinauf und zwischen denselben erblickt man die vier und zwanzig kleinen und niedrigen Fenster, durch welche von Außen das Licht einfällt. Diese Streifen endigten sich ehemals in

eine Rose, die vermuthlich aus allerhand künstlichen Mosaiken bestand und ein großes Kreuz von Gold umfieng; die Türken haben diese Arbeit zerstört und so sieht man gegenwärtig den obersten Theil des Plafonds in der Kuppel ganz weiß ohne Zierrathen. Alle übrigen Theile sind durchaus vergoldet.

Unter diesem herrlichen Dom befindet sich nun der beste und vorzüglichste Theil dessen, was man eigentlich das Schiff der Kirche nennt: denn das Chor hatte seinen Platz zwischen den beiden östlichen Hauptpfeilern und den beiden kleinern Pfeilern, die den Halbdom auf der Morgenseite stüzzen. Man übersieht aus der Mitte dieses Haupttheils das ganze innere Gebäude nach der West- und Ostseite und kann auch zugleich viel von den Parthien des Tempels wahrnehmen, die sich nach Norden und Süden hinstrecken. Die Halbkreise oben zunächst unter dem Plafond des großen Doms, worauf das Auge auf der Morgen- und Abendseite fällt, sind durch fünf Fenster erleuchtet, die sich ebenfalls in einem Halbkreise über den drei kleinern Kuppeln hinziehen. In den vier Ecken des Doms, zwischen den Hauptpfeilern und den beiden großen Halbzirkeln, die den Hauptkörper von dem östlichen und westlichen Flügel trennen, sind vier große, kolossalische Cherubins, jeder mit vier Flügeln und übereinandergeschlagenen, herunterhängenden zwei Schwingen angebracht, die zwar künstlich gearbeitet gewesen

seyn mögen, denen aber die Muselmänner, seitdem sie im Besitz dieses Tempels sind, ihrem Aberglauben gemäß, alle thierische gemalte oder geschnitzte Figuren für Abgötter anzusehen, dergestalt zugesetzt haben, daß nicht nur alle Züge in der Gesichtsbildung zerstört, sondern auch mehrere andere Theile an ihnen mit Fleis unkenntlich gemacht worden sind.

Zwischen zweien Hauptpfeilern auf jeder Seite stehen vier große Säulen, die nicht nur an Höhe sondern auch an Dicke alle übrigen der Dschamie weit übertreffen, ob sie gleich allezeit nur von einem Stück verfertigt und mit den andern von einerlei Masse sind. Diese prächtigen Säulen auf der Nord- und Südseite tragen die Hauptgallerien, welche auf drei Seiten um die ganze Peripherie des Tempels laufen und vermittelst der Hauptpfeiler, um welche sie gleichfalls herumgehen, mit den Balustraden der kleinern Doms in Verbindung stehen. Sie machen eine Hauptzierde bei der Perspektiv, die das Ganze darbietet, aus und nur dem äußersten Hintergrunde auf der Morgenseite fehlt sie.

Jede der beiden Hauptgallerien, welche Rechts und Links die Hauptpfeiler auf jeder Seite mit einander verknüpft, trägt nun wieder 6 kleinere Säulen, die gerade über den vier größern auf dem Fußboden stehen und einen prächtigen Anblick gewähren. Diese Säulengallerie ist wohl 60 Fuß

breit und war der vornehmste Ort für die Frauenzimmer zur Zeit der Griechen; man nannte sie gemeiniglich die Gallerie Konstantin's. Ueber sie erblickt man nun noch drei Reihen von Arkaden auf jeder Seite, welche alle oben von dem Halbzirkel begränzt werden, den zwei Hauptpfeiler daselbst mit einander machen, indem sie durch eine ungeheure Wölbung mit einander in Verbindung gesetzt sind.

Die unterste dieser drei über einander befindlichen Arkadenreihen hat ein Geländer, das dem der untern Gallerie völlig gleich ist. Der Raum hinter demselben ist indessen kaum so breit, daß eine einzige Person durchgehen kann. Ehemals war dies das obere oder zweite Gynaitikon; jetzt hat man zum Theil die Arkaden durch Mauerwerk mit einander verbunden, um dadurch den Seitenwänden mehr Stärke und Festigkeit zu ertheilen und sie dadurch besser geschickt zu machen, den ungeheuren Dom zu tragen. Ueber dem Geländer der obern Frauenzimmergallerie sieht man noch ein anderes Gitterwerk an den obern Bogengängen angebracht und selbst die vier Hauptpfeiler haben in der Höhe noch zwei Geländer, hinter welche Gänge herführen und die auf den Ecken mit vergoldeten halben Monden geziert sind. Während des Ramazans werden alle diese Balustraden und Gitter über und über mit einer fest

des, sehr zierlich mit allerhand Arten von kostbaren Steinen ausgelegt; besonders zeigen sich auf ihnen Schnörkel, Ketten, Guirlanden, Quadrate und andere Figuren im buntesten Gemisch. Ueber den Thoren stehen zirkelförmige Verzierungen in erhabener Arbeit und weiter hinauf eine Gallerie von kostbarem Gitterwerk, unter einer von zwei Säulen getragenem und drei Bogen bildenden Arkade. Diese Gallerie zieht sich zugleich in derselben Höhe von dem Fußboden um die beiden Porphyrpfeiler, zwischen denen sie sich befindet und welche weit in den Vorgrund hinaustreten, und den Hintergrund, in dem die Thore sind, wie Kulissen umgeben, herum. Ein jeder Winkel dieser beiden Pfeilergallerien ist mit einem goldenen Halbmonde auf einer Stange von Bronze verziert und durch dieselben gelangt man zu den Balustraden der beiden kleinen Dome auf beiden Seiten. Die Altanen der Pfeiler stehen übrigens etwas höher als diese und man muß darum einige marmorne Tritte herunter steigen.

Man kommt zu dieser Balustrade des westlichen Theils des Tempels aus der zweiten Etage der zweiten oder innern Vorhalle und da sie mit den übrigen Gallerien, die ehemals zum Gynaikion dienten, in Verbindung steht, so pflegte dies ein Hauptdurchgang für die griechischen Frauenzimmer zu seyn. Gegenwärtig da nur Mannspersonen dies Gebäude betreten, können auch diejenigen

Muselmänner von Außen hier eintreten, welche auf den obern Bühnen während des Gottesdienstes ihre Plätze nehmen wollen. Ueber dieser Gallerie befindet sich das große Fenster des Halbdoms, der diesen Theil des Tempels bedeckt und unter dem man sich hier beim Eingange sieht; man bemerkt in demselben zwei Säulen mit zierlichem Gesimse, die von einem horizontalen Querstock durchschnitten werden und so gleichsam sechs kleinere Fenster bilden, wie man dies auch schon von Außen beobachten kann. Der obere Theil der beiden Pfeiler, die den an sich runden westlichen Theil des Gebäudes als Hintergrund gegen Osten begränzen, ist ebenfalls mit einer Balustrade von Gitterwerk umgeben, auf deren Ecken vergoldete Halbmonde schimmern.

Der westliche Halbdom mit den beiden Pfeilern, worauf er sich stützt, bildet einen Halbkreis, durch den man nun weiter nach der Morgenseite fortschreiten kann. Alsdann hat man Rechts und Links zwei Kapellen, nämlich diejenigen Theile der Kirche, welche auf der Abendseite von außen mit den beiden Nebenkuppeln bedeckt erscheinen. Sie sind einander völlig gleich und ruhen auf der einen Seite auf den eben beschriebenen kleinern Pfeilern, auf der andern auf den beiden westlichen großen Pfeilern, von denen der Hauptdom getragen wird.

Man gelangt zu jeder dieser beiden Seitenkapellen durch drei Bogen, die theils von den Pfeilern, theils von zwei Porphyrsäulen zwischen ihnen gebildet werden, die sich von dem Fußboden auf einem quadratischen Piedestal von weißem Marmor erheben. Ein jedes Paar dieser schönen Säulen hält über sich eine Balustrade, zu der man von der Gallerie des nahen kleinern Pfeilers auf der Westseite heruntersteigt, mit sechs andern kleinern Kolumnen, die mit ihrem obern Gesimse Wölbungen bilden, welche zur Unterstützung der Kuppel dienen, womit die Kapelle bedeckt ist. Von dieser Balustrade steigt man dann zu den größern des Gynaitikons hinan, die bei den Hauptpfeilern ihren Anfang nehmen.

Tritt man durch die Bogenstellung in die Kapelle ein, so findet man sich auf einem viereckigen Platz, zu dem sie als Durchgang gleichsam führt. Das Licht fällt von oben durch das Dach der Kuppel aus dreien Fenstern nur sparsam ein und verbreitet kaum eine Art von Helldunkel. Zu den vier Winkeln eines jeden dieser beiden Tetragone stehen vier Säulen von Granitmarmor, von denen diejenigen, welche zunächst den beiden westlichen großen Hauptpfeilern liegen, die den Hauptdom halten, jetzt mit denselben durch Mauerwerk zusammenhängen. Man hat diese Einrichtung ohne Zweifel darum getroffen, um die Hauptstützen der großen Tempelkuppel noch geschickter zu machen,

sie zu tragen und den Erdbeben zu widerstehen. Diese Arbeit scheint indessen, wenn man sie genauer betrachtet, eher ein Werk der Griechen als der Türken zu seyn.

Die gewölbten Wände dieser Kapellen sind äußerst niedlich durch mancherlei ausgelegte Arbeiten belegt und zwischen jedem Paar von Säulen, welche den Eingang bilden, erblickt man eine große stets mit Wasser gefüllte Urne. Die Muselmänner bedienen sich desselben bei heißen Tagen, wenn sie durch die Andacht des Gebets sich in Feuer gesetzt fühlen, zur Abkühlung und einige Tempeldiener haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie nie leer werden.

Wir wenden uns nun weiter nach Morgen hin und da finden wir den westlichen Flügel des Tempels, dessen drei Haupttheile wir eben durchmustert haben, durch den großen Halbzirkel begränzt, den die beiden westlichen Hauptpfeiler, die auf dieser Seite den großen Dom tragen, mit den Enden der Hauptkuppel bilden. Durch denselben haben wir den Eingang in den Haupttheil der Sophiendschamie. Er verdient, daß wir bei ihm einige Zeit verweilen.

Sowie von außen, so stellt sich auch inwendig der Hauptkörper des Tempels als ein großes Viereck dar, das sehr wenig von der quadratischen Form abweicht. In den vier Winkeln desselben stehn nun die vier enormen Hauptpfeiler, die den

Stützthürmen auf der Außenseite entsprechen und den Hauptdom majestätisch tragen. Von diesen großen Pfeilern, die einander völlig gleich, aus Werkstücken mit Kalk und Blei eingegossen und mit eisernen Klammern befestigt sind, stehen zwei auf der Abend-, zwei hingegen auf der Morgenseite. Sie sind mit den zierlichsten ausgelegten Arbeiten bedeckt und an allen Orten würdig der bewunderungswürdigen Kuppel, der sie zur Stütze dienen, ausgeschmückt.

Wir erreichen den Mittelpunkt des ganzen Gebäudes, den Ort, der gleich weit von den vier Prachtpfeilern absteht. Hier müssen wir um uns schauen und uns in Staunen verlieren. Es ist ein himmlischer Prospekt, in das Unermeßliche des großen Doms hinaufzublicken und seine Augen von diesem Standpunkte aus herumschweifen zu lassen nach den vier Himmelsgegenden.

Der ganze innere Theil der Rotunde ist von mosaischer Arbeit und überall sieht man mit Blumen und andern Verzierungen umwundene Kreuze. Die Gestalt dieses Plafonds ist zirkelförmig, von der untersten Einfassung, die sehr breit ist, gehen Streifen voll solcher Schnörkeleien, in Halbkreisen und immer sich verkleinernd, bis zur Mitte des Doms hinauf und zwischen denselben erblickt man die vier und zwanzig kleinen und niedrigen Fenster, durch welche von Außen das Licht einfällt. Diese Streifen endigten sich ehemals in

eine Rose, die vermuthlich aus allerhand künstlichen Mosaiken bestand und ein großes Kreuz von Gold umfieng; die Türken haben diese Arbeit zerstört und so sieht man gegenwärtig den obersten Theil des Plafonds in der Kuppel ganz weiß ohne Zierrathen. Alle übrigen Theile sind durchaus vergoldet.

Unter diesem herrlichen Dom befindet sich nun der beste und vorzüglichste Theil dessen, was man eigentlich das Schiff der Kirche nennt: denn das Chor hatte seinen Platz zwischen den beiden östlichen Hauptpfeilern und den beiden kleinern Pfeilern, die den Halbdom auf der Morgenseite stüzzen. Man übersieht aus der Mitte dieses Haupttheils das ganze innere Gebäude nach der West- und Ostseite und kann auch zugleich viel von den Parthien des Tempels wahrnehmen, die sich nach Norden und Süden hinstrecken. Die Halbkreise oben zunächst unter dem Plafond des großen Doms, worauf das Auge auf der Morgen- und Abendseite fällt, sind durch fünf Fenster erleuchtet, die sich ebenfalls in einem Halbkreise über den drei kleinern Kuppeln hinziehen. In den vier Ecken des Doms, zwischen den Hauptpfeilern und den beiden großen Halbzirkeln, die den Hauptkörper von dem östlichen und westlichen Flügel trennen, sind vier große, kolossalische Cherubins, jeder mit vier Flügeln und übereinandergeschlagenen, herunterhängenden zwei Schwingen angebracht, die zwar künstlich gearbeitet gewesen

seyn mögen, denen aber die Muselmänner, seitdem sie im Besitz dieses Tempels sind, ihrem Aberglauben gemäß, alle thierische gemalte oder geschnitzte Figuren für Abgötter anzusehen, dergestalt zugesetzt haben, daß nicht nur alle Züge in der Gesichtsbildung zerstört, sondern auch mehrere andere Theile an ihnen mit Fleis unkenntlich gemacht worden sind.

Zwischen zweien Hauptpfeilern auf jeder Seite stehen vier große Säulen, die nicht nur an Höhe sondern auch an Dicke alle übrigen der Dschamie weit übertreffen, ob sie gleich allezeit nur von einem Stück verfertigt und mit den andern von einerlei Masse sind. Diese prächtigen Säulen auf der Nord- und Südseite tragen die Hauptgallerien, welche auf drei Seiten um die ganze Peripherie des Tempels laufen und vermittelst der Hauptpfeiler, um welche sie gleichfalls herumgehen, mit den Balustraden der kleinern Doms in Verbindung stehen. Sie machen eine Hauptzierde bei der Perspektiv, die das Ganze darbietet, aus und nur dem äußersten Hintergrunde auf der Morgenseite fehlt sie.

Jede der beiden Hauptgallerien, welche Rechts und Links die Hauptpfeiler auf jeder Seite mit einander verknüpft, trägt nun wieder 6 kleinere Säulen, die gerade über den vier größern auf dem Fußboden stehen und einen prächtigen Anblick gewähren. Diese Säulengallerie ist wohl 60 Fuß

breit und war der vornehmste Ort für die Frauenzimmer zur Zeit der Griechen; man nannte sie gemeiniglich die Gallerie Konstantin's. Ueber sie erblickt man nun noch drei Reihen von Arkaden auf jeder Seite, welche alle oben von dem Halbzirkel begränzt werden, den zwei Hauptpfeiler daselbst mit einander machen, indem sie durch eine ungeheure Wölbung mit einander in Verbindung gesetzt sind.

Die unterste dieser drei über einander befindlichen Arkadenreihen hat ein Geländer, das dem der untern Gallerie völlig gleich ist. Der Raum hinter demselben ist indessen kaum so breit, daß eine einzige Person durchgehen kann. Ehemals war dies das obere oder zweite Gynaikikon; jetzt hat man zum Theil die Arkaden durch Mauerwerk mit einander verbunden, um dadurch den Seitenwänden mehr Stärke und Festigkeit zu ertheilen und sie dadurch besser geschickt zu machen, den ungeheuren Dom zu tragen. Ueber dem Geländer der obern Frauenzimmergallerie sieht man noch ein anderes Gitterwerk an den obern Bogengängen angebracht und selbst die vier Hauptpfeiler haben in der Höhe noch zwei Geländer, hinter welche Gänge herführen und die auf den Ecken mit vergoldeten halben Monden geziert sind. Während des Ramazans werden alle diese Balustraden und Gitter über und über mit einer fast

unzählbaren Menge von Lampen besetzt und behangen, welche eine prächtige Wirkung thun müssen.

Die vier mächtigen Pfeiler, welche den wegen seiner richtigen Proportion schon oft bewunderten Hauptdom stützen, sind ungefähr acht Klafter dick. Alle die vielen Säulen, welche bisher erwähnt worden sind, sowohl große als kleine, haben unvergleichliche Windungen und fast gar keinen Bauch; aber die Knäufe gehören, nach aller Kenner Urtheil zu keiner schönen Ordnung: es ist gothisch-griechischer Geschmack, der bei ihnen vorherrschend ist. Die erste Gallerie ist sehr geräumig, einige schätzen ihre Breite bestimmt auf fünf Klafter und das Gewölbe ist so trefflich, daß es von jedermann, der die Sophiendschamie besucht, gesehn zu werden verdient. In dem Raum, welcher zwischen den Säulen ist, stehen an der Brustwehr eine Menge Kreuze in Haut- und Basrelief, von welchen die Türken meistens die mittlern Stöcke zernichtet haben. Eine gleiche Barbarei haben sie an den vielen andern, zum Theil sehr künstlichen Figuren ausgeübt, welche man überall zerstümmelt an den Wänden, Pfeilern, Arkaden und Säulengesimsen entdeckt, deren Beschreibung im Detail aber viel zu weit führen dürfte. Nur das muß ich noch bemerken, daß die vielen und so verschiedenen mussiven Darstellungen in diesem Tempel nach und nach überhaupt

immer mehr und mehr verfallen und daß sie größtentheils aus einer seltenen Zusammensetzung gemacht sind. Sie bestehn nämlich aus kristallen und gläsernen Würfeln, die ihre Farben unverändert und unvergänglich behalten, unerachtet die einzelnen Stücke sich täglich mehr von ihrem Kütte ablösen. Die Farben, welche unendlich in einander schattiren, verlieren ihren Glanz nicht, man mag auch noch so sehr Mühe anwenden. Bei einer genauen Untersuchung findet man indessen, daß diese Würfel, woraus die mosaische Arbeit zusammengesetzt ist, die besonders den Auswurf der Gallerien ausmacht, wirklich unterlegte Steine sind: denn die auf verschiedene Art gefärbte Folie ist mit einem zarten Stück Glas bedeckt, das man freilich nicht anders als mit siedendem Wasser davon abzulösen vermag. Vitruvius nennt das Material, woraus diese ein Achtel eines Quadratzolls großen Stücke bestehn, Smaltum. Was überdies in diesem Hauptheil des Tempels unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, sind auf den beiden Seiten mehrere erhabene, längliche Sitze oder Tribunen (auf türkisch Tabligh genannt), wovon jeder auf vier zierlichen Säulen ruht, die auf einem über den Fußboden erhabenen Schemel stehen. Auf drei Seiten sind diese Tribunen mit einem schönen Gitterrande umgeben, nur die Rückseiten sind ganz frei und stehen an die Wände der großen Pfeiler. An diesen Or-

ten sitzen während des Gottesdienstes diejenigen Geistlichen mit untergeschlagenen Beinen, die die Gebete absingen oder verkündigen. Da nämlich der innere Raum der Dschamie so ungeheuer groß ist und der Iman seine Stelle im östlichen Theil hat, so würden diejenigen, welche sich im westlichen befinden, seine Stimme nicht deutlich genug vernehmen können, wenn seine Worte nicht von den Tribunen in der Mitte nachgesprochen würden.

In der Mitte der Nordseite des Hauptkörpers steht außerdem noch eine Art von Kanzel für den Prediger oder denjenigen Iman, der religieuse Reden an die versammelten Gläubigen zu halten hat; aber sie gleicht auf keine Weise den christlichen Kanzeln in unsern Gotteshäußern. Derjenige, der predigt, steigt vermittelst mehrerer kleinen Stuffen hinauf, nachher setzt er sich nach morgenländischer Weise, die Füße untergeschlagen, auf den Polster und redet zu der Versammlung ohne viele Gestus und Bewegungen. Diese türkische Kanzel ist von weißem Marmor, mit Rosetten und Moresken geziert und vorn ganz offen, so daß sie fast einem hohen, großen Fauteuil ähnlich sieht.

Hinter den größen Säulen, welche sich sowohl auf der Nord- als Südseite zwischen den Hauptpfeilern befinden, erblickt man nun Rechts und Links noch zwei große, längliche Räume, die

den von dem großen Dom bedeckten Haupttheil in die Mitte nehmen. Sie sind beide gleich groß, viereckigt und sowie das Hauptschiff mit Teppichen belegt. In der Mitte hat jeder derselben vier schöne Säulen, zwei gleich hinter den beiden mittlern großen Säulen zwischen den Hauptpfeilern und zwei nahe bei den Mauern des Tempels, welche den Platz in zwei gleiche Theile theilen und eine besondere sehr enge Wölbung halten. Diese Säulen sind übrigens mit denen bei den Tetragonen auf der Westseite, welche wir bereits beschrieben haben, von einerlei Größe, Dicke und Granitmarmor.

Indem wir nun auf der Morgenseite durch den großen Hauptzirkel, der den Haupttheil der Dschamie von dem östlichen Flügel trennt und mit einer Menge sehr künstlich gearbeiteter, jetzt aber größtentheils durch die barbarischen Hände der Muselmänner zernichteter Figuren in Basreliefs geziert ist, eintreten, fällt das Auge hier sowie auf der Abendseite auf fünf Fenster, welche dem Hintergrunde Erleuchtung geben und auf drei kleine Dome unter denselben.

Alles ist hier so wie beim Eingang. Rechts und Links stellen sich einem auf jeder Seite zwei Säulen von Porphyr dar, welche sich vom Fußboden auf quadratischen Piedestalen von weißem Marmor erheben, und ein jedes Paar dieser Säulen hält sowohl auf der Nord- als auf der

Südseite eine Balustrade mit 6 andern kleinern Säulen, welche die Frauenzimmergallerien bilden und unmittelbar die Kuppeln tragen. Hinter jedem Paar dieser Säulen zeigt sich ein Tetragon von dem Ansehn einer Kapelle, durch drei Fenster erleuchtet, die lediglich ein Helldunkel gewähren. Die Kuppeln dieser beiden Kapellen stützen sich eben sowie auf der Abendseite, auf der einen Seite auf die Hauptpfeiler, welche den großen Dom tragen, auf der andern auf zwei kleinere Pfeiler, zwischen denen hindurch sich den Blicken der äußerste Hintergrund des Tempels darbietet.

Der Raum, den die Hauptkuppel bedeckt und der von den vier großen Pfeilern eingeschlossen wird, nimmt also gerade die Mitte des griechischen Kreuzes ein, den das ganze Gebäude bildet. Zum Scheitel hat dasselbe diesen östlichen Flügel, zum Fußgestell den westlichen; seine beiden Arme bestehn aus den beiden Plätzen in der Figur von Parallelogrammen, die auf der Nord- und Südseite hinter den großen Säulen sich zeigen. Da dieses Kreuz aber gleichsam in einen Quadrat eingeschrieben ist, dessen Seiten sehr gut die Tempelmauern repräsentiren; so müssen nothwendig noch vier andere leere Räume statt haben, die sich auf den vier Ecken dieser Umgebung befinden und das sind die vier Tetragone der Kapellen.

Ich habe jetzt meine Leser bis zu dem östlichen Theil des Tempels geführt und dieser wird vielen derselben gewiß besonders merkwürdig seyn. Denn hier war ehemals das Sanktuarium der Christen, hier war es, wo Muhamed II. Sultan zuerst nach Konstantinopels Eroberung sein Gebet verrichtete und an einem von den Pfeilern, wo sonst der Thron des Patriarchen stand, ein schönes Stück von einem seidnen Zeuge anheftete, auf welchem verschiedene arabische Buchstaben sich befanden und das ein Vorhang in der Moschee zu Mekka gewesen war. Hier war es, wohin einst die Blicke aller gläubigen Christen gerichtet waren, deren Menge den großen Tempel füllte und hierhin richten jetzt die Muselmänner ihr Gesicht, wenn sie betend die Stimme zum Himmel erheben.

Ich sah nun die Stelle, wo einst der prächtige Altar stand, an dem die Patriarchen der griechischen Christenwelt weiland das Hochamt hielten, und Erinnerungen an die Vergangenheit zuckten wehmüthig durch mein Innerstes. Nicht unähnlich waren hier meine Empfindungen denen eines andern Reisenden, der kurz vor mir Konstantinopel's Pracht anzustaunen aus fernem Vaterlande herbeigeeilt war. Wie viel reine Andacht und wie viel Heuchelei mag nicht diesen Ort betreten haben? Wie oft mögen nicht reumüthige Sünder und frevelhafte Fanatiker hierher zusammen-

geströmt seyn? Wie viel erschütternde Thaten geschahen nicht von dem Tage an (den 16ten Jul. 1054) wo die päbstliche Exkommunikazion des griechischen Patriarchen unter diesem prächtigen Dom und auf diesem ehrwürdigen Altar niedergelegt wurde, bis auf jenen, der 400 Jahre nachher eben hier eine augenblickliche Vereinigung beider Kirchen sah?

Aber noch mächtiger als alles dies muß den Wanderer auf der nämlichen Stelle das Andenken des letzten griechischen Kaisers ergreifen, der rühmlicher fiel, als die lange Reihe seiner Vorfahren geherrscht hatte. Konstantin Paläologus hatte dem, nach der Eroberung von Byzanz dürstenden, Muhamed II. erklärt, er werde für sein Volk leben oder sterben; der fürchterlichen Belagerung, die bald darauf folgte, hatte er von wenigen Haufen Freiwilliger unterstützt, wie an einem andern Orte ausführlicher erzählt worden ist, 40 Tage hindurch muthig widerstanden; aber nun waren die Mauern der Kaiserstadt, die nur zu groß war, um mit Nachdruck von allen Seiten vertheidigt werden zu können, durch das Geschüz der Osmanen zertrümmert, ihre Flotten zu Lande von dem Bosporus in das Innere des Hafens gekommen und mehr als 250000 um Beute oder Paradies streitende Muselmänner rüsteten sich zum verzweifelten Sturm; Pallast und Residenz wiederhallten von den Jammern eines zitternden

Volkes. Doch der unerschütterliche Monarch hatte beschlossen, unter ihrem Schutte sein Grab zu finden. Noch vor Sonnenaufgang betritt er diesen Tempel mit der Andacht eines religieusen Helden, — man tadele ihn darum nicht: denn anders war damals der Geist der Zeit als jetzt! — ertheilt dann die nöthigen Befehle und eilt an den gefährlichsten Posten. — Moriemur inulti, sed moriemur — stand in seiner Brust und verzweifelnd wälzen sich die bewaffneten Schaaren von dem Sophientempel ihm nach zu den halb zerstörten Verschanzungen, unabsehbaren kühn eindringenden Reihen die Spitze zu bieten.

Bald werden die verwegensten der stolzen Angreifer hingestreckt; aber ihre Leichen füllen die Gräben, der dichte muselmännische Kriegerhaufe treibt unaufhörlich andere vorwärts, und Kräfte und Kriegsvorräthe der Vertheidiger fangen an, erschöpft zu werden. Noch schwankt der Sieg, die Glocken der Sophienkirche schallen unaufhörlich durch die Straßen, Tausende knieen hier in weiten gefüllten Räumen vor dem Mutter Gottesbilde und suchen Trost beim Himmel, während ihn die Welt ihnen versagt, Tausende wehklagen in den Vorhallen und erfüllen mit Geschrei die Lüfte.

Indessen ermuntert die Stimme des Kaisers die Vertheidiger zur letzten Anstrengung, eine türkische Kolonne stutzt und Viktoria! schreien die

Griechen. Doch in diesem Augenblick führt der wüthende Sultan die Janitscharen und denjenigen Haufen vor, der bei den Heeren der Muselmänner den Namen der Wagehälse führt, und nun beginnt ein Kampf, als wären die Elemente im Streit. Lager und Stadt, Griechen und Türken sind eine Weile in eine Wolke von Rauch und Staub gehüllt. Das Geheul des Schmerzens und der Wuth, die schmetternde Kriegsmusik und die schauerlichen Sturmglocken, der Donner von einigen hundert Feuerschlünden und das schreckliche Feldgeschrei der erhitzten Muselmänner erschüttern die Atmosphäre. Ueberall Blut, überall Verwirrung und Grausen. Verzweifelung und tollkühner Muth, wilde, unwiderstehliche Tapferkeit der Belagerer und entschlossene Gegenwehr der Belagerten — Alles auf einen Platz.

Ein feindlicher Schuß durchbohrt den Panzerhandschuh des tapfern Justiniani, er weicht und seine Truppen mit ihm, zwölf tollkühne Janitscharen ersteigen den Wall, ein ganzer Schwarm folgt ihnen, und — des Orients Schicksal ist entschieden, und mit ihm das der heiligen Sophia. Die Griechen werden von der Menge überwältigt, ihr Kaiser fällt im krausen Getümmel, die türkischen Horden überschwemmen die Stadt und verbreiten in den Straßen und auf den Plätzen Tod und Verheerung. Ein großer Theil der Einwohner flieht in den Sophientem-

pel, verrammelt die Thore und harret des Engels, der zufolge einer Prophezeihung die Muselmänner, wenn sie bis Konstantin's Säule vorgedrungen seyn würden, augenblicklich in die Flucht schlagen sollte. Aber er kommt nicht; die Thore werden erbrochen und der zitternde Haufe zu Sklaven gemacht.

Durch acht volle Stunden wüthet der Sieger Zügellosigkeit, und nun zieht von Vezieren, Paschen und glänzenden Leibwachen umgeben, Amurat's Sohn durch das Romanusthor (das heutige Kanonenthor, Top Kapusi) triumphirend in die neue Hauptstadt seines Reichs ein. Stolz reitet er alsdann in den Sophientempel zu Pferd ein, hauet nach einem Soldaten, der schon beschäftigt war, ihren Fußboden aufzubrechen, springt darauf vom Pferde ab und auf den Altar, dankt Gott und dem Propheten für seinen Sieg an der Stelle, an welcher der letzte der Zäsarn noch vor wenigen Stunden den Mysterien der Christenheit gehuldigt hatte und weihet die Kirche zu einer Dschamie des Moslemismus.

Das Sanktuarium ward nun niedergerissen, die Wände wurden entblößt, der Koran in dem Maharab aufgestellt und Imans traten an die Stelle der Erzbischöffe und Metropoliten, die bei dem magischen Scheine von tausend flimmernden Kerzen sonst hier das Seelenamt verrichtet hatten. Der Fall Konstantinopels erschütterte

Europa; ein edler Enthusiasmus für die Befreiung der Unterjochten schien sich zu regen; aber Privatinteresse und kleinliche Politik erstickten ihn im Keime. Die Spaltungen der Christen haben den Muselmännern die Thore geöffnet; allein den in eigennützige Plane verwickelten Fürsten des damaligen Italiens ist es wahrlich nicht zuzuschreiben, daß der nämliche Sieger nicht die Trophäen des neuen und alten Roms vereinigte. Der herrschsüchtige Sultan hatte nämlich, gleich Bajazeth I. gedroht, Ungarn, Deutschland und Italien zu unterjochen und sein Pferd auf St. Peters Altar zu füttern; doch gleich einem Attila und Dschingiskhan wurde der ehrgeizige Mann zum Heil unsers Welttheils mitten unter seinen Unternehmungen weggerafft. Die Menschheit entgieng unabsehbaren Drangsalen; aber sie mußte zittern bei dem Gedanken, daß das Schicksal ganzer Generazionen zuweilen von dem Stillstehen eines Pulses abhänge. Aber wenn gleich die übrige Christenheit von der Unterjochung der türkischen Kriegerhorden frei blieb; so blieb doch Konstantinopel stets in ihren Händen und der Sophientempel hat von der Zeit an nimmer aufgehört, von den Gebeten der Muselmänner zu wiederhallen.

Sowie noch jetzt in allen neugriechischen Kirchen nur ein Altar statt findet, so war es auch in dem Sophientempel. Will man überhaupt sich

einen deutlichen Begriff von der innern Einrichtung dieses Gebäudes, als es noch dem Christenthum geweihet war, machen, so besuche man ein Gotteshaus der Neugriechen; man wird dann vieles verstehen lernen, was sonst unverständlich schien. Dieser Haupt- oder Hochaltar am östlichen Ende der Kirche war von den übrigen Theilen gegen Westen durch eine Scheidewand getrennt, die aus prächtig vergoldetem Holze bestand, an dem allerhand Figuren und Gemälde angebracht waren. Drei Thore, welche die Griechen ἅγιαι πόλαι oder τύραι (heilige Pforten) nennen, führten durch diese Scheidewand zum Sanktuarium. Der Sitz des griechischen Kaisers war an dem nordöstlichen und der des Patriarchen an dem südöstlichen großen Pfeiler und zwischen diesen beiden Sitzen und den Thoren des Sanktuariums befand sich das Chor.

Man findet jetzt in diesem Heiligthum nichts mehr als eine große Vertiefung oder Nische auf des Südseite des Halbkreises, den die Mauern des Tempels im äußersten Hintergrunde bilden. Sie zeigt sich, wenn man nach Morgen blickt, Rechts und besteht aus dem feinsten Marmor; eine Menge Moresken und goldne Verzierungen schmücken sie. In dieser Nische (Mirabe oder Maharab) wird bekanntlich der Koran aufbewahrt und bezeichnet den Ort, wohin die Muselmänner ihr Gesicht beim Gebet wenden müssen,

nämlich nach Mekka, das südöstlich für Konstantinopel liegt.

Die Dschamien und Moscheen werden alle dergestalt gebauet, daß der Maharab gerade in die Mitte der östlichen Vertiefung zu liegen kommt. In der Sophiendschamie allein befindet er sich zur Seite und dies konnte nicht abgeändert werden, da das Gebäude nicht für Muhamedaner, sondern für Christen aufgeführt worden war. Da man dasselbe nicht umwenden konnte, so mußte man sich begnügen, die Lage von Mekka (Kebleh) auf der rechten Seite der Vertiefung zu bestimmen und da hat man denn den Maharab nach dieser Himmelsgegend hin gesetzt. Weil sich nun die andächtigen Muselmänner immer nach dieser Stelle hin beim Gebet verneigen müssen, so sind alle genöthigt, beim Gottesdienst in diesem Tempel eine schiefe Richtung nach Südosten anzunehmen. Bei der Nische für den Koran ist jetzt in der Marmorwand noch ein anderer Behälter für die Bücher, deren sich die Imans beim Gebet bedienen.

Auf beiden Seiten dieses Orts war ehemals ein Durchgang für die Priester, wodurch sie aus der Sakristei nach dem Altar giengen; jetzt sind sie geschlossen und auf der linken oder Nordseite hat man dafür hier in diesem ehemaligen Durchgang ein kleines, vergoldetes, mit Holz ausgelegtes Zimmer angelegt, das mit reichen Teppiche

und Polstern von Gold- und Silberbrokaten belegt ist. Das Fenster desselben nimmt seine ganze Breite ein und ist mit einem vergoldeten Gitterwerk versehn. Dies ist der Platz für den Großherrn, so oft er die Dschamie besucht, er verrichtet darin sein Gebet gleich den übrigen Muselmännern und kann durch die Jalousien alles sehen, was in den weiten Räumen des Tempels vorgeht, ohne selbst gesehn zu werden.

Dieses Kabinet des Sultans befindet sich neben dem linken kleinen Pfeiler da, wo der Halbkreis sich endigt, der den Hintergrund des östlichen Theils der Kirche formirt. Von demselben führt eine vergitterte Gallerie nach dem nordöstlichen Theil der Mauer, wo ein Thor steht, das nur allein für ihn geöffnet wird und sich zunächst beim Serail befindet. Dem kaiserlichen Sitze gerade gegenüber neben dem rechten kleinen Pfeiler ist nun der Sitz des Mufti (Katib), so daß zwischen beiden ein offener Platz gebildet wird, der ehemals durch eine hölzerne Scheidewand, die die beiden kleinen Pfeiler auf der Ostseite mit einander verband und durch deren Thore man zum Sanktuarium gelangte, verdeckt war. Mehrere Stufen führen zu dem reich verzierten Platze des Ersten der Geistlichen zu Konstantinopel und neben an demselben ist eine Art von einem Predigerstuhl, auf welchem sich die Diener der Dschamie stellen, wenn sie das Amt haben, gewisse

Gebete herzusagen. Er ist viereckig, gleich einem Divan und ruht auf einer Menge kleiner Säulen.

Die Kanzel der griechischen Prediger, welche bei dem Erdbeben unter Justinian durch das Einfallen des halben östlichen Doms zu Grunde gerichtet wurde, stand wahrscheinlich da, wo jetzt der Sitz für den Mufti ist oder gerade gegenüber an der Stelle des kaiserlichen Kabinets. Man bemerkt in diesem Theile des Tempels die größte Pracht und bedauert nur, daß so viele schöne Arbeiten durch die Türken zu Grunde gerichtet worden sind; keine einzige menschliche Figur wird zu sehen seyn, der sie nicht die Nase genommen oder die sie nicht irgendwo verstümmelt hätten.

Dies wäre Alles, was ich von dem Innern des Sophientempels zu erzählen wüßte. Es ist mit erstaunlichen Schwierigkeiten verbunden, Messungen darin anzustellen; selbst nicht einmal lange und genau betrachten läßt man den Fremden die Gegenstände. Die Türken sind bei diesem Gebäude argwöhnischer gegen die Franken als bei irgend einem andern. Doch zweier Merkwürdigkeiten muß ich noch am Schlusse erwähnen, die gewöhnlich gezeigt werden, wenn man durch die Dschamie, wie durch einen ungeheuren Raritätensaal, durchgeführt wird. Die eine ist die Oeffnung der großen, den ganzen untern Tempelraum einneh-

menden Zisterne. Sie hat einen runden Deckel und befindet sich nicht weit von dem nordwestlichen großen Pfeiler und der in der Nähe desselben stehenden Tribune. Zur Füllung der großen Urnen vor den beiden Kapellen beim Eingang wird hier das Wasser geschöpft, auch wohl bei heißen Tagen, wenn die Dschamie sehr mit Menschen gefüllt ist z. B. an großen Festtagen, um es in Pokalen herumzureichen. Die andere Merkwürdigkeit, worauf die muselmännischen Führer gemeiniglich aufmerksam machen, sind zwei steinerne Thore, wovon eins zum Paradies, das andere zur Hölle führen soll. Sie befinden sich im östlichen Flügel und sind nichts als zugemauerte, ehemalige Pforten.

Nicht minder interessant sind vielleicht für Manchen die folgenden kleinen Notizen. Obgleich das Kapital der Säulen in diesem Tempel ein wenig geschmackvolles Blätterwerk hat, vielmehr nichts als eine plumpe Nachahmung der zusammengesetzten Ordnung ist; so bilden doch die Gesimse, welche durch allerhand Verzierungen mit einander verknüpft sind, ein Ensemble, das in jedem Betracht prächtig ins Gesicht fällt. Zum Theil sind jetzt diese kostbaren Kolumnen durch die Barbarei der Türken und den andächtigen Fanatismus der Muselmänner mit Kalk beklebt und mit großen Tafeln behangen, worauf der Namen Gottes, des Propheten und der vier er-

sten Kaliphen, Abubecker, Omar, Osmin und Ali mit arabischen Buchstaben geschrieben stehn.

Vom Dom hängen in den freien Raum der Dschamie fast unzählige Lampen von buntem Glase, Kristallkugeln, Straußeneier und goldene und silberne Zierrathen herab; sie beschreiben einen Kreis, in welchem mehrere kleinere Kreise eingeschlossen sind, und wenn sie, wie bei Festen geschieht, illuminirt werden, so gewährt das einen unvergleichlichen Anblick in diesem unermeßlichen Gewölbe. Der weite Fußboden, mit Marmor, Porphyr und verde antico getäfelt, die reichen bunten Teppiche, die schimmernden Vergoldungen, die ehrwürdigen Kolonaden ..... Alles macht dann eine noch größere Wirkung aufs Gemüth als vorher. Hat man diesen Anblick einmal gehabt und den großen Dom in seiner Beleuchtung angestaunt; so wird man mit Sandy sagen müssen: Viel Mühe würde es kosten, diese Herrlichkeit zu beschreiben und wenn ich fertig wäre, würden meine Augen, die sie sahen, meine ungeschickte Beschreibung verwerfen.

Wir müssen nun noch einmal zurückschauen und das Ganze in eine kurze Uebersicht fassen. Von allen innern Werken fallen am meisten die Pfeiler und Säulen in die Sinne. Der Pfeiler, worauf ein großer Theil des Gebäudes ruht, sind acht, vier größere und vier kleinere. Weit größer ist die Zahl der Säulen, sie beläuft sich auf 107, ohne

viele kleinere zu rechnen. Die Kolumnen von gleicher Größe in den vier Tetragonen oder Kapellen auf den vier Ecken des großen von den Tempelmauern gebildeten Vierecks und der beiden länglich viereckigen Plätze auf den beiden Seiten des Hauptttheils g. S. und N. sind nämlich zusammen vier und zwanzig. Die vier großen Säulen auf jeder Seite zwischen den Hauptpfeilern machen acht, und diejenigen, wovon immer je zwei die gewölbten Durchgänge zu den Kapellen auf den vier Ecken stützen, gleichfalls acht. Diese Summe aller Säulen auf dem untern Raum beträgt mithin vierzig. Diese halten über sich sechzig andere, welche auf den Gallerien des ehemaligen Gymnasiums stehen. Beide zusammen geben also hundert Kolumnen. Rechnet man dazu nun noch vier mittlere und drei kleinere, welche sich über den Thoren befinden, so haben wir überhaupt hundert sieben Marmorsäulen im ganzen Sophientempel.

Der Kuppeln bei diesem Gebäude kann man im allgemeinen 19 annehmen. Zuerst der Hauptdom, dann sowohl auf der Ost- als Westseite fünf Dome, die Kuppeln bey den Grabmählern zusammen fünf, die Kuppel des Oktogontempels, und endlich zwei bei zweien Hauptthoren. Thürme sind sieben vorhanden, die vier Minarets, der Glockenthurm, die beiden Thürmchen auf der Ostseite. Halbe Monde von Außen und Innen dürften leicht funfzig angebracht seyn.

Was dieses berühmte Gebäude aber sey in Vergleichung mit andern großen Werken der Architektur in der großen türkischen Kaiserstadt, läßt sich erst ausmitteln, wenn wir diese ihm gegenüber stellen können. Mehrere Sultane haben sich beeifert, es dem Erbauer der Sophiendschamie noch zuvorzuthun, Stambul hat ihnen große und erhabene Werke der Baukunst zu verdanken und ihre Betrachtung ist vielleicht nicht minder interessant als die des prächtigen Tempels Justinian's.

II.

Prächtiges Karoussel zu St. Petersburg.

Der Hof der zweiten Katharina war der glänzendste in Europa. Daß es unter der Regierung dieser Kaiserin mit dem rohen Geschmack an Trinkgelagen und Gaukeleien von Possenreißern und Hofnarren, die unter den vorhergehenden Monarchen so sehr gefallen hatten, vorbei seyn mußte, läßt sich leicht denken. Geistreich, wie die Kaiserin war, konnte sie an dergleichen Sachen unmöglich Wohlgefallen finden. Edlere Vergnügungen füllten ihre müssigen Stunden aus. Durch eine Anzeige ließ sie im J. 1765 bekannt machen, daß sie gesonnen sey, ein prächtiges Karoussel in selbigem Jahre als eine kriegerische Belustigung zu halten, „um durch eine solche zu Friedenszeiten edle Uebung die ruhmbegierigen Gemüther des vornehmsten Adels ihres Reichs zu

verhindern, sich dem Müssiggange und der Weichlichkeit zu ergeben und demselben eine Gelegenheit zu verschaffen, seine Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen zu zeigen."

Der schlechten Witterung wegen wurde dasselbe bis zum nächsten Sommer aufgeschoben. Zwei Monate vorher kündigte eine Bekanntmachung in den Zeitungen an, wann das Karoussel vor sich gehen werde, damit auch abwesende Personen von Stande, die diese ritterliche Uebung mit anzusehen Lust haben möchten, sich zu gehöriger Zeit hierselbst einfinden könnten. Auch unbekannten Rittern, wenn sie dem kaiserlichen Oberstallmeister, Fürsten Peter Iwanowitsch Repnin, durch einen Herold ihren Namen, Vaterland, Rang und Adel angezeigt hatten, wurde vergönnt, mit geschlossenem Visier an diesem Ritterspiele Theil zu nehmen. Zwei Wochen zuvor wurde Tag und Stunde, da das Karoussel seinen Anfang nehmen sollte, von der Polizei in allen Häußern der Stadt angesagt.

Am 16ten Junius 1766 begann endlich dasselbe, unter der Direkzion des ebengenannten Oberstallmeisters, in einem vor dem kaiserlichen Winterpalais auf dem Schloßplatze besonders hierzu erbauten Amphitheater, bei einer unzähligen Menge von Zuschauern. Da hier das, was man bei phantasiereichen Dichtern von den Tournieren der Ritterzeit liest, in Wirklichkeit darge-

stellt war; so hoffe ich durch die Beschreibung dieses prächtigen Karoussels den Lesern einen Gefallen zu erweisen.

Vier Quadrillen, die slavonische, römische, indianische und türkische, bei welchen allen Pracht, Reichthum und Geschmack gleich bewundernswürdig waren, gehörten zu demselben. Die ersten beiden hatten, auf dem Felde vor dem kaiserlichen Sommerpalais oder dem jetzigen Marsfelde, ihren Versammlungsplatz: die beiden letztern hingegen in der kleinen Morskaja. An beiden Orten waren für selbige Zelte aufgeschlagen. Drei Kanonenschüsse gaben Nachmittags 5 Uhr das letzte Signal zum Anfang des Karoussels, bei welchem auch die Monarchin nebst ihrem Sohn und Thronfolger, dem Großfürsten Paul Petrowitsch erschien.

Nachdem sich die prachtvollen Züge aus ihren Zelten nach ihrem Bestimmungsplatz begeben und sich jede Quadrille außerhalb der Schranken hinter der Loge ihrer Richter hingestellt hatte, erschienen sie nun beim letzten Signal mit ihrem ansehnlichen Gefolge in dem Amphitheater, der damalige Generallieutenant Graf Iwan Petrowitsch Soltikow an der Spitze der slavonischen, der Generalfeldzeugmeister Graf Grigorey Grigorjewitsch Orlow an der Spitze der römischen, der Oberstallmeister Fürst Peter Iwanowitsch Repnin an der Spitze der indianischen

gung, die auf kaiserliches Verlangen am 11ten Julius desselben Jahres nochmals wiederholt wurde.

Da bei dieser Gelegenheit die Richter nicht einig waren, welchem von den Brüdern Orlow, die beide eine gleiche Anzahl Preise gewonnen hatten, sie den ersten Preis zuerkennen sollten; so erschienen diese des folgenden Tages mit völliger Rüstung in den Schranken, um vor den Augen der Kaiserin und des gesammten Publikums die Entscheidung ihres Looses und die Erlangung des Vorzugs und vornehmsten Preises durch gegenseitige, bei besondern Coursen zu zeigende Fertigkeit zu bestimmen. Sie bewiesen beide gleich große Geschicklichkeit, indeß wurde dem Generalfeldzeugmeister Grafen Grigor Grigorjewitsch Orlow der erste Preis zuerkannt und zu demselben von dem Oberrichter noch ein Lorbeerzweig hinzugefügt. Hiermit endigte sich eine Belustigung, die wegen der bei dieser Gelegenheit verschwendeten Pracht an Brillanten, Gold und Silber und in Hinsicht des Reichthums der vornehmen Hofbeamten zu den glänzendsten Festen gehört, die man unter der großen Katharina in St. Petersburg erlebt hat.

Nachdem das Amphitheater des Karousels ein paar Jahre auf seiner alten Stelle gestanden hatte, wurde es nach dem Platze transportirt, wo jetzt das große steinerne Theater befindlich

ist. Damals war der Nikolaikanal noch nicht gegraben, daher sich das Amphitheater bis dahin erstreckte, wo jetzt die Fischscherren in der Colomna hingebaut sind. In diesem Amphitheater oder dem innern Bezirk des Karousels wurden späterhin von der Regierung russische Komödien, von jeher eine Ergötzlichkeit für die niedere Volksklasse den ganzen Sommer über gegeben; doch mit der Bebauung dieses Platzes hörten auch sie auf.

Der Plan des großen oben geschilderten Karousels und die Einrichtung desselben wurden damals in der Petersburgischen Zeitung (n. 51. vom 27. Jun. 1766 und im Anhang von n. 58. vom 21. Jul. desselben Jahres) bekannt gemacht. Die Beschreibung des Spiels wurde durch den damaligen Akademikus H. Stählin verfaßt, von dem auch die Plane zu mehrern in St. Petersburg abgebrannten Feuerwerken entworfen sind. Bei Gelegenheit des Karousels erschienen übrigens auch Medaillen.

III.

Beschreibung eines großen Hochzeitfestes, das die Kaiserin Anna Einem ihrer Hofnarren gab.

Die Hofnarren waren zur Zeit der Kaiserin Anna noch stark in der Mode. Sie hatte ihrer sechs, unter denen drei aus den ansehnlichsten Familien des Reichs waren, nämlich ein Fürst G*l*tz**, ein Fürst W*l*ch*nsky und ein Graf Ap*x*n, die übrigen drei heißen La Costa, Pedrillo und Balakrew. Ersterer war ein portugiesischer Jude und hatte schon Peter dem großen, der sich an dessen Possen ergötzte, als Hofnarr gedient. Der Fürst G*l*tz** mußte sich zu dieser Charge bequemen, weil er auf seinen Reisen katholisch geworden war. Er wurde in seinem vierzigsten Jahre zum Pagen ernannt, und da er seine Gemalin verloren hatte, mußte er auf Ueberredung der Kaiserin jetzt zur

zweiten Ehe schreiten. Sie versprach, die Hochzeit für ihre Rechnung zu machen. Der Fürst nahm den Vorschlag an und seine Wahl fiel auf ein gemeines Mädchen. Des Spaßes wegen und vielleicht auch um einen Beweiß ihrer Macht zu geben, und zu zeigen, über wie viele verschiedenartige Völkerschaften sie herrsche, ertheilte die Kaiserin allen Gouverneurs den Befehl, mehrere Personen beiderlei Geschlechts aus den verschiedenen Provinzen des Reichs nach Petersburg zu senden. Diese wurden auf Kosten der Krone in ihre Nazionaltrachten gekleidet. Der damalige Oberjägermeister, Geheimerrath und Kabinetsminister Walinsky *) bekam den Auftrag, die

*) Eben derselbe, der von Peter dem Großen zu mehrern Missionen, wie auch zu der nach Persien gebraucht worden war und der nachmals, mehrerer Verbrechen angeklagt, im Junius 1740 auf der Petersburger Insel zwischen dem Muitnoi-dvor und dem Kronwerk bei der Festung enthauptet wurde. Durch seinen Tod unterblieb die Erscheinung einer prachtvollen Ausgabe der sonderbaren Feierlichkeiten bei der G*l*pinschen Hochzeit im Januar 1740. Die verschiedenen Nazionen, die bei dieser Zeremonie in ihren Nazionaltrachten paradiert hatten, waren von einer eigenen Kommission in dem Wolinskischen Hause (das an der Moika unweit der französisch-deutschen reformirten Kirche lag) gezeichnet worden, und diese Zeichnungen sollten in Kupfer gestochen werden.

Zeremonie zu dem sonderbaren Feste zu veranstalten, das als ein Beweis des damals bizarren Geschmacks beschrieben zu werden verdient.

Zur Feier dieses Hochzeitfestes wurde im Januar 1740 auf der großen Newa zwischen dem kaiserlichen Winterpalais und der Admiralität ein Pallast von Werkstücken aus Eis aufgeführt, der 56 englische Fuß oder 8 Faschen (Faden) lang, 2½ Faschen breit und mit dem Dache über 3 Faschen hoch war, die Wände dieses Eispallastes waren drei Fuß dick. Er hatte eine Gallerie auf dem Dache und über dem Eingange ein geschmackvolles Frontispice, ferner war er mit Thüren und Fenstereinfassungen, wie auch mit Wandpfeilern versehen, die wie grüner Marmor angestrichen waren. Auf der rechten Seite des Hauses stand ein Elephant von Eis in Lebensgröße, auf welchem ein Perser mit seinem Streithammer saß. Neben demselben standen zwei Perser, ebenfalls in natürlicher Größe. Der Elephant war inwendig hohl und so künstlich eingerichtet, daß er bei Tage Wasser, welches aus dem nahe dabei gelegenen Admiralitätsgraben durch Spritzen herbeigeschafft wurde, und Nachts angezündete Naphta 24 Fuß in die Höhe warf. Auch gab der Elephant einen diesem Thiere gewöhnlichen Laut von sich, welcher durch in demselben verborgene Menschen vermittelst gewisser Röhren hervorgebracht wurde.

Auf der linken Seite des Eishauses stand eine vollkommen eingerichtete Badstube, die von Eis so gebaut war, als wenn sie aus lauter runden Balken aufgezimmert gewesen wäre. Man heizte sie einigemale, und sie diente zum wirklichen Gebrauch. Vor dem Eingange des Eispallasts befanden sich zwei Delphine von Eis, die vermittelst angebrachter Sprützen Nachts angezündete Naphta aus ihren Rachen spien. Um das Hauß herum war ein zierliches Geländer von Stäben aus Eis gezogen. Außer Pyramiden und Statuen standen auch vor dem Pallast sechs sechspfündige Kanonen und zwei Mörser von Eis. Aus einer der erstern ward zur Probe eine eiserne Kugel nur mit ¼ Pfund Pulver geschossen. Die Kugel schlug 60 Schritt von der Kanone durch ein zwei Zoll dickes Bret und die Eiskanone mit ihrer Laffette blieb unversehrt. In den Zimmern des Pallasts war alles Geräthe, Tische, Stühle und Betten von Eis. Die Erleuchtung desselben war von großer Wirkung.

Diese wirklich in ihrer Art merkwürdige und mit großen Kosten künstlich aufgeführte Eismasse stand während des kalten Winters bis zum Ende des März, da sie endlich von der südlichen Seite einstürzte. *)

*) Der Winter von 1709 und der von 1740 gehören unter die strengsten für Petersburg und erstreckten sich über ganz Europa. Im erstern waren sogar

An dem festgesetzten Hochzeittage versammelten sich die Gäste in dem Hofe des an der Moika unweit der Polizeibrücke gelegenen Walinskischen Hotels. Von dort fing der aus mehr als 300 Personen bestehende Zug an. Das junge Ehepaar, das in einem Käfig eingeschlossen war und von einem Elephanten getragen wurde, eröffnete denselben. Die Gäste, alle festlich in ihre Nazionaltrachten gekleidet, folgten paarweise hinterdrein auf Schlitten, die von allerlei Arten Thieren, als Hunden, Ochsen, Rennthieren, Böcken, Schweinen u. s. w. gezogen wurden, andere ritten auf Kameelen und so begab sich dieser höchst sonderbare Zug, der nach den vier Jahrszeiten eingetheilt war, so daß Samojeden, Kamtschadalen und Lazpländer den Winter, die

die Lagunen und das adriatische Meer bei Venedig, wie auch die warmen Bäder zu Aachen völlig zugefroren. Der Akademikus Krafft folgert nach Resultaten aus alten und neuen Schriften die Muthmaßung, daß es schiene, als ob solche allgemeine und unmäßig kalte Winter allemal dreyßig und einige Jahre Zeit brauchten, ehe sie wiederkommen. Da dieses nach dem strengen Winter von 1800 (also nach zweimal 30 Jahren), in welchem der Thermometer in St. Petersburg eines Tages 33 Grade unter 0 angab, wirklich der Fall war, so haben die Bewohner dieser Stadt in den Jahren 1830, 1860 u. s. w. sehr strenge Winter zu erwarten.

Ukrainer u. s. w. den Sommer ausmachten u. s. f., dem kaiserlichen Pallast vorbei in die Manege des Herzogs von Kurland. Dort waren Tische gedeckt und jeder Nazion wurden ihre Lieblingsspeisen aufgetragen. Nach der Mahlzeit fing man zu tanzen an und jede Nazion tanzte bei ihrer eigenen Musik ihren Nazionaltanz. Nach beendigtem Ball ward das junge Ehepaar in den Eispallast geführt, wo es sich in das kalte Bett zur Ruhe begeben mußte. Schildwachen standen vor der Thüre und weigerten den Eheleuten vor Tagesanbruch den Ausgang. Hiermit hatte die Farce ein Ende.

IV.

Gesetzgebung des russischen Reichs.

Durch die Idee, dem unermeßlichen, Einem Szepter unterworfenen Reiche und den 100 Völkern, die es bewohnen, ein bürgerliches Gesetzbuch zu schenken, hat sich die große Katharina ein ewiges Denkmal ihres Ruhms gesetzt, das nun von ihrem hochherzigen Enkel vollendet wird. Jetzt da dieser große Gegenstand von neuem in Anregung gekommen ist und ausgeführt werden wird, verlohnt es sich wohl der Mühe, einen Rückblick auf die Vergangenheit zu thun.

Es war den 14ten Dezember 1766, als die Ankündigung einer Zusammenberufung von Abgeordneten aus dem ganzen Reiche bekannt gemacht wurde. Deputirte aus allen Ständen des Kaiserthums wurden nach Moskau zum Entwurf eines neuen Gesetzbuchs berufen. Das daselbst in die-

ser Absicht versammelte Korps bestand aus Deputirten des Zivil- und Militairstandes, der Geistlichkeit, des Adels, der Stadtbewohner, des freien Bauerstandes und selbst derjenigen Völkerschaften, die damals noch eine eigenthümliche militärische Verfassung hatten. Der Unterschied der Religionen kam in keinen Betracht; die einzige allgemeine Bedingung war, daß ein Deputirter 25 Jahr alt seyn mußte. Jeder erhielt aus der Kronskasse einen jährlichen Gehalt, und zwar ein adlicher Deputirter 400 Rubel, ein Stadtdeputirter 120 Rubel und alle übrige jeder 37 Rubel. Sie trugen insgesammt eine goldene Medaille (mit dem Namen der Kaiserin auf der einen und einer Spitzsäule auf der andern Seite) an einer goldenen Kette im Knopfloche.

Eine so zahlreiche und in allen Rücksichten fast so äußerst verschiedenartige Versammlung, wie diese seyn mußte, bedurfte bei einem so weitläuftigen und vielumfassenden Gegenstande durchaus einer bestimmten, deutlichen und ausführlichen Vorschrift. Diese gab die Kaiserin selbst in ihrer bekannten Instruktion (Nakas) für die zu Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuch verordnete Kommission. Die ersten zwanzig Hauptstücke dieser Instruktion, die bald nach ihrer Erscheinung lateinisch, deutsch, französisch, englisch, italiänisch, polnisch und neugriechisch in Uebersetzungen bekannt

gemacht wurden, sind im Julius 1767 und das ein und zwei und zwanzigste Hauptstück im J. 1768 von der Kaiserin unterzeichnet.

Wer sich mit der Philosophie der Gesetzgebung bekannt machen will, muß diese Instruktion zum Handbuche wählen; auch hat die allgemeine Stimme längst über den Werth dieses Meisterwerks entschieden. Ein edler Menschenehrender Sinn herrscht überall. Es findet sich darin ein wahrer Schatz von den feinsten Bemerkungen, den richtigsten Grundsätzen, den edelsten Gesinnungen, und ist dabei eine schöne Sammlung von den vorzüglichsten Stellen aus den berühmtesten Philosophen Rom's, Griechenland's und der neuern Zeit.

Die Eröffnung der Kommission geschah zu Moskau, wohin sich die Monarchin kurz zuvor begeben hatte, den 30ten Jul. 1767. Sämmtliche zur Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuch zusammenberufene Deputirte machten die große Versammlung aus, welche die einzelnen Theile ihrer Arbeiten besondern, aus ihrer Mitte gewählten Kommissionen, deren überhaupt 18 waren, übertrug. Zu jeder dieser Kommissionen durften nicht mehr als fünf Mitglieder aus der großen Versammlung verordnet werden. Der Generalprokureur, damals der Fürst Wäsemskoy, und der Deputirten Marschall

hatten gemeinschaftlich in der Direktionskommission den Vorsitz.

Daß das dieser Gesetzkommission aufgetragene Geschäft nicht beendigt und niemals zur völligen Ausführung gekommen ist, wird jedermann bekannt seyn; doch konnte dieser große schöne Plan nicht ohne Früchte für die Zukunft bleiben und immer macht er einen wesentlichen Abschnitt in der Regierungsgeschichte Katharina's, da er das System und die Regierungsgrundsätze dieser großen Fürstin in das helleste Licht setzt. Die Kommission, von welcher nie eine Zeile gedruckt oder bekannt gemacht worden ist, gerieth durch den indessen ausgebrochenen Türkenkrieg immer mehr in Stocken, dauerte jedoch, wiewohl mit einem sehr verringerten und zuletzt völlig unbeschäftigten Personale bis zum Tode der Kaiserin und selbst noch eine kurze Zeit nachher fort. Im Januar 1797 ward sie durch einen Befehl Kaiser Paul I. in eine Kommission zur Anordnung der Gesetze des russischen Reichs verwandelt, die gleichfalls unter des Generalprokureurs, damals Fürsten Alexei Kurakin, Leitung gesetzt ward. Diese letztere hatte den Auftrag, die schon vorhandenen Gesetze, Ukasen, Verordnungen, Befehle u. s. w. nach einer gewissen bestimmten Ordnung unter Titel und Rubriken zu bringen, diese Sammlung von Widersprüchen zu säubern und selbige, wenn sie völlig in's

Reine gebracht und vollendet seyn würde, dem Monarchen vorzulegen. Unter Alexander I. ist nunmehr seit dem 3ten Oktober 1803 eine aus neuerwählten Mitgliedern zusammengesetzte Kommission zur Redaktion der Gesetze dem Justizminister beygefügt worden, die die Erstlinge ihrer nützlichen Arbeiten bereits bekannt gemacht hat, wie den Lesern aus Zeitblättern bekannt seyn wird.

V.

Das Institut

für das Ingenieurs- und Artillerie-Kadettenkorps in St. Petersburg.

Unter den öffentlichen Anstalten für Nazionalbildung in der Residenz waren bei Katharina's der zweiten Thronbesteigung das See- und Landkadettenkorps die einzige Pflanzschule für Zöglinge, die sich dem Kriegsdienste widmeten. An die Bildung tüchtiger Ingenieurs, dies wesentliche Bedürfniß bei dem Militair, war von ihren Vorgängern noch nicht gedacht. Die große Kaiserin legte darum schon im August 1762, gleich nach dem Antritt ihrer Regierung, das Ingenieur- und Artilleriekadettenkorps an. Dieses befindet sich auf der St. Petersburgischen Insel oder Seite, an der Petrowka, einem Nebenarm der kleinen Newa, der zur Nemka fließt und

die Insel Petrowsk bildet, in einem steinernen, ansehnlichen Gebäude, das in neuern Zeiten durch Flügel = und Nebengebäude von Stein vergrößert worden ist und ein großes, sehr gutes Ansehn hat.

Seit dem Jahre 1784 ist diese kaiserliche Anstalt durch einen neuen Etat erweitert; die vormalige Einrichtung derselben findet man in dem Versuch einer Beschreibung von St. Petersburg, von Georgi B. I. S. 281 und in Storch's Gemälde von St. Petersburg Th. I. S. 300. Kaiser Paul I. ertheilte dem Landkadettenkorps den 10ten März 1800 den Namen des ersten Korps und seitdem heißt das Ingenieur = und Artilleriekadettenkorps das zweite. Von nun an wurde die ehemalige Uniform, die in rothen Röcken mit schwarzen Kragen und Aufschlägen und in Weste und Beinkleider von gelben Tuch bestand, so wie auch die Jäger = und Grenadierkompagnie abgeschafft; tägliche Paraden zu Wachten wurden nunmehr eingeführt und das Stehen im Lager während der Sommerzeit hörte seit der Zeit auf.

Noch jetzt dauert diese Einrichtung fort. Die Uniform der Kadetten besteht gegenwärtig in grünen, kurzen Röcken mit rothen Aufschlägen und Rabatten, paille Weste und Beinkleider und

kurzen Stiefeln. Die Unteroffiziere haben silberne Tressen; die Offiziere hingegen tragen Stickerei auf rothen Kragen, wie die beim Landkadettenkorps. Es befinden sich zur Zeit 400 adliche Zöglinge, die in drei Kompagnien eingetheilt sind, bei diesem Institut. Ferner giebt es hier eine Kompagnie Soldatenkinder oder militärische Zöglinge, die gegenwärtig aus 100 Knaben besteht; endlich steht dabey noch eine große Anzahl Ueberkomplette, so daß man im Dezember 1803 füglich 600 Zöglinge rechnen konnte.

Ein Staabsoffizier und vier Oberoffiziere haben die Aufsicht. Der im Sommer 1804 verstorbene General der Infanterie und Ritter Graf Valerian Suboff bekleidete die Stelle eines Direktors dieser Anstalt; nach dessen Tode ist diese noch unbesetzt.

Seit 1784 hat der Posten eines Klasseninspektors existirt. Von seiner Entstehung an ward er von dem wirklichen Staatsrath und Ritter von Böber bekleidet. Zu Paul des I. Zeiten erhielt solcher den Titel Justizrath; aber der jetztregierende Monarch schaffte bald nach dem Antritt seiner Regierung diesen Titel ab und stellte den vorigen wieder her.

Gegenwärtig sind 47 Lehrer und Maitres im Korps, davon verschiedene Gehülfen haben. Die Gegenstände des Unterrichts sind: Religion nach

den Lehrsätzen der griechischen Kirche sowohl, als der protestantischen, ferner Artilleriewissenschaft, Fortifikazion, bürgerliche Baukunst, Taktik, Situazionszeichenkunst, Mechanik und Hydraulik, reine elementar und höhere Mathematik, Chemie, Physik, Naturgeschichte, Geschichte und Geographie, russische, deutsche und französische Sprache, Handzeichnen, Schönschreiben, Reiten, Fechten und Tanzen. Seit dem J. 1788 hat diese Anstalt auch ihren eignen lutherischen Prediger; diesen sowohl als den vom Landkadettenkorps, welches auch einen katholischen Betsaal hat, besoldet die Krone, die übrigen die Gemeinden.

Die Zöglinge, welche sich mit Erfolg auf mathematische Wissenschaften gelegt haben, gehen als Sekondlieutenants zur Artillerie oder zum Genie; diejenigen, welche für gedachte Wissenschaften keine Empfänglichkeit zeigen, werden als Fähndrichs bei der Armee angestellt.

Wie oben erwähnt ist, stehen die Kadetten, während des Sommers, bis jetzt nicht mehr im Lager; doch dies könnte, wie es heißt, mit der Zeit wieder eingeführt werden. Während der Hundstage müssen sie des Morgens und Abends auf dem Lagerplatz exerziren. Nach einem, unter Katharina der großen am 12ten Junius 1792 nochmals erneuerten Etat

beträgt jetzt die ganze Summe der jährlichen Unterhaltung dieser Anstalt 144,768 Rubel 13¾ Kopeken; außerdem sind noch für Quartiergelder der Offiziere und Lehrer jährlich 6380 Rubel und zur Reparatur der hölzernen Gebäude bis dahin, wenn die steinernen fertig werden, 2750 Rubel ausgesetzt.

VI.

Rußland's Eintheilung in Statthalterschaften.

Mit dem Jahre 1775 begann eine Epoche für das russische Reich, die in mehr als Einer Rücksicht zu den merkwürdigsten Begebenheiten des verflossenen Jahrhunderts und der neuern Staatengeschichte überhaupt gerechnet werden kann. Eine Menschengesellschaft, die eine Erdfläche von dreimal hunderttausend Quadratmeilen bewohnt, die fünf und dreißig Millionen Individuen zählt, die wenigstens aus fünf bis sechs Völkerstämmen besteht und aus achtzig verschiedenen Nationen zusammengesetzt ist, deren Sitten, Lebensart, Sprachen und Gewerbe eben so mannichfaltig sind, als der Boden auf dem sie leben oder der Himmel, der sie bestralt — eine solche Menschengesellschaft in Ein zusammenhängendes Ganze zu bringen, zu Einem gleichförmig organisirten Staatskörper umzuschmelzen, und diesen nach den Gesetzen

einer intellektuellen Mechanik, wie die Räder einer Uhr, in Verbindung zu setzen, deren Schlüssel in den Händen Eines Einzigen ist — wahrlich diese riesenhafte Idee nur zu fassen, ist eines großen Geistes und der Bewunderung der Nachwelt werth. Das Schauspiel, wie unzählige kultivirte, halbwilde und nomadische Völkerschaften ihrer Verfassung, ihren Privilegien, Gebräuchen, Gesetzen und Vorurtheilen ohne Widerstand und ohne Murren entsagten und sich in die Form schmelzen ließen, die der Gesetzgeber ihnen hinreichte, dieses Schauspiel wird den denkenden Beobachter aller Nationen und aller Zeiten fesseln.

Durch die im J. 1775 auf Befehl der Kaiserin Katharina bekannt gemachte Gouvernements- und Stadteinrichtungen erhielt Alles eine neue, wohlthätige Organisazion in der großen Staatsmaschine und den verschiedenen Klassen der Einwohner und ihren Gewerben ward Eintheilung, Ordnung und Festigkeit gegeben. Die ganze Monarchie wurde in Statthalterschaften eingetheilt und für jede derselben 3 — 400000 Personen männlichen Geschlechts gerechnet. Eins der wohlthätigsten Departements der Gouvernements- und Statthalterschaftsanordnungen war besonders das Kollegium der allgemeinen Fürsorge für Arme aller Arten, Kranke, Kinderschulen, Müssiggänger und Unfugmacher, wodurch in St. Petersburg viele Lücken, theils auf kaiserliche

Kosten, theils von den Geschenken begüterter Patrioten ausgefüllt sind. Das Kollegium erhielt durch die Großmuth der Monarchin, durch Beyträge von Privatleuten, durch Konfiskazionen und Strafgelder in einigen Jahren einen Fond von 303,173 Rubel, von welcher Summe größtentheils die Anlagen und Einrichtungen von 1780 — 82 gemacht sind.

Das erste Gouvernement, das nach kaiserlicher Vorschrift eingerichtet wurde, war das von Twer, im J. 1776 und in demselben Jahre das von Nowgorod. Im J. 1780 im Mai, während der Reise der Kaiserin nach Weißrußland, wurde das St. Petersburgische Gouvernement und im J. 1785 waren 42 Statthalterschaften organisirt. Im J. 1795 erfolgte die Einführung der Statthalterschaft in Wosnesensk und Minsk und im folgenden Jahre in Kurland, Wilna, Slonim, Podolien, Volhynien und Brazlaw, so daß 1796 im letzten Regierungsjahre der Monarchin Rußland 50 Statthalterschaften zählte, wozu noch im J. 1800 die Provinz Grusien kam.

Diese Maasregel überhaupt genommen, war von sehr heilsamen Folgen für das ganze Reich; sie verbreitete unmerklich mildere Sitten, Industrie und wohlthätigen Luxus, sie vermehrte die Geldzirkulazion, erleichterte den Absatz der Landprodukte und legte den Grund zur Vergrößerung

des Bürgerstandes, dem es nunmehr nirgends an Niederlassungen fehlte. Kaiser Paul hob im J. 1797 die statthalterschaftliche Einrichtung größtentheils wieder auf und gab den Provinzen ihre ehemaligen Privilegien und Gouvernementsverfassung wieder, die sie ehemals gehabt hatten. Durch Aufhebung der vielen Gerichtsbehörden in den Gouvernements- und Kreisstädten wurden dadurch auf einmal mehrere Tausende, die bei denselben angestellt gewesen waren, brodlos und als bei künftighin sich ereignenden Vakanzen Anzustellende an die Heraldie verwiesen. Kaiser Alexander, der in dem bei seiner Thronbesteigung erlassenen Manifest gelobte, zur Richtschnur Sich Katharinens Gesetz und Ihr Herz zu wählen, hat endlich die statthalterschaftliche Einrichtung, sowie sie zur Zeit Seiner erhabenen Großmutter gewesen war, einem großen Theile des Reichs wiedergegeben und unter seiner beglückenden Regierung läßt sich mit Grunde erwarten, sie werde eine noch größere Vervollkommnung und Vollendung erhalten.

VII.

Das Arsenal zu St. Petersburg.

Im Jahr 1770, in welchem man schon 39 russische und 7 ausländische Kirchen in der Residenz zählte, ließ der Generalfeldzeugmeister Fürst Gregorei Orlow in der Stückhofsstraße unweit des Gießhauses auf seine Kosten das Arsenal aufführen, das er nach dem in zehn Jahren vollendeten Bau der Krone schenkte. Es bildet in drei Gassen ein freistehendes Viereck von drei Stockwerken und ist in einem erhabenen und großen Styl gebaut. Das schöne Portal und das mit Armaturen und allegorischen Figuren versehene Dach entspricht dem Zweck des Gebäudes. In dem Erdgeschoß ist schwere Artillerie, in dem mittlern starkgewölbten Stockwerk befindet sich Feldartillerie und außer dieser sieht man hier eine Menge türkischer, schwedischer, polnischer und preußischer Fahnen und Standarten, alte Waffen und

andere kriegerische Merkwürdigkeiten, z. B. die Rüstung eines Chinesen, die Rüstungen der Cüraſſiers von Peter III. u. ſ. w. Das merkwürdigste aber iſt die ruſſiſche Oriflamme oder die alte Strelitzenfahne, auf welcher man Heilige, Legenden aus der Bibel, die Hölle, in welcher Türken und Tataren brennen und andere fromme Sachen gemalt erblickt. Oben auf der Fahne iſt ein großer ſilberner und vergoldeter Knopf von durchbrochener Arbeit. Der Größe wegen läßt ſich wohl vermuthen, daß dieſe Fahne gefahren wurde, wie dies mit der alten franzöſiſchen Oriflamme, die auf einem Wagen von Stieren gezogen ward, der Fall war. Ferner enthält der mittlere Stock eine Abtheilung an der Newaſeite, in welcher man verſchiedene militäriſche Erfindungen, als Kanonen mit mehrern Läuffen, bewegliche Batterien mit Mörſern und Kanonen, Kanonen mit beweglichen Pulverkammern u. ſ. w. ſieht. Auch giebt es hier ein eignes Zimmer mit Modellen von verſchiedenen Feſtungen, als von Nyſchlott, Schlüſſelburg, Wiburg, Derbent, Baku und andern perſiſchen feſten Plätzen.

Das oberſte Stockwerk iſt mit leichter Ammunition, als Flinten, Säbeln, Cüraſſen, mit Tuch u. ſ. w. angefüllt. In einem Flügel des Arſenals iſt das Archiv der Artillerie aufgeſtellt. Auf dem, vom Gebäude eingeſchloſſenen Hofplatz ſieht man mehrere ſeltene Kanonen aus den älteſten

Zeiten. Neben einer solchen erblickt man die aus Eisen plump gegossene Figur eines gemeinen Russen. Die Sage will, daß das Original derselben, ein reicher russischer Kaufmann, diese durch die Schweden von den Russen eroberte und von ersterm nach Holland verkaufte Kanone, in Amsterdam aus Patriotismus gekauft und auf eigene Kosten nach seinem Vaterlande gebracht habe. Peter der große verewigte das Andenken dieses patriotischgesinnten Unterthans durch dessen in Eisen gegossenes Bild.

Dem Zeughaus gegenüber ward späterhin ein kleines steinernes Haus mit einer Bohrmaschine für zwei Kanonen angelegt. Die im Gießhause in's Grobe gegossene Kanonen wurden hier gebohrt und von außen politt.

VIII.

Die Brüdergemeinde zu Sarepta.

Katharina II., die allen Verfolgungsgeist und Gewissenszwang verabscheuete, ertheilte durch ein Manifest vom 11ten Febr. 1764 der Brüdergemeinde, von der mehrere Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen streng verfolgt waren, die öffentliche Religionsfreiheit. Die Gemeinde erhielt auf ihr Ansuchen die Erlaubniß, sich zuerst zu Sarepta, in der Saratovschen Statthalterschaft im zarizinschen Kreise, an dem Flüßchen Sarpá, festzusetzen. Durch den Gnadenbrief vom 27ten März 1767 wurde sie befugt, einen beständigen Agenten in Petersburg zu halten. Aus der Kasse der Kaiserin wurde auf ihrem Befehl ein an dem Krinkovkanal gelegenes Haus zur Wohnung des Agenten, zur Verrichtung des Gottesdienstes und zur Beherbergung der Brüder, die von Zeit zu Zeit zum Ansiedlen

ankamen, gekauft, der Kolonie der Brüdergemeinde zum ewigen Besitz übergeben und besagtes Haus mit eben den Vorrechten, welche die Geistlichen und Kirchendiener der protestantischen Religion besitzen, von Einquartirungen und andern Polizeipflichten befreiet.

Der von der Kaiserin der Brüdergemeinde geschenkte Platz ist ein fast regelmäßiges Viereck, dessen Breite an der Straße am Krjukovkanal 18 Faden 2 Arschin und dessen Länge an der kleinen Gasse Proviantskaja 20 Faden 1 Arschin beträgt. Ueber dem Eingangsthor nach dem Kanal zu liest man auf einer schwarzen Tafel mit bronzenen vergoldeten Buchstaben in russischer Sprache: Das Haus der Sareptischen Gemeinde. Außer einigen Hofgebäuden befindet sich auf diesem Platze ein 12 Faden langes, 6 Faden breites Wohngebäude, in welchem der etwas über 8 Faden lange Saal zur öffentlichen Gottesverehrung dient. Auch ist in diesem Hauße eine Niederlage von mannichfaltigen Sareptischen Fabrikaten, die zwar sehr gut, aber unverhältnißmäßig theuer sind.

Unter Paul I. wurden durch eine eigenhändig unterzeichnete Urkunde des Kaisers vom 20ten Jun. 1797 der evangelischen Brüdergemeinde augsburgischer Konfession in der Sareptischen Kolonie nicht nur die Rechte ihrer Religionsfreiheit bestätigt, sondern sie erhielten auch ihre eigene

Gerichtsbarkeit mit der Benennung: Direkzion der evangelischen Brüdergemeinde und hatten sich von nun an ihres gewöhnlichen Rechts der Erbfolge zu erfreuen. Daß die gegenwärtige tolerante Regierung diese fleißigen Staatsbürger bei ihren Privilegien erhalten werde, ist wohl keinem Zweifel unterworfen.

IX.

Bagatellen aus dem Morgenlande.

I.

Die Schimäre.

Ein sanftmurmelnder Bach, der still und friedlich in einem seichten Bette voll gelblichen Sandes dahin schlich und auf dessen grasiges Ufer ein hoher Kokusbaum erfrischende Schatten streute, lud einen Sanaschi, einen indischen Bettelmönch, zur Ruhe ein. Er bedurfte ihrer sehr, denn er hatte eine beschwerliche Tagereise zurückgelegt, die Schwärme der Stechfliegen hatten ihn weidlich gepeinigt und die glühenden Sonnenstralen ihm manchen Schweistropfen ausgepreßt. Einige saftige Kokosnüsse wurden sein Abendbrod, seiner groben linnenen Hülle, womit er sonst den Rücken

zu bedecken pflegte, bediente er sich als Fächer und so warf er sich auf die grüne sammetweiche Matte hin.

Die Muse lockt Gedanken hervor und ist nicht selten die Mutter der Grillen. Nichts war natürlicher, als daß der arme nackte Sanaschi, der eben des Tages Last und Hitze getragen hatte, sein liebes Ich zum Gegenstand der Betrachtung machte. „Verwünschtes Schicksal! rief er mißmüthig aus und rieb sich die furchenreiche Stirn, das mir diese Lebensbahn voll Nesseln und Dornen vorzeichnete. O daß ich noch ein Bube war und blindlings mich von meinen Eltern gängeln ließ, als ich diesen plagevollen Stand annahm und mein lockiges Haar dem Scheermesser darbot! — Fluch dem tigerherzigen Erfinder, der diese ewige Scheidewand zwischen den Kasten der Hindus zog! Beneidenswerth glücklich wäre ich, lebte ich in dem niedern, aber sorgenlosen und genußreichen Kreise eines Waßiers (Kaufmanns) oder eines Schutres (Handwerkers)! — Was frommt mir dieser eitle Tand von Heiligenschein, diese langweilige Geschäftlosigkeit, diese scheinbare Unabhängigkeit, dieses ermüdende Einerlei gottesdienstlicher Gebräuche? — Dieses alles, was der Pöbel für Himmelsgüter hält, wiegt es wohl die reizenden beseligenden Freuden ohne Zahl, die mein Gelübde mir zum schwärzesten Verbrechen macht, nur einigermasen auf? — Nein! ach nein! —

Armuth, Keuschheit, Mäßigkeit! — Welche furchtbartönende Worte! Ein sinnreicher Unhold der Unterwelt hat euch ausgebrütet! — Ein Prunkpallast ist für mich ein abscheulicher Kerker; eine liebegirrende juwelenprangende Bayadare ein Geist der Hölle, den ich fliehen muß, eine reichbesetzte Tafel, die mir den würzigsten Duft entgegenhaucht, eine Mistlache, die ich meiden muß! — O wie unglücklich bin ich! — Der stürmende Himmel ist mein Obdach, meine sonnegedörrte Haut mein Gewand, die insektenwimmelnde harte Erde mein Lager, der Hunger mein Gefährte, demüthigende Almosen fristen meine Tage! — Aber wie! — donnerte er, noch bin ich ein Mann! — Ich will die Ketten zerschellen! — Doch, fuhr er nach einer kleinen Pause in einem gelassenern Tone fort, da erblicke ich ja den Topf voll Mehl, den ich in jenem Dörfchen eben zum Geschenk erhielt. Du kömmst mir gerade recht." —

Bei diesem Anblick ging dem murrsinnigen Sanaschi ein neues Licht auf. Sein vesuvischer Ungestüm legte sich, die Sturmwolken seiner Stirn zerrannen, die süßbethörende Hoffnung lullte ihn in liebliche Träume ein. Tausend Entwürfe, wie er seinen Zustand schnell verbessern wollte, drehten sich in einem wirren Reigen in seinem sinnenden Kopfe herum. „Dieses Mehl, sagte er zu sich selbst, will ich verkaufen. Für

das gelöste Geld schaffe ich mir ein Paar junge Ziegen an und ziehe sie groß. Sind sie erwachsen, so werden sie Junge werfen, der Himmel wird sein Gedeihen geben und in wenigen Monden wird mich eine ganze Heerde umringen. Dann verkaufe ich einige davon und vergrössere meinen Viehstand durch Rinder und junge Kühe. Diese werden sich ebenfalls vermehren und so bin ich, ehe zwei Jahre verfließen, der Besitzer einer Heerde von fünf bis sechs hundert Stücken. Nun lasse ich mir ein artiges Häuschen bauen, werfe Gelübde und Bußen zum Henker und — lege mir ein niedliches zartes Weibchen zu, das mir schöne muntre Kinder nach meinem Ebenbild zur Welt bringt. Ueberdies will ich mich in das feinste Nesseltuch mit goldnen Borten kleiden, eine perlenbesetzte Mütze soll mein mit Kokosöl gesalbtes Haar bedecken, demantne Ringe sollen an meinen Ohren flimmern, ein schmucker Palankin meine Schlummerwiege seyn und zuckerbesäete Butterkuchen meine Eßlust stillen. Von Prunk starrend will ich dann jeden Morgen unangemeldet zum König gehen, zwanglos mit ihm wie mit meines Gleichen reden, mich in sein Vertrauen stehlen und — zuletzt das Ruder des Staats mit ihm theilen. Wie aber, wenn ich unversehens nach Hause käme und meine Herzensgöttin in den unkeuschen Armen eines Andern fände? — Was würde ich dann thun? — Dann, ha! dann wür-

de ich meinen Stock ergreifen und sie zum Tempel hinaus prügeln.“

Vom Jähzorn übermannt haschte er bei diesen Worten nach seinem derben Pilgerstab und schlug auf den Mehltopf, den er in der Trunkenheit der Leidenschaft für sein eingebildetes Weib ansah, unbarmherzig los. Das Gefäß zerstob in Scherben und sein ganzer Glückstraum zerfloß wie eine Seifenblase im Luftstrom.

2.

Koanginpußao.

Koanginpußao ist nach der Mythologie der Chinesen eine Göttin, die an Keuschheit der Diana, an reizender Anmuth der Venus, an Milde und Heiligkeit der Maria gleichkommt. Nie öffnete sie den süßen Schmeicheleien, den Seufzern anderer Götter ihr züchtiges Ohr, nie ward ihre kindlichreine Seele in die Netze der Liebe verstrickt, nie berauschte eine unlautere Lust ihre Sinne. Ihr Leben glich einem wellenlosen spiegelhellen See, dem silberstreuenden Mond, dem makelfreien Schwan des Himmels. Auch Fo, der hochverehrte Gott der Chinesen, verliebte sich in sie mit der wilden Glut eines Satyrs; doch vergebens. Eine kleine Szene aus ihrer Geschichte mag hier Platz finden.

Man sieht, erzählt die chinesische Chronik, in der Provinz Fokien eine Brücke, die weniger ihrer Architektur, als der außerordentlichen Art ihrer Entstehung wegen Bewunderung verdient. In scheltenden Wogen stürzten einst ungeheure Wassermassen von der Höhe der Gebirge und überschwemmten die fruchtbaren Ebenen eines ganzen Kantons. Trockne Vertiefungen wurden zu Weihern, sonnige Hügel zu Inseln. Ströme brausten, kreisende Strudel rauschten, tiefgewurzelte Bäume, ganze Heerden harmloser Thiere wurden ein Raub der schäumenden, Tod und Verderben bringenden Fluten. Eine große dauerhafte Brücke und ein starker Damm waren die einzigen Mittel der Rettung. Gern hätten die Bewohner dieser Gegend diese beiden unentbehrlichen Werke vollführt; allein es fehlte ihnen an Kräften, um den dazu erforderlichen Fond aufzubringen. Schon beugten sie hoffnungslos die Häupter, schon nagte der Viperbiß der Verzweiflung an ihren Herzen, als Koanginpußao von ihrem Himmelsthrone herab ihr Wehklagen vernahm, ihren Jammer sah und sich ihrer erbarmte.

Flugs hüllte sich die erhabene Göttin in eine lichte Wolke, die sie wie ein Silberflor umgab, und senkte sich leicht wie ein Zephyrhauch auf die bedrängten Fluren herab. Jetzt berührten ihre wächsernen Füße die Spitzen der Grashalmen, der Wolkenschleier zerfloß in einen milden Thau

und Koanginpußao trat in der Gestalt des liebenswürdigsten Mädchens hervor. Goldne und silberne Zitternadeln und liebliche Blumen schmückten ihr rabenschwarzes Haar, eine glänzende Perlenschnur umringelte ihren Hals, seidene Gewänder vom glühendsten Kolorit umwallten ihre zarten Glieder, Stiefeln von schimmerndem Atlas bekleideten ihre niedlichen Füße. Majestätisch und doch mit sanfter Grazie schritt sie vorwärts. Wer vermag ihre überirdische Schönheit zu schildern? — Schlank wie eine junge Fichte schwebte sie im üppigsten Wuchse daher, verzehrende Feuerfunken sprühten aus ihren schwarzen Augen, auf ihren Wangen blühte der schönste Karmin, ein holdseliges Lächeln umgaukelte ihre Rosenlippen, melodisch tönte ihre Stimme wie das Gelispel der Wellen und des Hains. Schön wie die aufgehende Sonne und rein wie sie fesselte sie aller Blicke und Herzen. Alles strömte aus der Nähe und Ferne herbei, dieses Wunder der schaffenden Natur zu schauen und zu verehren. Der Bonze verließ seine Pagode, der Mandarin den Gerichtshof, der Fischer seine Netze, der Landmann den Pflug, die Frauen durchbrachen sogar ihre Kerkerzellen, vor diesem Meisterstück der Schöpfung anbetend ihre Nacken zu beugen. Sie sehen und lieben war eins.

Freudevoll gewahrte die Göttin diese Wirkungen ihrer Reize, die sie vorausgesehen. Plötzlich

gebot sie der unübersehbaren Menge, die sie umkreiste, mit einem kleinen Bambusrohr tiefes Schweigen. Alle verstummten. „Nicht umsonst, sprach Koanginpußao, sollt Ihr Eure Wohnungen und Geschäfte verlassen haben. Füllet Eure Hände mit Kaschen (eine Kupfermünze) und werfet mich damit. Wer mich trift, wird hinführo mein alleiniger Gebieter seyn.“ — Diese Worte entzündeten unter dem Volke den feurigsten Enthusiasmus. Jeder durchstöberte seine Taschen und versah seine Hände, so gut er konnte. Nur die Weiber schlichen sich nach und nach davon, entweder aus Neid und Scheelsucht, oder weil sie nichts zu hoffen hatten. Wer sich am thätigsten bewies, das waren die jungen Männer. Ihr Eifer stand mit ihrer flammenden Liebe im Verhältniß.

Jedes andere lebendige Wesen würde unter der bleiernen Last der Münzen, womit man sie auf ein gegebenes Zeichen fast bedeckte, erstickt oder durch die scharfkantigen Geldstücke gefährlich verwundet worden seyn; Koanginpußao aber wußte diesem prasselnden Hagel mit wundersamer Behendigkeit und windschneller Geschwindigkeit auszuweichen. Schalkhaft lächelnd über die eiteln Bemühungen ihrer Liebhaber sammelte sie das ganze weggeworfene Geld in einem großen Beutel, ohne daß einer der Wetteifernden es bemerkte. So, in dessen Innerm die heftigste Liebe zur

Göttin wie ein ungebändigter Orkan tobte, erfuhr durch einen seiner Priester diesen seltsamen Vorfall und die nahe Gegenwart der Geliebten. Schnell wie ein gefiederter Pfeil eilte er unter der Larve eines blühenden edlen Jünglings herbei und mischte sich unter die Haufen der erhitzten Nebenbuhler, in der stolzen Hoffnung, daß ihm der holde langersehnte Preis nicht entgehen könne. Allein der übermüthig-aufgeblähte Gott hatte sich verrechnet.

Ehe noch Fo mit einem glänzenden Gefolge abgefeimter Bonzen anlangte, hatte Koangiupußav bereits durch ihren lustigen Kunstgriff ihren menschenfreundlichen Zweck erreicht und eine sehr ansehnliche Summe zur Erbauung einer Brücke und zur Aufführung eines Damms zusammengebracht. Kaum erblickte sie daher mit Entsetzen ihren verhaßten Liebhaber, als eine blendende Glorie sie umstralte und ein rosenfarbiger Wolkenwagen unter dem schaurigen Orgelspiel der Stürme und unter dem feurigen Leuchten zackiger Blitze sie in die Gefilde des Himmels entrückte. Die versammelte Menge fiel bebend und betend auf die Kniee, hohnlachend und grimmig wie ein Basilisk zog Fo von dannen, ein biedrer Mandarin fand den gefüllten Seckel und Damm und Brücke erhoben sich in kurzem als sprechende Denkmähler der Güte und Wohlthätigkeit der jungfräulichen Göttin.

3.

Die unglücklich Liebenden.

Despotismus! orientalischer Despotismus! Wann wird für Dich die Todesstunde schlagen, wann unter Deinen Tritten die Brücke der Verwesung dröhnen, wann der rächende Würgengel mit seiner blitzenden Schneide Deinen Schädel spalten? — Dein Pesthauch vergiftet das Elysium der Welt, Liebe, Gerechtigkeit und jede Pflanze der Tugend stampfst Du, schwarzer Fürst der Unvernunft, in den Staub der Erde! —

Erst seit einigen Stunden hatte die Morgensonne die blaue Salzflut verlassen und das stolze unermeßliche Stambul mit seinen prunkvollen Moscheen und Minarets heiterlächelnd begrüßt, die Vögel sangen im duftenden Gebüsch ihr Lied, der Stral des Tages trank den perlenden Thau von den Gräsern, die Blumen öffneten ihre Kelche, die Muezins hatten zum erstenmal ihre Stimmen ertönen lassen; als Amina, die reiche Wittwe eines Effendis, sich mit ihrer innniggeliebten Haussklavin Miris in einen buntkolorirten mit rothem Tuch überzogenen Arabah setzte und sich von reichgeschmückten Büffeln nach dem Hafen ziehen ließ. Noch war es in den Straßen der Hauptstadt öde und leer, krächzende Raben und heulende Hunde unterbrachen allein die Stille des Frühmorgens.

An dem Rande des Hafens empfing eine schön verzierte Tschaike die beiden Frauenzimmer und führte sie mit flüchtiger Eile über den zitternden Silbergrund des Meerbusens nach Pera. Amina's Besuch galt ihrem Arzte und Apotheker Melek sonst Ubaldo, einem gebornen Italiäner, der aber Renegat geworden war und wegen seiner tiefen medizinischen Einsichten den glänzendsten Ruf genoß. Es wird niemand befremden, daß die gemächliche stolze Muhamedanerin so früh ihr schwellendes Sofa verließ und sich so weit erniedrigen konnte, ihrem Hausarzte einen Besuch abzustatten, wenn man bedenkt, daß die Damen des Orients, so gut wie die des Okzidents, sich meistens durch die Laune des Augenblicks gängeln lassen und daß Melek außerordentlich mit Geschäften überhäuft war.

Mit ausgezeichneter Höflichkeit und Ehrerbietung empfing Melek, der schlaue weltkundige Aeskulapusjünger, die Dame, denn er wußte wohl, daß sich bei ihr jede Süßigkeit, jede demüthige Kopfneigung reichlich mit Piastern verinteressire, und führte sie in ein aufgeputztes Nebenzimmer. Während sich die Beiden dort über Gesundheit, Vapeurs, Stadtneuigkeiten u. dgl. unterhielten, verweilte Miris, die vielfarbigen Büchsen betrachtend, im Laden. O daß mein Pinsel Michel Angelo's hohen Geniusschwung und Raphael's Grazie besäße, die wunderschöne Tscherkassierin

nach Verdienst zu malen! — Denkt Euch ein Mädchen, reizend wie der Urquell der Liebe, so nymphenhaft, so frisch wie Euphrosyne, voll warmen Lebens, Glut und Kraft in seinem holden Antlitz. Noch beschaute Miris jeden selbst unbedeutenden Gegenstand, der sie umgab, mit desto lebhafterm Interesse, je seltener sie die argwöhnische Amina aus den Augen ließ, je seltener sie etwas anders als die von überladener Pracht starrenden Gemächer ihrer Gebieterin und die zum Ueberdruß durchwandelten Gärten mit ihren Kiosks und Springbrunnen zu sehen bekam, als Rino, ein junger Venezianer, ein entfernter Vetter Melek's, hereintrat.

Rino war ein wohlgebildeter Jüngling, dem es nicht schwer fallen konnte, das zartfühlende Herz eines feurigen Mädchens zu rühren. Dunkler Purpur brannte auf seiner Wange, funkelnd rollten seine Augen unter den schwarzen Brauen. Eine Nacht seidener Locken umflatterte sein Haupt, edler Muth mit milder Güte gepaart thronte auf seiner Stirn, sein Wuchs war idealisch, sein Anstand fein, seine Haltung einnehmend. Gesundheit und Frohsinn leuchtete aus seinem Blick, seine Sprache war sinnvoll und lebhaft, der Abdruck seines reinen Gemüths und seiner schwärmerischen Phantasie.

„Fürwahr, sagte Rino bescheiden-lächelnd, heute strahlt mir ein Glücksstern. Solch einer

Hüterin hat sich mein Laden noch nie erfreut."

„Spöttle nur immerhin, loser Jüngling, erwiederte Miris, ich werde bald wieder gehen, um Dir Deine Kunden nicht zu verscheuchen."

„Das wäre sehr grausam, entgegnete Rino mit Wärme. Dein Besitz würde jeden zum reichen Mann machen." —

„Sehr verbindlich! versetzte Miris. Wenn es nur nicht eine unzeitige Schmeichelei wäre!" — „Doch, fuhr sie nach einer kleinen Pause mit leiserm Tone fort, still, still! Meine Gebieterin ist hier in der Nähe." —

Diese Worte waren für den glühenden Venezianer ein Donnerschlag und jetzt erst gestand er sich insgeheim, daß die junge Unbekannte ein reizendes Geschöpf sey, daß sie ihn bezaubert habe. „Nur eine Göttin, sagte er zu sich selbst, kann unter dieser Hülle verborgen seyn. Welche Umrisse, welche stattliche Gestalt! Leicht wie eine Fee schreitet sie einher, ihre Stimme tönt wie Lautenspiel! Ich muß ihr Antlitz schauen und sollte die Decke des Himmels über mir einstürzen!" —

Während dieses stillen Monologs ging Miris harrend und mit einem Körbchen tändelnd auf und ab. Auch sie war bei Rino's Anblick nicht kalt geblieben. Erröthend gestand sie sich offenherzig, daß sie noch nie einen Mann von ähnli-

ihrer Liebenswürdigkeit kennen gelernt habe. Eine neue Welt dämmerte in ihrer Brust, tausend namenlose Empfindungen kämpften in ihrer Seele, die sie vergebens zu beschwichtigen suchte.

Mittlerweile war Rino verschwunden; indessen blieb er nicht lange aus. Triumphirend über seinen Einfall, aber bekümmert um den Ausgang hüpfte er bald wieder herein. In der Rechten hielt er einen Blumenstrauß, in der Linken ein flaches Körbchen. Die Blumen waren nach orientalischer Sitte mit sprechender Wahl geordnet. Eine balsamische Rose in der Mitte war der Dolmetscher seiner Liebe, ein Veilchen drückte die Bescheidenheit derselben, eine silberhelle Narzisse ihre Lauterkeit aus, Vergißmeinnichte blickten hier und dort hervor, grüne Eichen- und Myrthenblätter, als Zeichen der Hoffnung und des Muths, dienten zur Einfassung. In dem Körbchen befand sich ein niedliches Frühstück, Scherbet mit Eis und einige allerliebste Konfitüren. Zwischen Furcht und Hoffnung getheilt eilte er auf die Tscherkassierin zu und reichte ihr anspruchlos seine Gaben dar.

Mit bebenden Fingerspitzen ergriff Miris den Blumenstrauß, mit zitternden Lippen genoß sie einige Erfrischungen. „Ich danke Dir herzlich," lispelte sie. Rino fühlte sich selig wie ein Cherub.

„Nur Eine Bitte, stammelte er, eine vermessene Bitte. Lüfe nur einen Augenblick Dei-

nen Schleier, damit ich Dein englisches Angesicht schaue."

„Wohl verwegen," erwiederte sie und wich zurück. „Doch es sey, damit du mich nicht der Grausamkeit bezüchtigst."

Nach diesen Worten schlug sie den lilienweißen Flor wie ein Silberwölkchen zurück. Nino stand wie angeschmiedet, starr und empfindungslos wie ein Fels. Ein Mädchen, so schön wie Milton's Eva, fesselte ihn durch den Zauber seiner Reize. Endlich sammelte er sich. Eben wollte er der anmuthsvollen Miris sich zu Füssen werfen und durch eine offene Erklärung sein beklommenes Herz erleichtern; als er eine Thüre schlagen hörte.

Kaum hatte sich die holde Sklavin verhüllt, als Amina und Melek mit vergnügter Miene kamen und bald darauf die beiden Frauen schieden. Im Weggehen ließ Miris mit Fleis ein Vergißmeinnicht fallen. Nino hob es auf, und daß er diesen Fund zu seinem Vortheil deutete, — wer wird das bezweifeln? —

Es verflossen mehrere Tage, ehe sich Miris und Nino wieder sahen. Für sie waren es Jahrhunderte, denn die Stunden der Abwesenheit sind für Liebende immer unerträglich lang.

Endlich erschien der langersehnte Moment der Wiedervereinigung. Amina wiederholte ihren Besuch bei Melek und Miris, die stete Gefährtin war mit von der Parthie. Die reiche Witt-

we entfernte sich bald mit ihrem Leibarzte, um, wie sie vorgab, in seinem Garten einige seltene Gewächse zu betrachten, und Rino und Miris blieben allein.

Rino, von heißer Liebesglut erfüllt, wollte zuerst reden; Miris, die den venezianischen Jüngling unaussprechlich liebgewonnen, kam ihm zuvor.

„Verwundere Dich nicht, hob sie an, über das was ich Dir jetzt sagen werde. Die Natur ist eine gute wahrhaftige Mutter, warum sollte ich mich schämen, ungeschminkt die Sprache zu reden, die sie mir eingiebt. So höre denn! — Ich liebe Dich, ich liebe Dich wie mein Leben und irre ich nicht, so bist auch Du mir nicht gram. Längst schon drückten mich die Ketten der Sklaverei wie eine Bleilast, längst schon war ich der kindischen Launen einer hoffärtigen eigensinnigen Gebieterin überdrüßig. Bist Du kühn genug, mein Befreier zu werden? — Der Preiß ist klein; die Gefahr groß!“ —

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als Rino ihr von der Gewalt der Liebe ergriffen um den Hals fiel, einen brennenden Kuß auf ihre Korallenlippen drückte und in des Herzens heiliger Begeisterung ausrief: „Freiheit oder Tod!“ —

Nachdem die ruhige Vernunft über ihr siedendes Blut Meister geworden war, wurden die

Maasregeln der Entführung verabredet. Der Talisman der Liebe stählte sie und flößte ihnen Hochmuth ein. In der nächstfolgenden Nacht schon sollte das Wagstück vollführt werden. Der Plan war bereits entworfen, ein fester Entschluß gefaßt, als Amina und der Renegat traulich kosend eintraten und ihre Gegenwart beiden Liebenden eine täuschende Larve vorzustecken gebot.

Kaum war am andern Tage die Mitternacht angebrochen, als Miris sich von ihrem Divan, auf dem sie sich mehrere Stunden schlaflos herumgewälzt, erhob, und mit Falkenaugen um sich spähte. Die Umstände waren erwünscht. Grauenvolles Dunkel umstarrte sie, heilige Stille herrschte weit und breit, die nur das Säuseln des Nachtwinds in den Blättern und die gedämpften Klagen zweier nebenbuhlerischen Nachtigallen im nahen Garten störten. Leicht wie eine Elfe und leiseathmend trat sie auf die rosigen Zehen und schlich zu Amina. Der Gott des Schlummers hatte diese reichlich mit Mohnsaft getränkt. Nun war keine Zeit zu versäumen. Sie entschlüpfte in ein Nebengemach, legte die verstellende Kleidung eines Sklaven an und eilte mit einem Kästchen voll Juwelen, die sie von ihrer Gebieterin geschenkt erhalten hatte, die Treppe hinab. Im Erdgeschoß wohnte die Dienerschaft. Miris lauschte. Kein Mäuschen regte sich. Vor der Hinterthüre hielt ein gemietheter Janitschar Wache. Ein

Opiat hatte ihn eingeschläfert, er schnarchte im Grase.

Miris befand sich jetzt im Freien, freier schöpfte sie Athem. Mit beflügelten Schritten durchstrich sie den Garten, der sich an einem sanften Hügel hinabsenkte. Bald stand sie an der hohen Gartenmauer. Eine bereitstehende Leiter führte sie hinauf. „Rino!" flüsterte sie, als sie oben war. „Miris! Miris!" schallte es ihr aus der düstern Tiefe entgegen. Eine von außen angesetzte Leiter empfing sie. Wenige Sekunden und sie lag in ihres zärtlichen Geliebten Umarmung.

„Du zitterst, Miris? sagte Rino. Sey nicht zaghaft, die Fesseln sind ja zerschellt!" — „Nicht doch, beim Propheten! erwiederte sie. Bevor uns das Horn (der Meerbusen) trennt, ist an keine Sicherheit zu denken. Fort, eilig fort!" —

Bei diesen Worten ergriff sie den Jüngling krampfhaft bei der Hand und riß ihn mit sich. So durchtrabten sie Straßen, Basars und Quergäßchen, als setzten eilende Verfolger ihnen auf der Ferse nach. Ihre Absicht war, schnell nach der Frankenstadt überzuschiffen und von dort aus eine geheime Flucht nach Italien zu bewerkstelligen.

Mittlerweile hatte ein schauderhaftes Traumbild Amina aufgeschreckt. Die Wallung ihres Bluts verscheuchte den Schlaf. Sie rief also ihrer vertrauten Sklavin, die sie ganz in der Nähe

glaubte. Sie sollte die Lampe im Straußenei anzünden, ihr Gesellschaft leisten und die langweiligen Stunden der Nacht verplaudern helfen. „Miris! Miris!“ hallte das marmorgetäfelte Selemlik (Schlafgemach) wieder; aber Miris blieb aus. Nun sprang sie vom Zorn aufgerüttelt von ihrem Divan auf, warf die seidene Bettdecke weg, hüllte sich in einen weiten Pelz und machte Lerm. Gähnend und die Augen reibend stürzten Sklavinnen und Verschnittene und Wächter mit Fakkeln und Lampen herbei. Man durchsuchte jeden Winkel; allein Miris, die einzige Lieblingin Amina's, war verschwunden. Amina gelobte dem, der ihr ihre Sklavin lebendig mit ihrem etwaigen Verführer wieder verschaffen würde, ein königliches Geschenk. Geld, das Idol der Muselmänner, verblendete alle und alle rannten zum eiligsten Nachjagen davon. Die nahe Polizeiwache, welche ein Unteroffizier des Bostandschi-Baschy kommandirte, wurde in Allarm gesetzt und auch diese sprengte wasserklirrend zu Pferde oder zu Fuße hier und dorthin.

Miris und Rino waren unterdessen Arm in Arm am Saum des Hafens angelangt. Schon waren sie im Begriff, eine kleine Barke zu besteigen, die sie ihrem Asyl entgegenführen sollte, als ein Trupp der zahlreichausgesandten Häscher auf sie stieß und das Silberlicht des Monds,

welches so eben hinter einer dicken Wolkenburg hervorgeschwommen war, ihr Verräther ward.

Siegjauchzend umringte sie die rauhe Schaar und schleppte sie nach Amina's Pallaste. Miris sank aus einer Ohnmacht in die andere; Rino schäumte vor Verzweiflung. Das Juwelenkästchen wurde unterweges geleert, um die köstliche Bürde nach der Zahl der Turbane zu vertheilen. Bei ihrer Ankunft wurden Rino und Miris abgesondert in festgemauerte Ställe auf dem Hofe gesperrt. Amina verlangte erst am folgenden Tage die Schuldigen zu vernehmen.

Seit einigen Stunden schon brannte die demantstralende Leuchte des Himmels, als Amina in dem weiten Hofraum Anstalten zum Verhör treffen ließ. Sie erschien mit der Miene einer Despotin, die jeden Funken von Hoffnung löscht. Das verbrecherische Paar wurde vorgeführt. Wie erstaunte sie, als sie in dem Verführer den schönen Frank, den sie schon lange sich zum geheimen Liebhaber erkohren, erkannte. Bei diesem Anblick waren die Fibern ihres Herzens wie zerrissen, giftiger Grimm lagerte sich in ihrer Seele, der Schlangenbiß der Eifersucht spornte sie zur Henkerlust. Ohne diese Entdeckung würde sie vielleicht gern verziehen haben; so aber war keine Begnadigung zu hoffen. Rino und Miris begriffen das und waren hochherzig genug, alles vergebliche Flehen und Beschwören zu verschmähen.

Diese Fassung, dieser edle Trotz empörte die stolze Wittwe aufs höchste.

Wenige Augenblicke nachher wurde der junge Venezianer, als Entführer einer Türkin, als Räuber fremden Eigenthums, vor den Augen seiner Geliebten von den Schergen der Polizei lebendig gespießt. Miris aber, die Krone Tscherkassien's, wurde, weil sie unrechtmäßig sich in Freiheit gesetzt und ohne Kebinn (Kontrakt vor einem Richter) sich mit einem Manne, der noch obendrein ein Christ war, eingelassen hatte, in einen mit Steinen beschwerten Sack gesteckt, in ein Boot geladen und an der Landspitze des Serails in den Abgrund der Fluten gestürzt.

4.

Die listigen Frauen. *)

Die Frau eines indischen Bartscheerers, welche das einträgliche, wenn gleich nicht sehr ehrsame Handwerk einer Kupplerin trieb, schlich sich in der Stille der Nacht zu der Frau eines Kaufmanns, die sehr schön war, und raunte ihr ins Ohr, daß ein vornehmer Liebhaber sehnlichst auf sie warte. Die Ehehälfte des Kaufmanns

*) Aus einer ächtindischen Quelle geschöpft; doch frei bearbeitet.

war ein junges, feuriges, wollustathmendes Weibchen, das seine Reize geltend zu machen wünschte; ihr Mann war ein alter, milzsüchtiger, schindeldürrer Knirps. Wer konnte es ihr unter diesen Umständen verargen, daß sie den bestechenden Eingebungen der kunsterfahrenen Vettel Gehör gab? — Leicht wie eine Sylphide entschlüpfte sie demnach dem weichen Lager, wo ihr siecher Gatte sorgenlos schnarchte, und folgte ihrer Führerin. Kaum war sie aber einige Zeit fort, als ein unruhiger Traum oder der Angriff gewisser schnellfüßiger Tirailleurs ihn weckte. Wie war der gute Graukopf betreten, als er links und rechts umhertastete und sein theures Herzblatt vermißte! —

Noch hatte er sich von seiner Bestürzung nicht erholt, als die dreiste Nachtwandlerin auf den Zehen schleichend zurückkam. Der Alte raffte sich sogleich auf und stellte sie zur Rede, da sie aber alle Fassung verlor und zitternd und stotternd ihre Vertheidigung führte; so machte ihn die Eifersucht zur Furie. Er sprang jetzt hastig auf sie los, ergriff sie, band sie an einen Pfahl und zimmerte weidlich mit einer Ruthe auf sie ein. Nach dieser scharfen Exekuzion, wobei es nicht an blutigen Thränen fehlte, legte er sich mit gekühltem Muth und mit erschlafften Nerven zu Bett und schlief ein. Die Barbierfrau hatte indessen mehrere Kunden und ermangelte nicht, sich

vor Tagesanbruch abermals einzustellen, um das üppige Weibchen zu einem zweiten Schäferstündchen einzuladen. Ihre Haare sträubten sich wie Borsten, als sie dieselbe in einer so kläglichen Stellung fand. Inzwischen Weiberlist und Pfaffentrug — —. Sie wußte sich zu helfen. Sie that der Mishandelten den annehmlichen Vorschlag, daß sie so lange an ihren Platz treten wolle und diese schlug ein. Kaum aber hatte die holde Süuderin ihr Haus im Rücken, als der Kaufmann zum zweitenmale aufwachte und an seine vermeinte Gattin allerlei Fragen that, welche die Barbierfrau aber entweder gar nicht oder bitter, bärbeißig und verkehrt mit verstellter Stimme beantwortete. Diese giftigen Repliken jagten den jähzornigen Merkuriussohn so gewaltig in Hitze, daß er rachedürstend auf sie einstürzte, ihr eine Tracht heißer Maulschellen zutheilte, endlich sogar mit einem Messer die Nase abschnitt und sich wieder auf sein Lager streckte.

Bald nach dieser Heldenthat kehrte seine Frau wieder. Wie beklagte sie ihre Vertraute, die für sie zur Märtirerin geworden war! — Sie nahm indessen abermals ihre vorige Stelle ein und die alte Vettel, welche (wie die meisten Weiber, wenn sie eine gewisse kritische Periode überschritten haben,) eine zähe Katzennatur hatte, hob gelassen ihre Nase auf und schlenderte nach

Hause. Nach einer Weile erwachte der Kaufmann von neuem und da er zu erfahren wünschte, ob seine störrische Frau durch seine chirurgische Operazion auf mildere Gedanken gekommen wäre, so legte er ihr wie vorhin verschiedene Fragen vor. Diese machte sich nun seinen Irrthum zu Nutze, verwies ihm mit beredter Zunge seine Eifersucht und sagte: Die unsterblichen Götter selbst hätten ihre unbefleckte Unschuld kund gethan und ihr die Nase wiedergegeben, welche er ihr grausamerweise abgeschnitten habe. Bei diesen Worten, die ihm wie ein Alp aufs Herz fielen, that er einen Sprung aus dem Bette. Er sah das Wunder, staunte, erkannte seine Ungerechtigkeit, bat seine Frau in Thränen schwimmend um Verzeihung und schwor ihr in den leidenschaftlichsten Ausdrücken, sich nie wieder vom Dämon der Eifersucht verführen zu lassen. Die Frau war ein lammherzig-verschmitztes Geschöpf und söhnte sich mit Freuden unter dieser Bedingung mit ihm aus. Ein Kuß versiegelte den neuen Bund, während das liebeglühende Herz der jungen Gattin über neuen Planen brütete.

In den Schleier der Dunkelheit gehüllt kam die Barbierfrau heim. Unterweges hatte sie über ihre Verschändung nachgedacht, ihr Gehirn war in Gährung übergegangen. Glücklicherweise wurde ihr Mann, welcher das Amt eines Hofbarbiers bekleidete, noch ehe der Morgenstern

blinkte, nach Hof gerufen, das königliche Kinn zu glätten. Er befahl daher, von seinem warmen Diensteifer ergriffen, seiner Frau, ihm schleunigst das Rasirmesser zu geben. Diese reichte ihm geflissentlich das schlechteste. Der Mann ward darüber erbost, warf es ihr an den Kopf und sagte: „Wie, Du willst mich äffen?" — Die Frau fing sogleich an zu wimmern und zu heulen, und stellte sich, als wenn sie ihre Nase von der Erde aufhöbe. Den Barbier überfiel ein eisiger Schauder, er fiel seiner Frau mit feuchten Augen zu Füßen und bat sie flehentlich um Vergebung, welche ihm dann auch nach einigem Zögern zu Theil ward.

5.

Lied eines Türken.

Wer nicht durch eines Iman's Hand
Den heil'gen Schnitt empfing,
Wen nicht stets an Muhammed band
Des festen Glaubens Ring,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt den Moslemismus nicht.

Wer, wenn ihm eine Houris winkt,
Wie Odaliken kriecht,
Und von der Liebe Garn umringt
In schnöden Fesseln liegt,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt den Moslemismus nicht.

Wer Mekka nie als Pilger sah
Von Andacht tiefbeseelt,
Sich nie am heil'gen Grab allda
Mit seinem Gott vermählt,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt den Moslemismus nicht.

Wer, wenn die große Fahne ruft
Zum wilden Heer, zur Schlacht,
Nicht schreiet, daß erdröhnt die Luft,
Nicht Christen niedermacht,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt den Moslemismus nicht.

Wer nicht der Bücher erstes Buch,
Den Koran, gänzlich weiß,
Nicht jeden Trost, nicht jeden Fluch
Stellt in das rechte Gleis,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt den Moslemismus nicht.

Wer wie die Frankenhunde nippt
Des Teufels Rebensaft,
Dann taumelt, daß der Turban kippt,
Betäubt und sonder Kraft,
Weh dem, der ist ein armer Wicht,
Er kennt den Moslemismus nicht.

Wer Opium und Sofa mißt
Und Kaffe glühendheiß,
Nicht stündlich sein lieb' Pfeifchen küßt
Und gar verschmäht den Reiß,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt den Moslemismus nicht.

Doch wer das Sträfliche entbehrt,
Stets nach der Satzung lebt,
Im Harem und bei seinem Heerd
Nur sich Genüsse webt,
Der ist allein, der sagen kann:
Heil mir! ich bin ein Muselmann.

Neue Bücher.

Anzeige eines sehr schönen auf russisch kaiserl. Kosten gedruckten Prachtwerks in Kommission bey F. Dienemann und Comp. in Penig:

Reise der russisch-kaiserl. außerordentlichen Gesandschaft an die Othomannische Pforte. Drei Theile vertrauter Briefe eines Ehstländers an einen seiner Freunde in Reval. Mit dem Portrait Sultan Selim III. einer Karte und 6 Kupfern in groß Royalfolio. 3 Bände auf Schreibepapier in Quart.

Inhalt: Erster Theil. Beschreibung der Reise von St. Petersburg durch die Petersburgische, Pleskowsche, Polotzkische, Mohilewsche, Tschernigowsche, Kiewsche und Jekatherinoslowsche Statthalterschaften, durch die Orzakowsche Steppe, die Moldau, Wallachei, Bulgarien und Rumelien nach Konstantinopel. Bemerkungen auf dieser Reise, Volkszahl, Sitten und Gebräuche der Einwohner in den benannten Provinzen nebst einer Beschreibung der wichtigsten Städte und Oerter in denselben. Zweiter Theil. Beschreibung von Konstantinopel, seiner Vorstädte und herumliegenden Gegenden, der Audienzen bei dem Grosherrn und dem Grosvezier und der Feste bei 6 Ministern der Pforte. Merkwürdigkeiten in und um die Residenz und Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Tür-

ten während eines Aufenthalts von sieben Monaten in Konstantinopel. Dritter Theil. Reise von Konstantinopel über das schwarze Meer nach Taurien und aus dieser Halbinsel durch die Nogaische Tatarey oder die Krimmische Steppe, die Jekatherinoslowsche, Charkowsche, Kurskische, Orelsche, Tulische, Moskowische, Twerische, Novgorodische und St Petersburgische Statthalterschaften nach St. Petersburg.

Die 6 großen Kupfer zu diesem Werk enthalten: 1. Feierlicher Durchzug der ruß. kais. a. Gesandschaft durch Kiathana nach Pera. 2. Ansicht von Konstantinopel aus Pera. 3. Atmeidan oder Hippodrom, öffentlicher Platz in Konstantinopel. 4. Das Innere der St. Sophienkirche in Konstantinopel. 5. Bujukdereh, Sommeraufenthalt der Franken aus Konstantinopel. 6. Ruinen von Sultan Muraths Serail.

Der Verfasser dieser Reisebeschreibung, Herr Kollegienrath von Reimers in St. Petersburg legte in der Zeit von 17 Monaten einen Weg von 6434 Werstен oder 965 deutschen Meilen zurück, und liefert dadurch einen sehr glänzenden Pendant zu Murhards Gemälde von Konstantinopel, wovon gegen Ostern eine vermehrte und verbesserte Auflage für einen etwas wohlfeilern Preiß zu haben seyn wird.

Liebhaber, die sich wegen obigen Werks selbst an uns wenden, erhalten dasselbe für 3 Louisd'or in Gold; andere Buchhandlungen werden es mit einer kleinen Erhöhung des Preißes verkaufen, da sie von uns nicht den vollen Rabatt erhalten.

F. Dienemann und Comp.
in Penig.

Anzeige eines wichtigen Werks für die, die die französische Sprache lernen wollen.

Dictionnaire des Proverbes, Idiotismes et Expressions figurées de la langue francoise avec les proverbes alle-

mands, par I. F. A. Belin. A Penig 1805 chez F. Dienemann et C. gr. 8. 20 gr.

Von dem Verfasser dieses brauchbaren Buchs ist im vorigen Jahre in demselben Verlage eine sehr wohlfeile kurze und gut eingerichtete französische Sprachlehre erschienen unter dem Titel:

Esprit de la langue francoise, oder kurze, faßliche und gründliche Anleitung zur baldigen und leichten Erlernung dieser Sprache, gr. 8. Preis 10 gr.

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

H. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erster Jahrgang 1805.

3. Heft

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, 8 — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zu Ergänzung verloren gegangener abgelassen und kosten 1 Thaler. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezalung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Auswahl
einiger vorzüglicher Verlagsartickel von
F. Dienemann und Comp.

H. von Reimers Reise der außerordentlichen russisch Kaiserl. Gesandschaft an die Othomannische Pforte. 3 Bände in Quart mit 6 Kupfern in gros folio einem Portrait und einer Charte. St. Petersburg auf kaiserliche Kosten. 16 thlr.

Gemälde von Konstantinopel von Fr. Murhard. 3 Bände mit 1 Kupfer in Folio und 2 in Quart. (Von diesem Werk wird jezt die 2te Auflage gedruckt.)

La divina Comedia di Dante Alighieri. 3 Vol. mit neuen Didotschen Schriften auf großes geglättetes Schweizer Papier in Quart und 1 Vol. mit 39 Umrissen zu der Hölle des Dante nach Flaxmann von Hummel in Querfolio, 25 Thlr.

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

Hr. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erster Jahrgang 1805.

Drittes Heft.

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

Inhalt.

I. Der Kaukasus. . . . . S. 303

II. Verschönerungen und Erweiterungen von St. Petersburg unter Katharina II. . . S. 355

III. Einige nähere, bisher unbekannte Nachrichten von den mit der St. Annenkirche in St. Petersburg verbundenen Schulanstalten und frommen Stiftungen. . . . . S. 394

IV. Deutschland und Ava. Die Hoffnungen der Menschheit in dem vergleichenden Blicke auf die genannten Partien des Okzidents und Orients. S. 401

V. Bagatellen aus dem Orient.

1. Dabschelim's Fund. . . S. 415
2. Morgenländische Sentenzen. S. 424
3. Die Bescheidenheit. (Eine Fabel nach dem Persischen des Sadi.) . S. 426

VI. Betrachtungen über den Nazionalcharakter der Türken. Würdigung des ächten Charakters der Türken. — Die gemeinen Osmanen und ihre noch beibehaltene, aus den Steppen der Tatarei mitgebrachte Einfachheit und Redlichkeit. — Schuld der Griechen an der immer mehr zunehmenden Verderbtheit der Muselmänner. — Anekdoten von der Treue der Türken und der gewissenhaften Erfüllung einmal ertheilter Zusagen. — Unterschied des türkischen Charakters von dem italiänischen. — . . . . . S. 429

I.

Der Kaukasus.*)

Allgemeines Interesse muß ohnstreitig die erneuerte Kenntniß der Länder und Völker haben, die von der Vorwelt grauem Nebel umschleiert einst groß und blühend und besungen von den sanften Mythen der Dichtkunst jener Urzeit aus dem weiten Grabe vieler verflossener Jahrhunderte sich erheben, den Länder- und Völkerforscher in verjüngter Gestalt überraschen, und durch merkwürdige Begebenheiten neuerer Zeiten neue

*) Wenn gleich von einem Gemälde unter andern gefordert wird, daß die nächsten Szenen mit lebhafteren Farben gezeichnet sind, als die entfernteren in den dunkeln Parthien des Hintergrundes, so konnte doch hier die Regel dem Interesse nicht vorgezogen werden, das für den Forscher durch die Vereinigung der ältern und neuern Völkerkunde erhöht werden mußte. Dem Gemälde des

Aufmerksamkeit auf sich ziehn. Rußland's Krieger stehen und fechten in diesen Augenblicken an den Kaukasischen Gebirgen — Grusinien hat freudig sich unter Alexanders sanften Szepter gebeugt, und bald vielleicht ist die Zeit erschienen, wo Europa von Norden her, tiefer nach Asien ein anderes Licht sendet, als das des Orients Bewohnern sphärisch zuerst aufgeht. Winke genug, den Blick nach dem kaukasischen Gebirge zu richten, und von diesen wichtiger werdenden Gegenden genauere Kunde einzuziehn. Den Alten waren diese Gegenden genau bekannt, aber theils durch die Barbarei, theils durch die Verhältnisse des Mittelalters gieng diese Kenntniß verloren. Die Rohheit jener Zeiten verdrängte an sich schon jeden Zweig der wissenschaftlichen Kultur, also auch Länder- und Völkerkunde; so wie die zum Theil durch gewaltsame Explosionen bewirkten Entwickelungen der Lagen und Verhältnisse Euro-

Kaukasus durfte das Licht der ältern Geschichte auch für die entferntern Gegenstände in den Regionen der entschlummerten Vorwelt nicht fehlen; die Farbenmischung mußte aus der ältern und neuern Zeit entstehn; da die Alten den Kaukasus fast so gut kannten als wir bis jetzt. Hier steht also Kunde gegen Kunde — Wahrheit gegen Wahrheit, und nur die Zeit mit ihrem alles umwälzenden Schwungrade spielt auch hier die große Rolle im Erdendrama: Seyn, Vergehen und Werden!

pens die Aufmerksamkeit konzentrirter auf den vaterländischen Erdpunkt fesselten. Das heilige Land, das Fanatismus und Pfaffenthum mit europäischem Heldenblut düngte, war der einzige Theil Asien's, der für Europa Interesse hatte, bis erst Gewinnsucht den Europäer Hindostans Küsten kennen zu lernen reizte. Aber Asien's einst so berühmter Isthmus, der den Kaukasus trägt, lockte keinen Neugierigen, keinen, der durch eine mühsame Reise in jene unwirthbare Gegenden den Manen der Vorwelt, der Geschichts- Erd- und Alterthumskunde ein Opfer bringen wollte, bis auf Peter des großen und Katharinens Zeit — die Zeit der neuen Schöpfung des Moskowitischen Reichs.

Steigen wir auf der Geschichtsskale bis zu den ersten Spuren der Kenntniß von diesem merkwürdigen, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere liegenden Landstrich hinauf, den die ungeheure Gebirgsmauer des Kaukasus durchschneidet; so finden wir jene zuerst bei Besingung des Argonautenzuges, wo Pseudo-Orpheus ihrer erwähnt. Außer diesem ist Aeschylus der älteste unter denen uns noch übrig gebliebenen griechischen Dichtern, der vom Kaukasus redet, indem er ihn zum Schauplatz seines Drama's: „der gebundene Prometheus" macht.

Durch jenen berüchtigten Zug nach Kolchis hat sich — wenn er anders wirklich jemals unter-

nommen worden ist, ohnstreitig die frühste, wenn gleich dunkle und mit Fabeln vermischte Kenntniß von jenen Gegenden über Griechenland verbreitet. Mehr Licht kam aber über sie, als kleinasiatische Griechen Schiffarth und Handel nach dem schwarzen Meere zu treiben anfiengen, und Miletet bald nach Homer's Zeitalter zwischen dem achten und sechsten Jahrhundert v. C. G. an der Küste dieses Meeres Kolonien anlegten. — Durch Herodot aber, der 400 Jahre v. C. G. lebte, zerstreuten sich erst die Nebel, die den Kaukasus umhüllten. Herodot konnte als Augenzeuge vom Kaukasus reden, da es gewiß ist, daß er, wo nicht oft, doch wenigstens einmal in Kolchis war, und historisch ist also diese Gebirgs-Gegend durch ihn zuerst bekannt geworden. Er lernte zuerst die ganze östliche Küste des Pontus Euxinus kennen, der sich im Cimmerischen Bosporus endigt und zog über den Berg Kaukasus, sowie über den Handel nach Indien viele interessante Nachrichten ein.

In den nächsten Jahrhunderten machte man in der Kenntniß der kaukasischen Gebirge wenige Fortschritte, und scheint sich blos mit den Ueberlieferungen des Vaters der Geographie und Geschichte begnügt zu haben. Der einzige Scylax von Carya, der im zweiten Jahrhunderte vor Christus die Küstenfahrt um die bewohnte Erde

beschrieb, unterbricht die schweigende Stille, und erzählt von den Küstenbewohnern des schwarzen Meeres. Seitdem aber die Römer im Kriege mit dem Mithridates verwickelt wurden, und römische Heere die Gegenden zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere überströmten, fand Strabo im Anfange des ersten Jahrhunderts nach Christus Gelegenheit, von den kaukasischen Gebirgen und ihren Bewohnern genauere Schilderung zu liefern, als alle frühere Schriftsteller gethan hatten. Nun folgten die Kriege der Römer mit den Albaniern, Iberiern und den übrigen Völkern des Kaukasus, und verschafften eine immer genauere Kenntniß davon, wie man aus der Erdbeschreibung des Plinius und Ptolemäus sieht. Mit diesen beiden Geographen verschwand aber fortgesetzte Kenntniß und Nachricht von diesen Gegenden, und es herrschte vom Kaukasus tiefe Stille über jenen weiten Zeitraum von Jahrhunderten hin, bis zu der Epoche der steigenden Größe des russischen Reichs, in der Peters des großen und Katharinens Szepter nach jenen Gegenden hin wirkten, und ein Güldenstädt und Reineggs die gleichsam verlorne Spur des Kaukasus wieder aufsuchten, denen dann Pallas, Biberstein u. A. folgten.

Nun erst wird es interessant, die neuere Kenntniß jener Gebirgsgegenden mit den Nach-

richten eines Strabo, eines Herodots und Anderer zu vergleichen, theils um zu sehn, was sich in dieser ungeheuren Zeitkluft in Rücksicht auf Verfassung der Länder und Nazionalcharakter geändert hat, zum Theil auch die geographischen Fehler in den Beschreibungen der Alten zu bemerken, die sich da eingeschlichen haben, wo sie selbst nicht Augenzeugen waren.

Dazu findet sich sogleich Gelegenheit, wenn wir die Grenzen des kaukasischen Gebirges im weitern Umfange d. i. des Theils von Asien, der von den Alten die kaukasische Meerenge genannt wird, untersuchen; denn da finden wir, daß sie von Strabo an diese Grenzen unrichtig angaben.

Es ist nämlich bekannt, daß Strabo Asien, um der Deutlichkeit und der natürlichen Grenze willen in das Asien intra Taurum (innerhalb des Taurus) und in das Asien extra Taurum (außerhalb des Taurus) theilte. Jenes war der nördliche, dieses der östliche Theil. Der erstere wurde von ihm wieder in vier Regionen unterschieden, wovon die westliche die Länder ausmacht, die den Kaukasus umschließen. Dieser sollte nun nach Strabo folgende Grenzen haben: gegen Abend den Fluß Tanais (Don) und den mäotischen See, den Bosporus und den Pontus bis nach Kolchis (Mingrelien) — gegen Norden das Nordmeer bis zu den Mündungen des kaspi-

schen Meeres — gegen Morgen das kaspische Meer selbst bis an die Grenzen Albaniens und Armeniens, da wo die Flüsse Cyrus (jetzt Kur) und Araxes (jetzt Arak) entspringen — gegen Süden endlich das ganze feste Land von der Mündung des Cyrus bis Kolchis von dem einen Meere zum andern. Man sieht, daß die Unrichtigkeit dieser Angabe hauptsächlich auf Strabo's Unkunde des größten Theils vom asiatischen Rußland beruht; denn er ist fest der Meinung, (der auch — den Aristoteles und Diodor ausgenommen — alle folgende Schriftsteller über Asien bis ins 17te Jahrhundert *) gefolgt sind) „das „kaspische Meer stehe mit dem Nordmeer in Ver„bindung, und sey ein gegen Süden von ihm ge„bildeter Meerbusen." Es wundert uns dies vom Strabo um so mehr, da der frühere Herodot diesen geographischen Fehler nicht begeht, sondern ausdrücklich sagt: „daß das kaspische „Meer ein überall von Land umgebenes Meer „sey und in keiner Verbindung mit dem Nord„meere stehe." Strabo und Eratosthenes, die Urheber jener Unrichtigkeit, scheinen also mehr auf die Versicherung des Patrokles, des Admirals der syrischen Könige Seleukus und Antiochus: man könne aus dem Hyrkanischen

*) Zum Beweise dient: Olearius persianische Reise. Schleswig 1663.

Meere nach Indien schiffen, als auf das bewährte Ansehn des größten Geographen der Urzeit gebaut zu haben.

Damit hängt denn eine andere unrichtige Behauptung Strabo's zusammen: der westliche Theil des innerhalb des Taurus liegenden Asiens, der den Kaukasus enthält, sey gewissermaßen als eine Halbinsel zu betrachten, die vom schwarzen und dem kaspischen Meere (als Meerbusen des Nordmeers betrachtet) und vom Fluß Tanais gebildet werde, den Strabo zur natürlichen Grenze Asiens und Europa's macht. Erstreckten sich nun die Quellen dieses Flusses (die Strabo nicht kennt — aber doch von den nördlichen Gegenden ableitet) wirklich seiner Vermuthung nach bis an den Ozean, so könnte man ihm die Aehnlichkeit der kaukasischen Meerenge mit einer Halbinsel zugeben.

Strabo's unrichtige Grenzbestimmung des westlichen Theils von Asien, der den Kaukasus enthält, macht uns aufmerksamer auf die richtige Bezeichnung der engern Grenzen der kaukasischen Provinzen. Gegen Norden scheiden die Flüsse Kuban und Terek den Kaukasus von den kubanischen und kumanischen Steppen. Gegen Mittag trennt ihn der Kur, nebst den Gebirgen von Moschika (jetzt Semo Kartwel) die den Anfang des armenischen Ge-

birgs Tschildir ausmachen, von den Gefilden Armeniens. Gegen Abend und Morgen hat die Natur die Grenze bestimmt: dort das schwarze, hier das kaspische Meer.

Die Länder, auf denen der Kaukasus ruht, werden seit undenklichen Zeiten in die Benennung des kaukasischen Isthmus zusammengedrängt. Schon Strabo nennt sie so, und wir wollen ihm dies um so weniger tadeln, da er bei Bestimmung der Breite dieser Meerenge sich nur um fünf — nach Zach $5\frac{1}{2}$ — Meilen geirrt hat. Er giebt nämlich mit Plinius die Breite derselben zu 300 Stadien (75 deutsche Meilen) an, und tadelt Klitarch und Posidonius, wovon ersterer sie nur auf 150 Stadien ($37\frac{1}{2}$ deutsche M.) bestimmt, letzterer aber den Raum dieses Isthmus so eng angegeben hat, daß er meint, er könne sehr leicht von beiden Meeren überströmt werden. Nach Zach's Ausrechnung findet sich nun, daß von den Mündungen des Phasis bis zur Stadt Derbrat in Schirwan die Breite der kaukasischen Meerenge $80\frac{1}{2}$, und nach Rennel, daß sie 80 deutsche Meilen beträgt.

Doch es ist Zeit den Höhen unsers Kaukasus selbst uns zu nahen, und diese ungeheure Gebirgsmasse, diese weiten Altäre im Riesentempel der Natur näher kennen zu lernen.

Der Kaukasus erhebt sich gegen Osten am kaspischen Meere in der persischen Provinz Schir-

wan, erstreckt sich in schiefer Richtung bis gegen Abend und endigt am Curin. Westlich breitet er einen seiner Arme an der Grenze der kleinern Kabarda, den Wohnungen der ältern Zirkassier nach Mingrelien aus, und verliert sich in den Küstenprovinzen Abasa und Anapa. Nach Süden hin streckt er einen zweiten Arm an der Grenze von Georgien nach Armenien aus, und umschließt damit südlich die erstere Landschaft. Gegen Norden aber berührt er das russische Cirkassien und die Wohnungen der Kabardiner.

Nicht mit Unrecht nennt Strabo dies dem mütterlichen Schooß entstiegene Gigantengebirg eine Schutzmauer des kaspisch-pontischen Isthmus; denn die Gefahren und Schwierigkeiten, die einen Uebergang über diese Alpen hindern, sind unzählig — fast unüberwindlich. Nur im Sommer ist es dem Reisenden möglich, den Nacken des Riesen zu besteigen, in einer jeden andern Jahrszeit nicht. Des Winters ewiges Gezelt ist auf des Kaukasus steilen Felsenspitzen aufgeschlagen, und wehe dem Verwegenen, der es in der erwähnten Jahreszeit zu berühren wagte! Im Sommer, wo die Schnee- und Eismasse zum Theil schmilzt, besiegen die Eingebohrnen die Schwierigkeiten des Hinaufsteigens durch weite Schuhe von ungearbeitetem Ochsenleder, die mit Stacheln versehen

sind, das Herunterkommen erleichtern sie sich dadurch, daß sie in Thierhäute gehüllt, mit dem, was sie oben gesammelt oder erlegt haben, herunterrutschen. Besonders steil, rauh und von ewigem Eis starrend ist die Spitze des Gebirgs auf der Nordseite — überall kahler, nackter Felsen, nirgends, wohin das Auge blickt, Spur von Erde, kein Grashalm, kein Gewächs! Auch am höchsten sind die nördlichen Höhen, und Strabo ist hier abermals eines Irrthums zu überführen, wenn er dies von den südlichen behauptet, die Georgien bei Armenien trennen; diese sind ungleich weniger steil, und schmiegen sanfter sich an die reizenden Thäler an. Eben so wenig läßt sich mit Herodot behaupten, der Kaukasus sey das höchste und größte aller Gebirge. Noch in Asien übertrifft ihn der Taurus. Richtiger ists, die Höhe des Kaukasus mit dem Arrian, der blos dem Augenmaaße folgt, mit den Celtischen Alpen zu vergleichen. Jedoch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Höhe des Kaukasus unter dem Alles zermalmenden Zahn der Zeit gesunken ist, und daß ehedem an vielen Gegenden der Kaukasus bis in die Schneeregion der Luft emporgethürmt stand, welches man aus den häufigen Klüften und Spalten, die sich auf den Felsenspitzen finden, vermuthet.

Aus den Wohnsitzen des Winters steigt man vom Kaukasus in anmuthige Frühlingsthäler her-

ab, wo laue Lüfte wehen, und liebliche Gewächse dem ermüdeten Waller zum erquickenden Genusse winken. So ist es, wenn man vom nördlichen Gebirg herabkommt. Das sanftere Wehen der Mai = und Juniuslüfte hat dann die größere Schneemasse hinweg geschmolzen, reißende Felsenströme stürzen brausend in Katarakten, die keine Kunst bildete, in die Thäler herab, und überschwemmen die Gegend — ein hinreißender Anblick! Die Fruchtbarkeit der Ebenen wird durch diese Ueberschwemmungen sehr befördert, und in dem 25 — 30 Werften langen reizenden Thale des nördlichen Kaukasus sieht man, wenn die Erde getränkt ist, Gewächse und Früchte aller Art blühen und reifen, so wie auch an den Ufern des Tereck, wo ein sehr kurzer Winter herrscht.

Auf dem Gebirg selbst wechseln mit nackten, schroffen Felsen, dichte, schattigte Wälder ab, die reich an allen Baumarten sind, und besonders gute Schiffsbaumaterialien liefern. Jedoch sind nur die mittlern und untern Gebirgsgegenden waldig, die höchsten Spitzen sind alle kahl, bis auf die südlichen Arme des Gebirgs, deren Gipfel mit Erde bedeckt, und mit Graskräutern und Bäumen bewachsen sind.

Noch ehe wir die Höhen dieses fruchtbaren Gebirges verlassen, und zu seinen nähern und fernern Bewohnern herabsteigen, scheint es nöthig

zu seyn, die Ableitung des Namens: Kaukasus nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehn. Hierüber sind aber die ältern und neuern Schriftsteller nicht einig, und man wird es bei der Menge von Konjekturen und Hypothesen, die sich darüber finden, schwerlich bis zur Gewißheit und Entscheidung bringen können. Plinius leitet das Wort von Groukasus her, womit die Szythen einen „schneeweißen Berg" bezeichneten. Goropius Bekanus verwechselt Kaukasus mit Graugasus, welches von Grau Gas (cana via, ein grauer Weg) herkommen soll; oder schlägt vor anzunehmen: die Szythen haben diesen Berg Grauglasus genannt, welches so viel wäre als Glasberg. Reland und Pallas erklären das Wort Kaukasus aus dem persischen Cou-Caf, wobei nach der Gewohnheit der Griechen der letzte Buchstabe in ein s verwandelt worden sey. Cou (Cow) bedeutet bei den Persern einen „Berg" und Caf wäre jener fabelhafte Berg der Orientaler, wovon sie glaubten, daß er um die ganze Erde herumgehe. Noch andere leiten das Wort von dem Slavonischen: Cauka, welches die Schmiedekunst bezeichnet, her — vielleicht mit Rücksicht auf den an dieses Gebirge angeschmiedeten Prometheus; auch von Kaukaspus (Berg am kaspischen Meere) u. s. w. Am sinnreichsten scheint unter den neuern Konjekturen folgende zu seyn: das Wort Kaukasus sey aus der Sprache

der Eingebohrnen und der Perser zusammengesetzt, Caw (persisch: der Berg, das Gebirg) und casis (in der Sprache der Eingebohrnen: weiß) so wie Kaspius (Kaspisch) ganz in der Sprache der Kaukasier aus casis (weiß) und pi (der Berg) zusammengefügt wäre. Wir übergehn die Meinungen Anderer und bemerken nur noch, daß die Bewohner des Kaukasus und die benachbarten Nationen diesem Gebirge, nach der Verschiedenheit der Mundarten, die hier herrschen, verschiedene Namen geben, welche aber alle die Beschaffenheit des Bergs bezeichnen, als Aente, Kaern Tau (ein hochemporgethürmtes Gebirg) Galbus, Ye-Albus, Jalbus, Daghlar (Bergrücken mit ebenen Gipfeln) Kaar oder Buz-Daghlar (Gebirg mit Schnee und Eis bedeckt) Oss-Daghlar (Gebirg der Ossier) Karakalkaa-Daghlar (Gebirg der Melanmitrer) u. a.

Wenden wir uns jetzt zu den Bewohnern des Kaukasus und der verschiedenen Distrikte des kaukasischen Isthmus. Da wir aber hier eine etwas weitläuftige Bekanntschaft zu machen haben, indem schon Strabo die Zahl der kleinern Völkerschaften am Kaukasus auf siebenzig setzte, andere sogar von dreihundert redeten; so werden wir, dem Gedächtniß zu Gute, die Bewohner des Kaukasus nach einer gewissen Ordnung kennen lernen. Sie werden in größere und kleinere

Völkerschaften getheilt. Unter den erstern versteht man die Bewohner der Provinzen Mingrelien, Guria, Imirette, Georgiens und Schirwans mit dem Distrikt von Daghestan und Lesghistan. Die kleinern Völkerschaften faßte Strabo's Zeitalter unter dem gemeinschaftlichen Namen der sarmatischen Völker zusammen, so wie man noch jetzt unter der weitern Benennung der daghestanischen Tataren mehrere von einander verschiedene tatarische Völker begreift.

In der Schilderung dieser kleinern kaukasischen Völkerschaften finden wir nun ein sehr treues Gemälde der Vorzeit, und oft ganz die alten Sarmaten wieder — bei vielen hat die Zeit wenige Züge außer den Namen verwischt. Manche ausgezeichnete Charakterzüge von sarmatischen Völkern, manche sonderbare Sitten und Gebräuche haben sich durch beinahe zwei Jahrtausende bis auf unsre Zeiten nur mit kleinen unbedeutenden Veränderungen fortgepflanzt. So liefert uns ein Beispiel hiervon, die mit den neuesten Nachrichten aus jenen Gegenden verglichene Erzählung Strabo's: „daß einige sarmatische Völker gewohnt seyen, über die Geburt eines Kindes zu weinen und Wehklagen zu erheben, wegen der vielen Mühen und Beschwerden, die der neue Erdenbürger nun zu durchkämpfen habe, mit Freudengesängen und Jubel aber den Ausgang eines jeden aus der

„Welt zu feiern, der von des Erdenlebens „drückender Last befreit worden sey.“ Mag nun immerhin Reineggs das Wahre, auf unsre Zeiten Fortgepflanzte dieses charakteristischen Zuges, komisch genug auf die Gewohnheit der Wöchnerinnen in Georgien, ein lautes Heulen und Wehklagen zu erheben, und dadurch die Liebe und das Mitleid ihrer Männer stärker an sich zu fesseln, einschränken; so sieht man doch, daß er die Sache nicht läugnet, sondern sie in der Meinung, daß eine so feine Reflexion, eine solche Zartheit der Empfindung bei Barbaren nicht angetroffen werden könne *), in einen Scherz verwandelt. Das letztere in jener Straboniſchen Erzählung bestätigt die neuere Zeit in der Gewohnheit der Kuwätscher (Daghestanischer Tataren), mit Freudengesängen ihre Todten zu begraben. Eben so erzählt Strabo, daß andere sarmatische Völker dem unverbrüchlichen Grundsatze folgen, keinen Verbrecher zu tödten, sondern ihn nur mit seiner Familie aus ihren Grenzen zu verbannen. Und

*) Warum nicht? Wissen wir nicht, daß bei den rohsten, wildesten Nationen, aus der Mitte grausamer, unmenschlicher Gebräuche, Sitten und Handlungen, bisweilen Züge eines reinen zarten Gefühls, die das Resultat mancher modernen Philosophie beschämen würden, durchschimmern? Auch in rohen ungebildeten Menschenmassen entzündet sich von selbst jener Götterfunke, den Kultur beim Europäer zur Flamme erhöht!

auch dies findet man bei der rauhsten Nation des Kaukasus, den Lesghiern, bestätigt.

Auch in Rücksicht der Verschiedenheit in den Mundarten und der Sprache der Kaukasier herrscht Uebereinstimmung zwischen älterer und neuerer Zeit. Eine Nation fürchtet die Wildheit der andern, und wird wieder gefürchtet, denkt daher nur auf Sicherheit des eignen Lebens und Eigenthums, und will mit andern keine Gemeinschaft haben. Oft ist es daher ein kleiner Strom, oder nur ein Berg, der Völker trennt, wovon das eine der Sprache des andern ganz unkundig ist, wodurch denn freilich Handel und Gewerbe wegfällt. Manche sind mit diesem Zustand zufrieden, leben von dem, was der Boden und die Viehzucht ihnen beut, ruhig und genügsam, ohne nach den reichen Metallen, die sich ihnen hier und da in den Gebirgen entdecken, und deren Werth sie doch kennen, zu trachten; dahingegen andere, begierig nach Gold, hauptsächlich von Raub und Plünderung leben, und manche sogar auf Menschenraub ausgehn, wie die Abassier, die Lesghier und Daghestanischen Tataren. Ackerbau wird weniger von ihnen getrieben, theils weil der Boden an vielen Orten unergiebig und unfruchtbar ist, theils aus Rohheit und Unkunde des Länderbaus. Dagegen ist die Jagd eine Hauptbeschäftigung der sarmatischen Kaukasier, und nur um das Lebensbedürfniß zu befriedigen,

wagen sie sich auf die Spitzen des Kaukasus, wo sie auf die schon bemerkte Art mit Stachelschuhen hinaufklimmen, um Gemsen und Steinböcke zu erlegen, die sich da in Menge aufhalten. So sind also diese Kaukasier auch der Lebensart der alten Sarmaten treu geblieben: denn eben so schildern diese Strabo und Andere.

In der bürgerlichen Verfassung dieser Völker hat sich nur der Umstand geändert, daß die Sarmaten unter der Landeshoheit der Römer standen, die ihnen Könige aus ihrer Mitte gaben, unter denen sie gleichwohl einer vollen nomadischen Freiheit genossen, jetzt aber unter russischem Schutze leben, eigentlich jedoch frei sind. Sie wählen sich gemeiniglich einige Häupter aus ihrer Mitte, die sowohl für die öffentliche Sicherheit als das Wohl des Volks überhaupt sorgen müssen, und bei denen das Amt der öffentlichen Richter und der Schiedsrichter bei Partikularstreitigkeiten vereinigt ist. Doch bemerkt man, daß sie ihnen ungern gehorchen, und sich überhaupt von Gesezzen und Befehlen unabhängig zu machen suchen.

So viel von den kleinern Völkerschaften des Kaukasus im Allgemeinen. Die bemerkte Menge und Verschiedenheit derselben macht nun zwar eine genaue Kenntniß und detaillirte Schilderung aller dieser kleinern Nationen sehr schwierig, und ihre Rohheit und Barbarei eine vollständige

Kunde von ihnen fast unmöglich, doch werden wenigstens die vorzüglichsten in dieser Skizze erscheinen.

Unter ihnen machen auf der Abendseite des Kaukasus die Küstenbewohner des schwarzen Meeres den Anfang, wo wir in den Bewohnern der Provinz Anapa die alten Sindier wiederfinden. Der Euxin und der bekannte Kubanfluß *), an dessen jenseitigem Ufer die kubanischen Tataren hausen, machen die Grenzen dieser Landschaft aus, die bei den Alten Sindika hieß, und 14½ deutsche Meilen weit sich bis an die Batabay erstreckt. Die Sindier werden beim Strabo Bosporaner genannt und zu den Mäotischen Völkerschaften gezählt, unter die er außerdem noch die Toreaten, Agrier, Arrhichier, Tarpeten, Obidiazener, Sittazener, Doszier und Aspungitaner rechnet; Namen, die aus der neuern Geschichte dieser Gegenden sämtlich verschwunden sind. So sind auch selbst die Spuren der Trümmer, zum Theil berühmter Städte, verwischt, die in dem ehemaligen Sindika standen, als Georgippa, die Hauptstadt, in der das Oberhaupt dieses Volkes wohnte, Sindika, die von griechischen Kolonisten bewohnt war, Hermonassa, Apa-

*) Ehmals hieß er Anticites oder Hypanis.

turum, wo die Venus Apatura *) verehrt wurde, Bata, an der daran gelegenen Bay u. a. Gewiß iſts, daß dieſe Landſchaft viele griechiſche Koloniſten enthielt, die ſich des Handels auf dem ſchwarzen Meere wegen hier niedergelaſſen hatten. Noch jetzt hat dieſe Provinz bequeme Haſen, als Anapa, Sotſchukkala und andere.

An die Bewohner von Anapa ſchließen ſich mehr nach Süden hin, an der Küſte des ſchwarzen Meeres die Abaſſier in der Landſchaft Abaſa (Abšne) an, worin ehedem die alten Achäer, Zygier und Heniocher wohnten, deren Strabo häufig erwähnt, und von denen er behauptet, daß ſie griechiſchen Urſprungs ſeyen. Ausdrücklich ſagt er in einer Stelle von den Achäern, daß Theſſalier aus Achill's berühmter Vaterſtadt Phthya ſeit Jaſon's Zug nach Kolchis dies aſiatiſche Achaja angebaut hätten, und anderswo folgt er wieder der Meinung, die aſiatiſchen Achäer ſeyen Koloniſten der Orchomenier aus Böotien, die nach der Eroberung Troja's unter der Anführung eines gewiſſen Jalmenus dahin gekommen ſeyen. Eben ſo leitet er den Urſprung der Heniocher von den Lazedämoniern ab, die auch vom

*) Apatura von ἀπάτη (apatae) die Liſt, welche die Göttin, mit Hülfe des Herkules gegen die Giganten angewendet haben ſoll.

Argonautenzuge hieher gekommen seyen, deren Häupter Rhekas und Amphistratus, welche die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux führen, gewesen wären, wovon sie auch den Namen erhalten hätten*). Von dem griechischen Ursprung der Zygier schweigen zwar Strabo, Plinius u. A. Dionysius Periegetes aber behauptet ihn ebenfalls. Die ganze Sache scheint indessen eine Erdichtung der Griechen zu seyn, die sich aus dem, nachher auf die Römer übergegangenen Ehrgeiz der erstern für das Stammvolk der entferntesten Nationen gehalten zu werden, erklären läßt. Klangen nun die Benennungen fremder Völker griechisch, waren sie etwa den Namen griechischer Städte und Provinzen oder berühmter Männer und Heroen ähnlich, so war die Sache gewiß: dies Volk hatte Griechenland seinen Ursprung zu danken. So war es auch bei den Achäern in Asien der Fall. Weit richtiger leitet man diesen Namen vom Worte Agu her, das in der Landessprache der Abassier (der eigentlichen Nachkommen der Achäer) einen Menschen oder Mann bedeutet. Dies Wort war wohl die ursprüngliche Benennung dieser Nation, womit sich die Eingebohrnen bezeichneten; die Griechen formten es aber griechisch, und gaben die Provinz

*) Heniocher von ηνιοχος (Häniochos) der Fuhrmann.

nun für eine griechische Kolonie aus. Eben so scheint auch der Name der Zygier entstanden zu seyn; Zug bedeutet in der Sprache der Tscherkessier, mit der die Sprache der heutigen Abassier allein eine Aehnlichkeit hat (und von denen die Zygier höchst wahrscheinlich abstammten) ebenfalls einen Mann, so wie denn überhaupt bei den kaukassischen und andern barbarischen Völkern die allgemeinere Bedeutung dieses Worts zur speziellern Bezeichnung und Benennung des Volks gebraucht und nur in den verschiedenen Landessprachen verschieden ausgedrückt wird. Dieser Gewohnheit der Völker jener Gegenden, die Appellativa in nomina propria zu verwandeln, ist man mit ziemlicher Gewißheit auf die Spur gekommen.

Historisch merkwürdig ist es aber, daß Herodot diese drei Völkerschaften im heutigen Abasa gar nicht kennt, woraus wir, unterstützt von der Aehnlichkeit, die die Sprache der Abassier mit der der Tscherkessier hat, die Vermuthung wagen, daß damals diese 3 Nationen noch mit den Tscherkessern (von denen hernach die Rede seyn wird) eine Nation ausgemacht haben, und erst späterhin an die Küsten des schwarzen Meeres, die ihnen manche Vortheile verhießen, ausgewandert sind. — Die Nachkommen der alten Zygier will man jetzt in den Bewohnern des Distrikts Basiania, am Fluß Tscheges finden,

die von den Georgiern Tschiki genennt werden. Zu den Abassiern gehören sie nicht mehr, eben so wenig die Nachkommen der alten Heniocher, die wahrscheinlich von den Achäern verdrängt ins benachbarte Mingrelien ausgewandert, und unter dem jetzigen Namen der Lazier, die eine besondere Völkerschaft in Mingrelien ausmachen, wieder emporgekommen sind. So wären also in den heutigen Abassiern nur noch die alten Achäer übrig.

Diese Provinz nun ist, wie schon die Alten erwähnen, sehr waldig und bergig, hat enge und unfruchtbare Thäler, und keine Hafen und Anfahrten, daher sie denn von der Natur nicht zum Handelsverkehr bestimmt zu seyn scheint, den auch der rohe, wilde und raubsüchtige Nationalcharakter der Abassier nicht zuläßt. Schon in den ältesten Zeiten zeichnete sich dieser durch Raubsucht aus. Strabo versichert, daß die Bewohner dieses Landes blos von Seeräubereien lebten, indem sie in kleinen engen und leichten Barken, die ohngefähr 20 bis 30 Mann fassen konnten, auf dem Meere schwammen, und entweder Handelsschiffe oder benachbarte Städte und Küsten angriffen. Unterstützt von den Bosporanern, die ihre Kaper in die Häfen aufnahmen, welche den Räubern fehlten, in denen sie die gemachte Beute ruhig ausladen durften, trieben sie frei und ungestört ihr Seeräuberwesen auf dem

schwarzen Meere. Waren sie des Kaperns auf der See müde, so trieben sie ihre Barken, oder Kamaren (wie die Griechen sie nannten) ans Ufer, luden sie — ein kolossalisches Bild der Kraftfülle jener Zeit — ohne Mühe auf ihre Schultern, und trugen sie, weil sie keine Häfen hatten, in ihre dichte, schattende Eichenwälder, wo sie sie so lange verbargen, bis die Lust sie wieder anwandelte, in See zu gehn, und Beute zu machen, da sie denn ihre Schiffe auf dem Rücken wieder an's Ufer trugen. Eben so wie auf der See waren sie auf dem Lande dem Raub ergeben, wo sie auf den Menschenfang lauerten; doch ließen sie sich leicht zur Herausgabe der Gefangenen bewegen. Sie wurden vom Szeptuchen oder Szepterträgern regiert, welche Gericht hatten, und den Beraubten wieder zu ihrem Eigenthum verhelfen musten, da sie sich oft selbst untereinander ihre Kamaren raubten. Bemerkten sie nämlich, daß Kamaren nach dem Ufer zusteuerten, so eilten sie in einen nahe am Ufer gewählten Hinterhalt, stürzten auf die Landenden, die unter der Last ihrer Barken sich nicht helfen konnten, los, nahmen ihnen Schiffe und gemachte Beute ab, und schleppten sie, um doch alles zu benuzzen, selbst als Gefangene mit sich fort. Die Szeptuchen, die in solchen Fällen Recht sprechen mußten, wenn z. B. die Verwandten der Geraubten gerichtliche Hülfe suchten, standen selbst

unter besondern Nationalhäuptern oder Königen, die bei einem feindlichen Ueberfall, oder in sonstigen Angelegenheiten des Landes, für das Wohl und die Freiheit des Ganzen sorgen mußten. Da sie in ihren engen Gebirgspässen ziemlich sicher waren, und nie fixe Wohnungen hatten, so achteten sie die Römer und ihre Befehle wenig.

So findet man die Bewohner von Abasa im Gemälde der Vorzeit; die jetzigen Abassier sind diesem Bilde nicht unähnlich, auch heut zu Tage sind sie als die Menschenräuber am Kaukasus berüchtigt. Kein Reisender wagt sich ohne hinlängliche Bedeckung in ihre Gebirgsklüfte. Noch immer rauben sie sich untereinander und verkaufen ihre eigne Landsleute an die Türken und Tataren. Den erstern müssen sie Tribut entrichten und haben dafür die Erlaubniß, sich aus ihrer Mitte eigene Beherrscher zu wählen, die bei ihren kriegerischen Unternehmungen ihre Anführer, und außerdem die Civilobrigkeit sind. Die Abassier wohnen jetzt theils in Dörfern, theils in einzelnen Hütten, theils ziehn sie nomadisch umher. Diese Nomaden beschäftigen sich nicht mit Rauben, sondern blos mit der Viehzucht, daher es kommt, daß Güldenstädt die Abassier friedliebend nennt, und behauptet, daß ihre Lebensart sich ganz von der ihrer Vorfahren unterscheide. Er ist wahrscheinlich so glücklich ge-

wesen, nur die nomadischen Abassier kennen zu lernen.

Unter den westlichen Kaukasiern verdienen noch die Tscherkessier, zwischen dem Kuban, der Küste von Abasa und dem Kaukasus eine Erwähnung, ob sie gleich eigentlich nicht das kaukasische Gebirge bewohnen, welches ihrer Kabarde nur zur Grenze und zum natürlichen Schutze dient, so wie die kubanischen Gebirge gegen die Tataren. — Ihr Ursprung ist zweifelhaft. Läßt man sich von der Aehnlichkeit gewisser Namen zu einer Meinung verleiten, so muß man annehmen, daß sie entweder von den alten Sirakern oder von den Kerketen herkommen; doch sind die erstern wohl eher als Stammvolk der Kabardiner am Terek im nördlich russischen Zirkassien, die die Tscherkessier am Kuban besiegt und verdrängt haben, anzusehn, und die Kerketen können so gut von den Tscherkessiern abgestammt, und später eine abgesonderte Nation gebildet haben, als umgekehrt. Folgt man dem Herodot, so sind die Tscherkessier szythischen Ursprungs. Es sollen nämlich Szythen, welche zum Unterschiede die freien genannt wurden, von den Klippen des mäotischen Meerbusens, wohin vom Fluß Thermodon in der kleinasiatischen Provinz Themiszyra auch Amazonen gekommen waren, in Verbindung mit diesen über den Tanais (Don) gegangen seyn, und drei Tagereisen von diesem Fluß, und

eben so weit vom mäotischen See ostwärts in dem jetzigen Tscherkask sich niedergelassen haben. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß die Tscherkessier Szythen waren, die sich anfänglich am Kuban niederließen, nachher bis an den Terek und die Wolga ausbreiteten, und mehrere Völkerstämme bildeten. Die jetzigen Zirkassier in der kleinern Kabardei am Kuban, sind Nomaden, und haben ihre Wohnungen in Hölen und Klüften, um den Nachstellungen der Tataren zu entgehn, die ihnen auflauern, sie zu Sclaven machen und in die Türkei verhandeln. Denn die Zirkassier werden für die schönsten Menschen der Erde gehalten, und die Zirkassierinnen behaupten daher in allen Harems des Orients und der Türkei, wohin sie verkauft werden, den ersten Rang.

Dem nördlichen Kaukasus näher wohnen die Alanen, deren Vorfahren den Griechen nur unter dem schmutzigen Namen Phtirophager (Ungeziefer verzehrende, — pediculos vorantes) bekannt und wegen ihres Schmutzes und ihrer Unreinlichkeit überhaupt berüchtigt waren. Daß sie wirklich Ungeziefer verzehrt haben, versichern alle ältere Schriftsteller, so wie schon Herodot dies von den Budinern, einem ansehnlichen Volk an der Weichsel, erzält. Als nun die Griechen die asiatischen Phtirophager kennen lernten, und ihre Unreinlichkeit ihnen auffiel, so gaben

sie ihnen, da sie ihren Namen nicht kannten, von dem unrühmlichen charakteristischen Zug dieser Nation, den griechischen Namen Phtirophager. Plinius nennt sie Salier, weil sie mit Salz viel handelten, und deshalb häufig in die berühmte Handelsstadt des ehemaligen Kolchis, nach Dioskurias kamen. Jetzt machen die Bewohner jenes nördlichen Distrikts, in dem sich die alten Phtirophager aufhielten, die kleine unbedeutende Nation der Alanen aus, die an dem einzelnen Kaukasischen Berge Elborus wohnen, und von denen nicht viel zu sagen ist. Mehr hingegen von ihren, ehemals sowohl, als jetzt noch ungleich mächtigern Nachbarn den Soanen.

Sie bewohnen die höchsten Gipfel des nordöstlichen Kaukasus, und sind wohl eines der mächtigsten unter den sogenannten kleinern Kaukasischen Völkern, ob sie gleich in ihrer politischen Größe sehr gesunken sind. Denn ehemals beherrschten sie die ganze umliegende Gegend bis an die Grenzen von Kolchis und Iberien (Mingrelien und Georgien) und konnten eine Armee von 200,000 Mann ins Feld stellen, eine zwar undisciplinirte aber kriegerische Schaar, die mit vergifteten Pfeilen stritt. Noch im 5ten Jahrhundert waren sie als eine kühne, räuberische und durch Grausamkeit und Barbarei Schrecken um sich her verbreitende Nation bekannt. Nach Strabo sollen sie alle andere sarmatische Völker an Kühnheit

und Raubsucht übertroffen haben; eben so auch an Golddurst. Konnten sie kein Gold und Silber rauben, so holten sie es aus den Flüssen, verfertigten Ohrringe daraus, und besetzten damit wolligte Schaaffelle, in die sie sich kleideten, woraus nach Strabo's Meinung die Fabel vom goldnen Vlies entstanden seyn soll.

Noch jetzt ist ein gewisser kriegerischer Geist, der sie beseelt, ihrem Nationalcharackter übrig geblieben, sie sind gute Soldaten und wissen sehr gut mit dem Verfertigen und Führen der Waffen, die meist von Silber sind, umzugehn, und sogar das Schießpulver selbst zu bereiten. Die Raubsucht ihrer Vorfahren scheint aber auch auf sie fortgepflanzt zu seyn, wodurch sie sich in häufige Fehden mit benachbarten Nationen verwickeln, und von denen sie in neuern Zeiten oft besiegt, und zum Theil unterjocht worden sind. Ehedem gehorchten sie einem König, dem ein Rath von 300 Männern als Civilobrigkeit untergeordnet war; jetzt sind sie frei, und in völliger Anarchie, jede Familie hat ihr eignes Oberhaupt; daher der Gemeingeist ihrer Vorfahren bei ihnen verschwunden ist, und es oft kleinern Völkern gelingt, sie zu besiegen.

Dagegen ist Geldbegierde, Putzliebe und Unreinlichkeit noch jetzt ihr hervorstechender Charakter, worin sie ihren Vorfahren, deren Namen sie auch — welches bei wenigen Kaukasischen Völ-

lern der Fall ist — beibehalten haben, ähnlich sind. Denn diese zeichneten sich gleich ihren Nachbarn den Phtirophagern durch Schmutz und Unreinlichkeit aus. Wie sie aber bei dieser Unreinlichkeit den Putz mit Gold und Silber so sehr lieben, und über goldne und silberne Ketten, Ringe, Ohrringe, womit Männer und Weiber bei ihnen sich zieren, eine so außerordentliche Freude haben können, als man es bei ihnen noch jetzt findet, ist unbegreiflich *). Ihr Anblick, der wegen ihrer Größe und martialischen Gesichtsbildung außerdem Furcht erregen würde, erweckt wegen des Schmutzes, der sie bedeckt, vielmehr den äußersten Eckel. Dabei kann man ihnen nicht absprechen, daß sie nicht ganz roh und barbarisch, sondern vielmehr kunstreich, erfinderisch und verschlagen sind **), so daß sich bei ihnen auf eine sonderbare Art ein verächtliches Phlegma, mit einer gewissen Energie vereinigt, ein Wider-

*) Ob es ihnen geht, wie den Menschen, die die Schmutzflecken ihres Charakters kennen aber unter dem Szepter der Mode und verjährter Neigungen gebeugt, sie nicht austilgen können, und daher etwas Glänzendes darüber legen, um sie zu bedecken? — wagen wir nicht zu entscheiden, und überlassen die weitern Bemerkungen darüber den Psychologen.

**) Allen Reisenden ist es z. B. bekannt, wie verschmitzt sie ihre Metalle zu verbergen wissen.

spruch, den die Psychologie leugnen würde, wenn die Erfahrung ihn nicht bestätigte.

In der Landessprache nennen sich die Soanen Tson, von den Benachbarten werden sie Soan, Sonti, Tsinti und die Gebirgsgegenden, in denen sie wohnen, Tsuanetti genannt.

Die völlig gegen Norden wohnenden Kaukasier, zwischen den Soanen und dem Tereck, möchte man wohl mit Seume: *) „Schaaren unbekannter Völker" nennen, denn nur manche von ihnen kennen zu lernen, müßte man in unterirdische Hölen steigen. (So findet man wirklich unter den Völkern Badill und Uitigur, Troglodyten, die um der unerträglichen Kälte willen, sich unter die Oberfläche der Erde vergraben und in langen Reihen aneinanderhängender unterirdischer Hölen hausen.) Bekannter und bemerkenswerther sind einigermaßen die Bewohner der Provinz Hipzschack, dieser fruchtbaren blühenden Ebene am Fuße des nördlichen Kaukasus, deren wir oben erwähnt haben. Ihre Lebensart, Verfassung und ihre Sitten haben aber nichts ausgezeichnetes, und sie sind dem von den sarmatischen Kaukasiern entworfenen allgemeinern Bilde ganz gleich. Ehedem wurden die Bewohner jenes Distrikts von Strabo in die Völkerschaften der Chaenoeten,

*) Seume, Gedichte an Münchhausen.

Isadiker und Polyphager (die Vieleſſer) *) unterſchieden; Namen, die jetzt verſchwunden ſind. Strabo rühmt ihren Fleiß, den ſie auf den Ackerbau verwendeten, wozu ſie die Ergiebigkeit des Bodens lockte, und auch jetzt ſollen ſie dies Lob verdienen.

Die jenſeits des Terek und Kuban wohnenden kleinern Völkerſchaften gehören nicht zu den Kaukaſiern; die Aorſer und Awaren aber finden wir nachher bei den Lesghiern.

So viel von den ſarmatiſchen Kaukaſiern, — drei größere und blühendere Provinzen des Kaukaſus winken jetzt zu einer nähern Betrachtung.

Kolchis, beſungen von Meiſterſängern der griechiſchen Dichtkunſt, ſanft umwallt vom grauen Nebelſchleier, der die in die Urne der Vorzeit niedergelegte räthſelhafte Mythe von des Phryxus goldenem Vlies und dem ſonderbarſten aller Kreuzzüge umhüllt, dies Kolchis — das ſüdliche Kaukaſien, finden wir in dem heutigen Mingrelien,

*) Wieder eine griechiſche Formation des Namens eines Kaukaſiſchen Volks, nach dem ausgezeichneten Merkmahl, woran man dies Volk erkannte, und wodurch man es, aus Unkunde ſeines wahren Nationalnamens unterſchied.

Gurien und Imirette *) wieder; Provinzen, die jetzt getrennt, ihre verschiedene Regierungsverfassung haben, indem Imirette der russischen, Gurien der türkischen Herrschaft, und Mingrelien einem eigenen Regenten unterworfen ist, der sich vorzüglich auf die Seite der ottomanischen Pforte neigt.

Zu Nachbarn haben diese Provinzen gegen Abend die Abassier, gegen Norden die Soanen, gegen Osten die Georgier, und südlich weiter die Armenier. Nach Strabo's Angabe kam man von der südlichen Küste des Pontus, aus der Gegend der Henioher nach Kolchis, das er unter den Gebirgen vom Kaukasus und von Moschika ausgebreitet, beschreibt. Gegen Norden war ihm die Stadt Dioskurias, gegen Abend das Kastell Sarapana, an den Grenzen Iberiens gegen Süden hinter Moschika, Trapezus (Trapezunt). Von Dioskurias bis an den Fluß Phasis, der auf dem Kaukasus entspringt, und Kolchis durchströmt, zählt Strabo 600 Stadien (15 geogr. Meilen) Arrianus Periptus aber berechnet die Länge von Kolchis, oder den ganzen Raum zwischen Dioskurias und Trapezus auf 2260 Stadien (56½ geogr. Meilen). Doch ber-

*) Imirette gehört nun zu Georgien, und was daher von Kolchis überhaupt gesagt werden wird, ist von Mingrelien und Gurien zu verstehen.

gleichen Grenzangaben und geographischen Berechnungen der Alten können für uns jetzt kein geographisches, sondern nur historisches Interesse haben.

Den Ursprung der Kolchier leitet Strabo nach Herodot von den Aegyptiern ab, und alle ältern stimmen darin mit ihm überein. Einer der vorzüglichsten Gründe, womit Strabo diese Behauptung zu unterstützen glaubt, nimmt er von der bei den Kolchiern sehr stark getriebenen Verfertigung der Leinwand her. (Noch jetzt ist zwar die Trapezuntische Leinwand berühmt, aber keine aus den Provinzen des ehemaligen Kolchis bekannt.)

Den ersten Schimmer des Glanzes, den diese Länder nach Strabos Aussage durch Künste, Gewerbe und Handel erhalten haben, warf auf sie ohnstreitig der Argonautenzug *). In der Folge bekamen die Kolchier Könige, die das Land in Szeptuchien theilten, deren Ansehn aber noch gering und unter denen die Macht der Nation noch zu unbedeutend war, um der steigenden Größe Mithridat's Widerstand leisten zu kön-

*) Wie viel an diesem merkwürdigen Zuge Jasons Wahres oder Falsches ist, gehört nicht hierher zu entscheiden. Soviel aber scheint gewiß, daß in den frühesten Zeiten des Handels und der Schifffahrt von Griechen hierher eine Expedition unternommen worden ist.

nen — Kolchis fiel unter seinen Szepter. Zum Handel und zur Schiffahrt öffneten sich diesem dadurch beträchtliche Hülfsquellen. Nach seiner Besiegung wurde Kolchis von römischen Vasallen regiert, die Auflösung des römischen Reichs aber machte die Kolchier so lange wieder unabhängig, bis die Russen und Türken den größten Theil davon an sich zogen. Den Glanz der Vorzeit haben diese Provinzen aber jetzt bei weitem nicht mehr. Schon als sie der Schauplatz blutiger Kriege zwischen den Byzantinern und Persern, und nachher zwischen den letztern und den Türken wurden, entschlummerte Industrie, Handel und Gewerbe, und der Reichthum jener Länder sank zur Dürftigkeit herab. Verheert durch innere und äußere Kriege, durch die Ueberfälle der Abassier, Lesghier und anderer räuberischer Horden vom Gebirg ist das ehemals so blühende Kolchis sich jetzt nicht mehr ähnlich. Kaum noch der Schatten von dem, was es vorhin war. Künste und Wissenschaften sind jetzt fremd darin, und die Einwohner sind abergläubisch, roh und unwissend, fast ohne alle Gesetze und Einrichtungen.

Von der Fruchtbarkeit, und dem ehemals blühenden Zustand der Provinz Kolchis, macht schon Strabo eine sehr vortheilhafte Schilderung. „Sie ist reich," sagt er, „an Gewächsen aller „Art, liefert treflches Getraide, und ist durch

„ihren Flachs- und Hanfbau berühmt — ihre „dem Handel so günstige Lage setzt sie in Stand, „die schönste und feinste Leinwand, die sie sehr „gut zu verfertigen wissen, in fremde Gegenden „zu führen. Auch handeln sie mit Wachs, Pech, „Bau- und Schiffsmaterialien. Es ist alles gut, „was sie liefern, den Honig ausgenommen, der „eine gewisse Bitterkeit hat" u. s. w.

Trauriges Bild, das die Gegenwart diesem Gemälde der Vorzeit gegenüber hält! Zwar hat die Natur diesen Provinzen ihre Milde nicht entzogen, noch jetzt winken in Gurien und Mingrelien hier schattigte Wälder, blühende Wiesen und Fluren, dort reifen Küchengewächse, Getraidefrüchte, Reben, Feigen, Kastanien und andere liebliche Baumfrüchte, wenig gepflegt und gewartet, wie durch einen Zauberwink der gütigen Mutter Erde hervorgerufen, und in die Arme der blühenden Natur gelegt. Der äußerst fruchtbare Boden, über dem eine, für die Gesundheit beinahe zu laue Luft weht *), bedarf nur einer geringen Beihülfe, um alle Lebensbedürfnisse zum Ueberfluß, und fast alle Forderungen der Bequemlichkeit und des Vergnügens reichlich zu befriedigen. Aber dies schöne Küstenland ist durch Verheerungen und Kriege fast unbewohnt gemacht —

*) Fremde können das Klima nicht gut vertragen, und werden blaß, schwach und abgezehrt.

die wenigen Einwohner leben, unter schlechten Hütten, der Faulheit und dem Müssiggang ergeben, ein elendes Leben. Die schöne Gelegenheit zum Handel, zur Schiffahrt, wozu den Mingreliern und Guriern die Küste des Pontus winkt, lassen diese unbenutzt, nicht einmal von der Fischerei wissen sie Gebrauch zu machen. Die reichen Gold- und Silberquellen, die ihre Flüsse ihnen zeigen, mögen sie aus Faulheit und Indolenz sich nicht öffnen; eben so wenig weis man von Flachsbau und der Verfertigung der Leinwand in Mingrelien und Gurien etwas mehr, wovon Strabo in der Vorzeit so viel Rühmens macht. Die einzige Beschäftigung der Mingrelier und Gurier scheint sich auf Vieh- und Bienenzucht einzuschränken, daher man hier den besten Honig und sehr gutes Wachs bekommt. Schon Chardin, Lamberti und Peyssonell rühmen besonders die Bienenzucht der Mingrelier (und Imeretier) und erklären den weißen Honig, der hier bereitet wird, für den besten in der Welt; der von rother und grauer Farbe aber soll wegen des bittern Nachgeschmacks, den er hat, widerlich seyn. Man hat von dieser Bitterkeit die Schuld ausgehölten Kürbissen zugeschrieben, in denen die Mingrelier den Honig aufzubewahren pflegten, und die jene Bitterkeit ihm mittheilten; so Lamberti. Güldenstädt hingegen glaubt, die Ursache liege in der Azalea Pon-

tika, die hier wächst, und auf welche die Bienen häufig fliegen. Von den schädlichen Wirkungen aber, die eine gewisse Art von Honig in Gurien, nach Xenophons, Plinius und anderer Berichten soll hervorgebracht haben, weis man jetzt nichts. Diesen Honig nämlich, den Plinius maenomenon (den wahnsinnigmachenden) nennt, und der von der Waldblume Rhododendrum sein Gift erhalten haben soll, hat nach Xenophons Erzählung mehrern Soldaten, die davon aßen, einen der Trunkenheit ähnlichen Zustand, und zuletzt den Tod bewirkt. —

Mingrelien und Gurien wird von mehrern ansehnlichen Flüssen durchströmt, unter denen der Phasis der größte ist, der am Kaukasus entspringt und von den Türken Fache genannt wird. Er nimmt viele andere beträchtliche Flüsse auf, wird darauf schiffbar, und ergießt sich dann ins schwarze Meer. Außerdem verdienen noch der Rhion (wahrscheinlich der Glaukus der Alten) und der Hippus der Alten noch bemerkt zu werden, der diesen griechischen Namen eines Pferdes von der reißenden Schnelligkeit seines Stroms führte, und aus eben dieser Ursache von den Eingebohrnen Dschenikala oder Tsgheniskali (Pferdefluß) genannt wird.

Mingreliens und Guriens gesunkenes Ansehn zeichnen uns mit den grellsten Farben die Trüm-

mer einst glänzender Städte, die der nagende Zahn der Zeit nicht allein, die gewaltsame Zerstörung dahin warf. In Ruinen zeigen uns die Mingrelier das einst so berühmte Dioskurias des alten Kolchis blühende Hauptstadt, wo sich einst 70 Völkerschaften von den verschiedensten Sprachen, Sitten und Gebräuchen des Handels wegen einfanden, eine Stadt, die selbst den Römern so wichtig war, daß sie, um dortige Handelsgeschäfte desto besser treiben zu können, 130 Dollmetscher daselbst unterhielten. Noch zu den Zeiten des byzantinischen Kaiserthums blühte der Handel und die Schiffahrt dieser Stadt, und berühmt war sie unter dem Namen Sebastopolis. Jetzt stößt der Fuß des Wanderers auf zerstreute Ruinen — man bezeichnet sie mit dem Namen Savatopoli, um doch wenigstens in der Asche der Vergangenheit das einst so glanzvolle Sebastopolis nicht ganz zu begraben, und dem ältern Namen Dioskurias zu Ehren scheint eine, nicht weit von den Trümmern der gesunkenen aufgebaute Stadt, die einen bequemen Hafen hat, und wegen ihrer Salz- und Sklavenmärkte bekannt ist, Iskuriah genannt worden zu seyn. *)

*) Reineggs will die Reste von Dioskurias nicht in Mingrelien, sondern an der Küste von Gurien gefunden haben, da wo jetzt ein zerstörter Ort im Schutt liegt, und von den Guriern Kendrischi

Verschwunden wie Dioskurias ist das große Pytiunt — von Strabo das große genannt, wahrscheinlich um es von der kleinern Stadt gleiches Namens zu unterscheiden — auch ein einst blühender Handelsort in der Nähe der heutigen Küstenstadt Drandar in Mingrelien. Zu Plinius Zeiten war sie von den Heniochern (die vermuthlich von den Achäern, aus Abasa, weiter nach Süden verdrängt, nach Mingrelien kamen) weggenommen und besetzt und zu den Zeiten Prokop's hatten die Römer hier zur Beschützung des Handels ein Kastell erbaut, worin sie eine ansehnliche Besatzung unterhielten. Jetzt existiren auch nicht einmal die Trümmer dieser berühmten Stadt mehr. *)

Im heutigen Gurien lag die einst eben so durch Schiffahrt und Gewerbe berühmte Stadt Phasis, von einer Seite vom Fluß gleiches

genannt wird. Aber die ältern weisen ihn hier zurechte, und zeigen, daß Dioskurias nicht auf der südlichen, sondern nördlichen Seite des Phasis gelegen habe.

*) Auch Pytiunt soll nach Reineggs in Gurien liegen, und das heutige Titi-zighe oder Phyno seyn. Da aber Strabo, Arrian u. A. die Entfernung Pytiunts von Dioskurias sehr genau angeben und Reineggs sich in der Lage der letztern Stadt geirrt hat, so kann auch diese Angabe keinen Glauben verdienen.

Namens und von der andern von einem See, auf der dritten aber vom Meere umgeben. Hier wurde jene treffliche Leinwand verfertigt, die einst so berühmt war, daß sie selbst der Aegyptischen gleich geachtet wurde. Von dieser Stadt allein ist noch ein Schimmer des sie ehedem umstralenden Glanzes übrig. Sie heißt jetzt Poti, bei den Türken Fasch, liegt an der Grenze von Mingrelien, umgeben vom Meere, dem Ausflusse des Phasis und einem morastigen Sumpf. Die Schiffe können in dem hiesigen bequemen Hafen sehr gut sich vor Anker legen. Diese Stadt ist jetzt, was einst Dioskurias in größerem Ansehn war, der Sammelplatz vieler kaukasischer Nationen. Wegen der vielen Sümpfe und Moräste, die der im Frühling austretende und die Gegend überschwemmende Phasis zurückläßt, und welche die Türken aus Trägheit nicht ableiten, sondern durch die Sonne austrocknen lassen, ist die Luft hier sehr ungesund. Die Türken haben hier eine Zitadelle erbaut.

Außer der schon erwähnten Küstenstadt Dranbar, die an die Stelle des alten Pytiunts erbaut, und die Residenz des Königs von Mingrelien ist, hat diese Provinz keine Städte mehr, sondern nur einige Dörfer am Meer. Dagegen trifft man im Innern des Landes viele einzelne Hütten an, in denen die niedere Volksklasse der Mingrelier wohnt. Außerdem zählt man noch 10

Schlösser und Burgen in dichten Wäldern, wohin die Mingrelier bei Ueberfällen der Abassier und anderer räuberischer Nachbarn im Nothfall ihre Zuflucht nehmen.

Die dichten Wälder enthalten viel Wild und die Jagd ist in Mingrelien sehr gut, und eine Lieblingsbeschäftigung der Vornehmen, wobei sie wie die Perser an die Sattel ihrer Rosse eine kleine Trommel gebunden haben, um das Wild aufzujagen. Adler, Pelikane, Schakals, Hyänen, Löwen, Leoparden, weiße Bären, Tiger, Biber und andere wilde Thiere halten sich in Mingrelien und Gurien sehr häufig auf.

Sehr gut ist aber auch in Mingrelien die Pferdezucht wegen der trefflichen Weide, daher es kommt, daß selbst der ärmste Mann dort sein Pferd hält, manche Vornehme halten deren über 200, und der König gewöhnlich, wie man sagt, gegen 5000. Dieser hat einen Hofstaat von 200 Ginaska's oder Ginandi's d. i. Edelleuten und Magnaten, die sich von den Sakkurs oder niedern Eigenthumsbesitzern, und den Moinali's oder Leibeigenen und Armen unterscheiden, die zwei letztern Klassen dienen den Ginaska's, die eine tyrannische uneingeschränkte Gewalt über sie haben und ausüben, daher denn viele Ginandi's ihre Sakkurs und Moinalis an die Perser und Türken als Sklaven verkaufen. — Ungezähmte

Wollust gehört noch zu dem Nationalcharakter der Mingrelier, in deren Befriedigung sie sich schlechterdings durch keine Formen und Gesetze stören lassen wollen. Das schöne Geschlecht verdient diesen Namen in Mingrelien.

Nicht zu übergehn ist endlich der barbarische Gebrauch der Bewohner dieses Landes, neugebohrne Kinder, die sie wegen ihrer Armuth nicht ernähren können, wie auch alte schwache kranke Personen zu tödten, wodurch sie es mit ihnen gut zu meinen, versichern.

Außer der Nation der Mingrelier trift man in verschiedenen Gegenden dieses Landes und Guriens noch das wilde Volk der Lazier (wahrscheinlich die alten Heniocher, die sonst mit den Achaeern und Zygiern im heutigen Abasa wohnten) an, die nur Hütten und Waldhöhlen bewohnen. Bei Ptolomäus und Arrian werden sie von den Kolchiern unterschieden, von den Byzantinern aber mit denselben verwechselt. Strabo kennt sie nicht, weil sie damals noch die Heniocher im jetzigen Abasa waren. Noch jetzt bedienen sie sich außer der türkischen einer eigenen von der Mingrelischen verschiedenen Nationalsprache. Warum die Türken den District von Trapezunt nach ihnen Lazika nennen, ist nicht begreiflich. Uebrigens darf man sie nicht mit dem ungleich mächtigern Volke der Lesghier im nordöstlichen Gebirge verwechseln.

Zu dem ehemaligen Kolchis rechneten auch die Alten noch die Provinz Moschika, oder die türkisch armenische Landschaft Semo-Kartwel, wo sich der Kaukasus gegen Süden hin endigt, und mit dem Tschildir in Armenien, und durch die einzelnen Berge Scondise, und Paryadres mit dem großen Grenzgebirge Asiens, dem Taurus, in eine Art von Verbindung kommt. Hier entspringt am Kaukasus der Kur, der die südöstlichen Länder desselben durchströmt und in der persischen Provinz Schirwan ins Kaspische Meer fällt. Die türkische Festung Azalzike, wovon der umliegende Distrikt seinen Namen hat, liegt in den Gebirgen des ehemaligen Moschika, und ist der Hauptort in Semo-Kartwel, zugleich als Grenzfestung der Türken gegen Georgien anzusehn. In der Gegend dieser Stadt sollen die ehemaligen Makropogonen, (Langbärte) gewohnt haben, denen die Griechen aus Unkunde ihres Namens diese Benennung gegeben haben. Noch jetzt unterscheiden sich die Bewohner dieses Distrikts durch ihre langen Bärte von den übrigen Armeniern in Semo-Kartwel. — In der ältern Geschichte ist diese Provinz durch den daselbst befindlichen Tempel der Leukothea, der von Phryxus erbaut seyn, und wovon ein von ihm herrührendes Orakel sich befunden haben soll, merkwürdig. Doch hatte dieser Tempel, nachdem er erst von Pharnazes und nachher von Mithridat geplündert

worden war, schon zu Strabo's Zeit seinen Glanz verloren.

Die engen Pässe von Semo-Kartwel führen von der Südseite nach Georgien, (das alte Iberien.) Dieses Land ist das zweite und mittlere der größern Provinzen des Kaukasischen Isthmus, und schließt jetzt die Herrschaft Imirette mit in seine Grenzen ein. Die Russen nennen dies Land Grusinien, die Perser aber Gurgistan. Ueber den Ursprung des Namens: Georgien aber giebts verschiedene Meinungen. Einige leiten ihn vom St. Georg, dem Schutzpatron der Georgier her; andere aber richtiger vom Kurfluß, der Gurgistan durchströmt, alle Flüsse dieses Landes aufnimmt, und sehr viel zur Fruchtbarkeit desselben beiträgt. Da nun die Perser das Land, Gurgistan und die Bewohner, Gurgi (Skourgi, Kurgi) nennen; so scheint der Name Georgien nur eine Formation nach deutscher Sprache, und nicht aus einem in dieser Sprache üblichen Namen entstanden zu seyn.

Die Grenzen Georgiens sind gegen Westen Mingrelien, wovon der Phasis beim Kastell Sarapana Georgien trennt, gegen Osten ein Theil des ehemaligen Albaniens, oder Lesghistan und Schirwan; gegen Norden wird es durch den Kaukasus von den sarmatischen Kaukasiern, und gegen Süden durch den Kur von Armenien geschieden.

Georgien hat um so mehr die Aufmerksamkeit der Abendländer in neuesten Zeiten auf sich gezogen, weil es der persischen Oberherrschaft sich entwunden, und dem Szepter eines Monarchen unterworfen hat, dem Europens Genius, Millionen segnend, die Krone reichte, und der für die entferntesten Provinzen eines unermeßlichen Reichs das Bild der alles belebenden Sonne trägt. Glückliches Grusinien! von Alexanders Thron herab einer schönern Zukunft geweiht! — Ansprüche, ein glückliches Land zu seyn, hat Georgien schon von der Natur empfangen. Geschützt vor feindlichen Ueberfällen durch einen Wall von Gebirgen, fast ringsum eingeschlossen von des Kaukasus steilen, beinah unzugänglichen Höhen, ruht die weite blühende Ebene in den Mutterarmen der freigebig Segen spendenden Natur, die ohne mit Schweiß und Mühe sich ihre Gaben abkaufen zu lassen, aus dem äußerst fruchtbaren Boden fast alles emporsprossen läßt, was zum Bedürfniß und frohen Genuß des Lebens gehört. So werden hier die Reben nicht beschnitten, nicht umhackt, nicht gewartet, von selbst wachsen sie, von der nährenden Erde gebohren und gepflegt, von selbst suchen sie sich den Schutz hundertjähriger Eichen, starker Büchen und Erlen aus, an deren Aeste sie sich anlehnen, und oft bis an die Gipfel derselben fortwachsen. Ein Weinstock versorgt hier, wie man sagt, bisweilen ein ganzes

Jahr hindurch eine ganze Familie mit Wein. — Die blühendsten Fluren, die der Fruchtbarkeit verbreitende Kurstrom tränkt, geben der Viehzucht und dem Getraidebau, wenn er nur mit geringem Fleis getrieben wird, die reichste Ausbeute, die Gebirge und Flüsse liefern die ädelsten Metalle, die Wälder die treflichsten Baumaterialien. Und nun — einen Blick auf dieses paradiesischen Landes Bewohner! Mit Indignation sieht und vernimmt man, wie undankbar sie die reichen Geschenke verachten, die die Natur aus ihrem Füllhorn strömt, wie sie der Trägheit ergeben, und auf die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens sich verlassend, den Anbau desselben vernachläßigen, und jede indüstriöse Bemühung gänzlich scheuen. Zwar beschäftigen sie sich mit Wein- und Ackerbau, mit Vieh- Obst- und Baumwollenzucht (welches die einzigen Handelsartikel sind, woraus sie einige Vortheile ziehn) aber es herrscht dabei überall keine Betriebsamkeit, kein Eifer, keine Indüstrie, alles wird träge und schläfrig besorgt, *) und so würden die Georgier also auf dem fruchtbarsten arkadischen Boden Hungers sterben, wenn das nachbarliche Armenien sie nicht noch mit Getraide unterstützte, und mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen versorgte. Die be-

*) Diese Trägheit ist leicht erklärbar, wie wir nachher sehn werden.

sten und reichsten Wälder, die die Gebirge Georgiens umschatten, geben eine Menge Materialien zum Schiffs- und Häuserbau, zu künstlichen Holzarbeiten und mancherlei Gegenständen des Luxus, der Bequemlichkeit und des Vergnügens her; aber die schönsten Eichen, Tannen und Buchen werden vom Alter verzehrt, und man wohnt lieber in einzelnen elenden Hütten von Brettern mit Leimerde zusammengefügt, ehe man zum Kunstbau sich entschließt. Vornehme wie Geringe halten sich in den ärmsten Provinzen dieses Landes, Kachelien und Kartueli sogar in Wohnungen unter der Erde auf, und dabei sind die erstern eben so stolz und übermüthig, als bewohnten sie die kostbarsten Paläste.

So war es nicht in der Vorzeit. Da prangten in dem reichen Iberien so manche ansehnliche Städte dem kommenden entgegen, die Abend-Sonne vergoldete die Zinnen so mancher Paläste, und auf den Märkten der ansehnlichen Handelsstädte strömte alles zusammen, was der Luxus der damaligen Zeit raffinirtes und erfinderisches aufbieten konnte, um das Leben kostbar zu würzen. Jener blühende Zustand ist jetzt vernichtet, das Land, gegen die damalige Zeit gerechnet, fast unbewohnt und leer — zerstörte Städte, Dörfer und Schlösser, Schutthaufen, Trümmer und Brandstellen zeigen dem Reisenden überall, was

dies Land ehedem war, und was es jetzt ist, und wodurch dies Oden zu einer Wüste herabgesunken zu seyn scheint. Fragen wir nämlich nach den Ursachen jenes traurigen Wechsels der Dinge, und des gesunkenen Zustandes Georgiens, so finden wir, daß zum Theil die wüthenden Einfälle der Perser, Türken und der sarmatischen Kaukasier, besonders der räuberischen Lesghier, die Verwilderung einer so blühenden Provinz bewirkt haben.

Leicht könnte hier der Leser auf einen Widerspruch zu stoßen glauben. Wie konnte ein von der Natur so geschütztes Land, wenn es das wirklich ist, so viel von Ueberfällen feindlicher Völker leiden, und so oft der Schauplatz verwüstender Kriege seyn? Geschützt war es allerdings durch die Umgebungen der Gebirge hinlänglich, und nur vier enge Pässe werden von den ältern Schriftstellern erwähnt, die nach Georgien führen, wovon der nördliche noch dazu vom Araxis durchströmt ist, und von einer hohen fast unübersteiglichen Mauer gedeckt war (an deren Stelle jetzt das Grenzkastell Dariel steht) der östliche von Albanien her, durch häufige Moräste unterbrochen, daher so verengt war, daß eine Handvoll Menschen hier eine ganze Armee hätte abhalten können, und wenn sie nur mit von den Gebirgen herabgewälzten Felsenstücken sich hätte vertheidigen wollen — der westliche Gebirgspaß aber durch

das (an der Grenze des heutigen Imiretiens gelegene) Grenzkastell Sarpana geschützt war *), Bedenkt man aber, daß es jedesmal die mächtigsten Nationen der Zeit waren, die in den verschiedenen Jahrhunderten Iberien angriffen — die Römer unter dem sieggewohnten Pompejus, vor dem der Ruf des Eroberers hergieng und bis ans kaukasische Gebirge drang — nachher die mächtigen Ottomanen und Perser, die als Nachbarn die bequemsten Orte und Zeiten kannten, wenn und wo sie in Georgien eindringen konnten; bedenkt man, daß der panische Schrecken, den die Nähe jener furchtbaren Feinde verbreitete, den Muth der Georgier lähmte, und ihnen die Kraft, ihre Grenzen zu vertheidigen, raubte, so wird man es sehr begreiflich finden, wie sie trotz ihrer schützenden Gebirgslage erst ein Opfer größerer, und nachher, geschwächt durch diese, auch kleinerer räuberischer Feinde werden konnten.

Eine andere Ursache der Kraftlosigkeit einer Nation, die so viel Aufforderungen zur Energie besitzt, und des verblühten Zustandes eines in den Händen der Natur so blühenden Landes, wodurch zugleich die Quelle der Trägheit der Georgier entdeckt wird, liegt in der bisherigen Regierungsverfassung Gurgistans. Dies Land wurde nämlich

*) Der südliche Eingang in Georgien war noch am bequemsten und ihn wählte auch Pompejus, als er aus Armenien gegen Iberien rückte.

bis jetzt von einem Könige unter persischem Schutze regiert, der gleichwohl unumschränkte Gewalt über Leben und Tod, auch über das Eigenthum seiner Unterthanen hatte. Ueber die einzelnen Distrikte Georgiens herrschten eben so mit despotischer Macht mehrere kleinere Fürsten, deren Freundschaft der König zur Befestigung seines Thrones immer sehr bedurfte, die also in so fern sie ihm keinen Tribut entrichten mußten, nicht als Vasallen anzusehen waren, bei entstehenden Kriegen aber ihm beistehen, und Truppen aus ihren Distrikten herbeiführen mußten, so wie sie denn auch den Landesgesetzen unterworfen waren und bei Streitigkeiten das Tribunal des Königs anerkennen mußten. Diesen so wie dem König waren die Edlen und Vornehmern des Landes unterworfen, das Volk aber war ganz leibeigen ohne Rechte, ohne Eigenthum, durch keine Staatsgesetze geschützt, gezwungen unter der Tyrannengeißel so vieler Herren sich zu beugen, die härtesten Sklavendienste ohne Widerrede zu verrichten, sich geduldig verpfänden, verkaufen, verschenken zu lassen, und überhaupt das altrömische Sklavenjoch zu tragen. Hieraus wird es klar, warum die Nation in einer solchen Lethargie versunken erscheint, daß selbst der üppigste Boden und Himmelsstrich keinen Reiz zur Thätigkeit und zur Kraftanwendung für Georgiens Bewohner enthält. Die Nation hatte kein Eigenthum,

gleichgültig blickte sie daher auf die Begünstigungen hin, die die Natur fremden Besitzungen gewährte. Die Früchte ihres Fleißes reiften ja nur für die, deren Geißel sie schlug, was für Interesse konnte da die sorgfältige Benutzung des fruchtbaren Bodens für sie haben? Weggerissen von den Aeckern, wenn die Kriegsbrommete den Befehl ihrer Herren ihnen verkündete, den Heerd zu vertheidigen, den sie nicht ihr Eigenthum nennen durften, weggeschleppt von feindlichen Siegern, fielen sie aus einer Sklaverei in die andere, und es war ihre Schuld nicht, wenn Provinzen, die die schönsten Segnungen der Natur beglückten, verödet und menschenleer wurden, und Trägheit und Indolenz mußte — eine natürliche Folge solch eines Zustandes — als Hauptzug in den Charakter der Nation übergehen.

(Der Beschluß folgt.)

II.

Verschönerungen und Erweiterungen von St. Petersburg unter Katharina II.

Eine der vorzüglichsten Zierden erhielt die Residenz bereits im J. 1764 durch die Einfassung des linken Newaufers mit Granitquadern. Die Ufer der großen Newa, dieses schönen Hauptstroms des russischen Kaiserstes, der allein schon die Lage der Stadt unschätzbar macht, in südwestlicher Richtung in einer Breite von 150 bis 200 Faden in den kronstädtischen Busen fließt und Schiffe von mittlerer Größe trägt, waren vormals mit einem 5 — 6 Fuß hohen hölzernen Bollwerk eingefaßt, wie man dies noch am rechten Newaufer sehen kann, so weit der bebaute Theil Waßili-Ostrovs reicht. Katharina gab dem linken Ufer vom Gießhause bis an die Ecke des Galeerenhofs (die Stelle ausgenommen, die

von der Admiralität mit ihren Werften eingenommen wird) eine dem majestätischen Strome würdige Einfassung und setzte sich für kommende Zeiten ein Monument, welches in Rücksicht auf Nutzbarkeit und Pracht in neuern und selbst in ältern Zeiten schwerlich eine Paralelle findet. Der Grund unter dem Wasser ist mit 2½ Faden langen Fichtenstämmen in der Breite von drei Seiten dicht pilotirt. Die Stämme wurden im Winter 1764 auf dem Eise eingerammelt und während des Sommers tief unter der Wasserfläche vermittelst Maschinen abgesägt. Hierauf wurde das Ufer in der Breite von 2 und stellenweise von 3 Faden von Pudovschen Pliten, mit ausgeprüftem Zimment, über Einen Faden über dem Wasserspiegel des Flusses aufgeführt und alles mit Granitquadern von 1½ — 2½ Fuß dicke bekleidet. Die Mauer oben ward mit eben solchen Quadern bedeckt und zu einem Spaziergang, der einen Faden Breite hat, eingerichtet. Die Wand oder Lehne des Quai's ist dritthalb Fuß hoch und ¼ Fuß breit. Durch Auffahrten und Ruhebänke, die in regelmäßiger Entfernung abwechseln, wird diese Einfassung unterbrochen. Dieser Quai, der erst im J. 1788. völlig beendigt wurde und, was Größe und Dauerhaftigkeit der Arbeit betrift, mit keinem in den übrigen Städten Europa's verglichen werden kann, ist 1650 Faden oder 3 Werste und 150 Faden lang. Die Häuserreihe,

die nach und nach längs dem Quai entstanden ist, ist jetzt sehr schön und diese Gegend, besonders während der guten Jahreszeit, eine der angenehmsten der großen Stadt.

Einen Morastbach, der am linken Moikaufer seinen Ursprung hatte und in die rechte Seite der Fontanka, unweit ihrer Mündung fiel, ließ die Kaiserin bald darauf, als man am Newaquai zu arbeiten anfing, in einer Breite von 7 — 8 Faden und Einem Faden Tiefe ausgraben. Die Länge dieses Kanals, den man nach der Monarchin den Katharinenkanal benannte, beträgt 4 Werst, hat beide Ufer mit Granitquadern bekleidet und längs denselben schmale Trottoirs für Fußgänger und Abfahrten für die Wasserschöpfer. Zwei gewölbte und mehrere Zugbrücken führen über diesen Kanal. Von dem damals gemachten eisernen Geländer, das eine Lehne an beiden Ufern bildet, ist leider schon viel entwendet. Ein auf dieselbe Art eingefaßter Arm geht bei der Matrosen- oder Nikolaikirche von der rechten Seite des Katharinenkanals zur Newa und heißt der Nikolaikanal. Die Arbeit an beiden Kanälen ist im J. 1790 vollendet. Beide haben die Gegend umher sehr ausgetrocknet. Sie gewähren den Bewohnern dieses Stadttheils die Vortheile eines reinen fließenden Wassers und die Zufuhr der Holz- und anderer Barken.

Im Frühling 1768 ward der Bau der Landstraße nach den kaiserlichen Lustschlössern unter der Direkzion des Generals Bauer angefangen. Diese Chausseen nach Peterhof und Sarskoe-Selo haben acht Faden Breite; zu beiden Seiten laufen erhöhete Fußsteige und neben diesen tiefe mit Steinen ausgefütterte Gräben hin, die durch gewölbte Quergräben verbunden sind. Ueberall, wo der Weg durch Kanäle und Gewässer unterbrochen wird, ist er mit steinernen gewölbten Brücken versehen, deren Lehnen aus Granitquadern zusammengesetzt sind. Die Entfernung der Werste wird durch geschmackvolle, aus Granitmarmor und auch aus Jaspis zusammengesetzte Pyramiden auf eben solchen Gestellen bezeichnet. Bei der Konstruktion dieser merkwürdigen und kostbaren Wege, wo jede Werst, ohne die Werstpyramiden und Brücken, auf 25000 Rubel zu stehen kam, verfuhr man auf folgende Weise: Der zu diesem Zweck überall geebnete und erhöhete Boden erhielt eine dreifache Grundlage, zuerst von Griessand, dann von Granitbrocken und endlich von Ziegelsteinen. Diese letzte wurde abermals mit Griessand überschüttet und hierauf mit Feldsteinen überpflastert. Um den Weg ebener zu machen und das Fahren zu erleichtern, wurde auch dieses Pflaster mit Grieß und geklopften Steinen überdeckt. Im J. 1787 war dieses Unternehmen vollendet. Auf dem

Wege nach Sarskoe-Selo, dem beständigen Aufenthalte der Kaiserin während der Sommermonate standen vormals gegen 1100 Laternen; die aber, da Paul I. den Thron bestieg, weggenommen sind. Auf dem Peterhofschen Wege oder der rigischen Heerstraße reihet sich an beiden Seiten eine ununterbrochene Kette in abwechselndem Geschmack gebauter Landhäußer oder Dörfchen an einander. Pracht, Aufwand und Kunst haben hier die öde Natur zu einem Lustgarten gemacht. Ein großer Theil dieser Landhäuser entstand unter Katharinens Regierung, indem sie die Plätze von der rechten Seite des Weges bis zum Meerbusen zu 50 — 200 Faden Breite verschenkte. Der Sarskoe-Selosche Weg ist nicht so angenehm, da mehrentheils unbebautes Land auf beiden Seiten liegt.

Nachdem im Mai eben dieses Jahrs der Bau der Isaakskirche angefangen hatte, wurde im Junius der Grundstein zu der nunmehrigen steinernen [illegible]schen Kirche auf Waßili-[illegible] [illegible]bauung die Kaiser[illegible] [illegible]st Paul Pe[illegible] 26ten Jenn[illegible] nach dem Nam[illegible] nenkirche ge[illegible] 8½ Faden breit. 17000 Rubel. Der [illegible]

Im Frühling 1768 ward der Bau der Landstraße nach den kaiserlichen Lustschlössern unter der Direkzion des Generals Bauer angefangen. Diese Chausseen nach Petershof und Sarskoe-Selo haben acht Faden Breite; zu beiden Seiten laufen erhöhete Fußsteige und neben diesen tiefe mit Steinen ausgefütterte Gräben hin, die durch gewölbte Quergräben verbunden sind. Ueberall, wo der Weg durch Kanäle und Gewässer unterbrochen wird, ist er mit steinernen gewölbten Brücken versehen, deren Lehnen aus Granitquadern zusammengesetzt sind. Die Entfernung der Werste wird durch geschmackvolle, aus Granitmarmor und auch aus Jaspis zusammengesetzte Pyramiden auf eben solchen Gestellen bezeichnet. Bei der Konstruktion dieser merkwürdigen und kostbaren Wege, wo jede Werst, ohne die Werstpyramiden und Brücken, auf 25000 Rubel zu stehen kam, verfuhr man auf folgende Weise: Der zu diesem Zweck überall geebnete und erhöhete Boden erhielt eine dreifache Grundlage, zuerst von Griessand, dann von Granitbrocken und endlich von Ziegelsteinen. Diese letzte wurde abermals mit Griessand überschüttet und hierauf mit Feldsteinen überpflastert. Um den Weg ebener zu machen und das Fahren zu erleichtern, wurde auch dieses Pflaster mit Gries und geklopften Steinen überdeckt. Im J. 1787 war dieses Unternehmen vollendet. Auf dem

Wege nach Sarskoe-Selo, dem beständigen Aufenthalte der Kaiserin während der Sommermonate standen vormals gegen 1100 Laternen, die aber, da Paul I. den Thron bestieg, weggenommen sind. Auf dem Peterhofschen Wege oder der rigischen Heerstraße reihet sich an beiden Seiten eine ununterbrochene Kette in abwechselndem Geschmack gebauter Landhäuser oder Dörfchen an einander. Pracht, Aufwand und Kunst haben hier die öde Natur zu einem Lustgarten gemacht. Ein großer Theil dieser Landhäuser entstand unter Katharinens Regierung, indem sie die Plätze von der rechten Seite des Weges bis zum Meerbusen zu 50 — 200 Faden Breite verschenkte. Der Sarskoe-Selosche Weg ist nicht so angenehm, da mehrentheils unbebautes Land auf beiden Seiten liegt.

Nachdem im Mai eben dieses Jahrs der Bau der Isaakskirche angefangen hatte, wurde im Junius der Grundstein zu der nunmehrigen steinernen lutherischen Kirche auf Wasili-Ostrov gelegt, zu deren Erbauung die Kaiserin 2000 und der damalige Großfürst Paul Petrowitsch 500 Rubel schenkten. Am 26ten Jenner 1771 wurde sie eingeweiht und nach dem Namen der Monarchin die Katharinenkirche genannt. Sie ist 16 Faden lang und 8½ Faden breit. Der Bau derselben kostete 17000 Rubel. Der Theil des alten hölzernen

Gebäudes in der zweiten Linie, in welchem bisher die Andachtsübungen waren gehalten worden, wurde zu einer Schule eingerichtet. Der Verfall desselben machte den Bau eines steinernen Gebäudes nothwendig. Dieses 2 Stock hohe Gebäude wurde 1783 aufgeführt und kostet gegen 12000 Rubel. 1786 wurde die Schule aufgehoben und das untere Stockwerk vermiethet. Es ist jetzt eine Apotheke daselbst angelegt. Im obersten wohnt der Prediger der Katharinenkirche.

Im J. 1770 ward vom Fürsten Gregori Orlow das Arsenal erbauet, das er nachher der Kaiserin schenkte. In eben diesem Jahr erhielt der Generallieutenant Bauer, der den Wegebau nach den kaiserlichen Lustschlössern zu Stande brachte, den Auftrag, unter seiner Direkzion die Hauptstraßen der Admiralitätstheile und des Stückhofs unterwölben zu lassen. Nachdem man dieselben aufgegraben hatte, ward ein von Ziegeln gemauertes, 3 Fuß breites und 4 Fuß hohes Gewölbe geschlagen, dessen Sohle ein wenig gegen die Newa inklinirte und auf dessen Rücken nachmals das etwan 2 Fuß hohe Pflaster zu liegen kam. In dem Gewölbe sind mit eisernen Rosten belegte Oeffnungen angebracht, durch welche das Gassenwasser in den Kanal und von dort langsam zur Newa fließt. Des hineinfallenden Schlammes wegen müssen die Kanäle wenigstens alle an-

dere Jahr gereinigt werden. Im Newaufer sind zur Zurückhaltung des gröbern Unraths enge Gitter angebracht, welches man auch in den Granitwänden der übrigen ausgemauerten Flüsse und Kanäle, die durch die Stadt ihren Lauf nehmen, sehen kann. Durch dieses kostbare Unternehmen sind die Straßen überall erhöhet, daher sie denn von nun an schneller als vormals von Regen und Schneewasser befreiet wurden; indessen scheint es doch nicht viel zur Reinlichkeit der Straßen beigetragen zu haben, die, im Ganzen sehr schlecht gepflastert, durch die Menge von Equipagen und durch ein ununterbrochenes Fahren im Frühjahr und besonders im Herbst noch äußerst kothig sind. Diese wohlthätige Einrichtung der unterwölbten Straßen hat indeß, da das Wasser jetzt bald wieder ablaufen kann, die Gefahr bei Ueberschwemmungen um ein ansehnliches vermindert.

Im J. 1771 wurde in der Newskischen Perspektive unweit der katholischen Kirche und gegenüber dem großen Kaufhof (Gostinoi-Dwor) mit dem Bau der armenischen Kirche der Anfang gemacht. Schon in das Jahr 1710 fällt der Anfang der ersten armenischen Gemeinde. Bis 1730 hatte sie keinen eigentlichen Geistlichen. Wenn man seines Amtes benöthigt war, berief man einen derselben von Zeit zu Zeit aus Moskau. Ehemals versammelte sich die armenische Gemeinde auf Waßili-Ostrov in einem besondern,

ihr gehörigen Hauſe, das auch ihr Geiſtlicher bewohnte. Dieſe nunmehrige ſteinerne, 1771 zu bauen angefangene armeniſche Kirche, die 13½ Faden lang und 7 Faden breit iſt, hat eine äuſſerſt gefällige Façade, liegt aber im Innern eines Hofes ein wenig verſteckt und kann von der Straße nur durch eine geſchmackvolle eiſerne Balüſtrade geſehn werden. Die Einweihung der Kirche erfolgte 1782 durch den armeniſchen Erzbiſchof Joſif. Der vor kurzem verſtorbene Staatsrath Laſerow, ein reicher Armenier, gab den gröſten Theil zur Beſtreitung der Baukoſten, die ſich auf 35000 Rubel beliefen; auch hat derſelbe zur Bebauung des 40 Faden langen und 31 Faden breiten, zur Kirche gehörigen Platzes, 80000 Rubel hergegeben.

Im J. 1772 ward das Gebäude der Bergſchule aufgeführt, welches Inſtitut in den neueſten Zeiten noch erweitert worden iſt. Im J. 1774 brannten bei einer heftigen Feuersbrunſt 140 Häuſer ab, die aber nur um ſoviel ſchöner bald darauf wieder aufgebauet ſtanden.

Im J. 1775 ſtiftete die Kaiſerin das unter Paul des I. Regierung wieder eingegangene griechiſche Gymnaſium oder das griechiſche Kadettenkorps, deſſen Gebäude neben dem Artillerie- und Ingenieurkadettenkorps auf der Petersburgiſchen Seite angelegt wurde. Die-

se Anstalt war für 200 griechische, außer dem Reiche geborne Knaben, für Albaneser und andere eingerichtet. Nach der getroffenen Einrichtung konnten sich die Aeltern mit ihren 12—16jährigen Söhnen blos bei dem, ihnen am nächsten residirenden russischen Konsul melden, der alsdann die Knaben annehmen und sie auf Kosten der russischen Krone nach Petersburg senden mußte. Hier im Korps wurden sie gut gekleidet und in allem, was Edelleuten für den Staats- und Kriegsdienst nutzen kann, insonderheit aber in der russischen, italiänischen und andern Sprachen unterrichtet. Nach vollendetem Kursus wurden sie nach ihrer Neigung entweder als Offiziere bei der Armee oder als Translateurs bei den Kollegien oder in Geschäften der Krone angestellt, oder auch, wenn ihnen beides nicht anstand, ihrem Wunsche gemäß, nach ihrer Heimath, ohne alle Vergütung der Kosten, entlassen. Man pflegte auch die Söhne griechischer Aeltern, die russische Vasallen waren, aus Taurien, Katharinoslaw u. s. w. in dieses Korps aufzunehmen. Der jährliche Etat des griechischen Korps betrug 41,613 Rubel. Die Uniform der Kadette, deren Erziehung überhaupt weniger militärisch war als in dem Land- und Artilleriekadettenkorps, bestand in einem grünen Rock mit rothem Kragen, Rabetten und Futter, Weste und Unterkleid waren weiß. In den letzten Jahren von Katharinens

gleichgültig blickte sie daher auf die Begünstigungen hin, die die Natur fremden Besitzungen gewährte. Die Früchte ihres Fleißes reiften ja nur für die, deren Geißel sie schlug, was für Interesse konnte da die sorgfältige Benutzung des fruchtbaren Bodens für sie haben? Weggerissen von den Aeckern, wenn die Kriegsdrommete den Befehl ihrer Herren ihnen verkündete, den Heerd zu vertheidigen, den sie nicht ihr Eigenthum nennen durften, weggeschleppt von feindlichen Siegern, fielen sie aus einer Sklaverei in die andere, und es war ihre Schuld nicht, wenn Provinzen, die die schönsten Segnungen der Natur beglückten, verödet und menschenleer wurden, und Trägheit und Indolenz mußte — eine natürliche Folge solch eines Zustandes — als Hauptzug in den Charakter der Nation übergehen.

(Der Beschluß folgt.)

II.

Verschönerungen und Erweiterungen von St. Petersburg unter Katharina II.

Eine der vorzüglichsten Zierden erhielt die Residenz bereits im J. 1764 durch die Einfassung des linken Newaufers mit Granitquadern. Die Ufer der großen Newa, dieses schönen Hauptstroms des russischen Kaisersitzes, der allein schon die Lage der Stadt unschätzbar macht, in südwestlicher Richtung in einer Breite von 150 bis 200 Faden in den kronstädtischen Busen fließt und Schiffe von mittlerer Größe trägt, waren vormals mit einem 5 — 6 Fuß hohen hölzernen Bollwerk eingefaßt, wie man dies noch am rechten Newaufer sehen kann, so weit der bebaute Theil Wasili-Ostrovs reicht. Katharina gab dem linken Ufer vom Gießhause bis an die Ecke des Galeerenhofs (die Stelle ausgenommen, die

von der Admiralität mit ihren Werften eingenommen wird) eine dem majestätischen Strome würdige Einfassung und setzte sich für kommende Zeiten ein Monument, welches in Rücksicht auf Nutzbarkeit und Pracht in neuern und selbst in ältern Zeiten schwerlich eine Paralelle findet. Der Grund unter dem Wasser ist mit 2½ Faden langen Fichtenstämmen in der Breite von drei Seiten dicht pilotirt. Die Stämme wurden im Winter 1764 auf dem Eise eingerammelt und während des Sommers tief unter der Wasserfläche vermittelst Maschinen abgesägt. Hierauf wurde das Ufer in der Breite von 2 und stellenweise von 3 Faden von Pudovschen Pliten, mit ausgeprüftem Zimment, über Einen Faden über dem Wasserspiegel des Flusses aufgeführt und alles mit Granitquadern von 1½ — 2½ Fuß dicke bekleidet. Die Mauer oben ward mit eben solchen Quadern bedeckt und zu einem Spaziergang, der einen Faden Breite hat, eingerichtet. Die Wand oder Lehne des Quai's ist dritthalb Fuß hoch und ¾ Fuß breit. Durch Auffahrten und Ruhebänke, die in regelmäßiger Entfernung abwechseln, wird diese Einfassung unterbrochen. Dieser Quai, der erst im J. 1788. völlig beendigt wurde und, was Größe und Dauerhaftigkeit der Arbeit betrift, mit keinem in den übrigen Städten Europa's verglichen werden kann, ist 1650 Faden oder 3 Werste und 150 Faden lang. Die Häuserreihe,

die nach und nach längs dem Quai entstanden ist, ist jetzt sehr schön und diese Gegend, besonders während der guten Jahreszeit, eine der angenehmsten der großen Stadt.

Einen Morastbach, der am linken Moikaufer seinen Ursprung hatte und in die rechte Seite der Fontanka, unweit ihrer Mündung fiel, ließ die Kaiserin bald darauf, als man am Newaquai zu arbeiten anfing, in einer Breite von 7 — 8 Faden und Einem Faden Tiefe ausgraben. Die Länge dieses Kanals, den man nach der Monarchin den Katharinenkanal benannte, beträgt 4 Werst, hat beide Ufer mit Granitquadern bekleidet und längs denselben schmale Trottoirs für Fußgänger und Abfahrten für die Wasserschöpfer. Zwei gewölbte und mehrere Zugbrücken führen über diesen Kanal. Von dem damals gemachten eisernen Geländer, das eine Lehne an beiden Ufern bildet, ist leider schon viel entwendet. Ein auf dieselbe Art eingefaßter Arm geht bei der Matrosen- oder Nikolaikirche von der rechten Seite des Katharinenkanals zur Newa und heißt der Nikolaikanal. Die Arbeit an beiden Kanälen ist im J. 1790 vollendet. Beide haben die Gegend umher sehr ausgetrocknet. Sie gewähren den Bewohnern dieses Stadttheils die Vortheile eines reinen fließenden Wassers und die Zufuhr der Holz- und anderer Barken.

Im Frühling 1768 ward der Bau der Landstraße nach den kaiserlichen Lustschlössern unter der Direkzion des Generals Bauer angefangen. Diese Chausseen nach Peterhof und Sarskoe-Selo haben acht Faden Breite; zu beiden Seiten laufen erhöhete Fußsteige und neben diesen tiefe mit Steinen ausgefütterte Gräben hin, die durch gewölbte Quergräben verbunden sind. Ueberall, wo der Weg durch Kanäle und Gewässer unterbrochen wird, ist er mit steinernen gewölbten Brücken versehen, deren Lehnen aus Granitquadern zusammengesetzt sind. Die Entfernung der Werste wird durch geschmackvolle, aus Granitmarmor und auch aus Jaspis zusammengesetzte Pyramiden auf eben solchen Gestellen bezeichnet. Bei der Konstruktion dieser merkwürdigen und kostbaren Wege, wo jede Werst, ohne die Werstpyramiden und Brücken, auf 25000 Rubel zu stehen kam, verfuhr man auf folgende Weise: Der zu diesem Zweck überall geebnete und erhöhete Boden erhielt eine dreifache Grundlage, zuerst von Griessand, dann von Granitbrocken und endlich von Ziegelsteinen. Diese letzte wurde abermals mit Griessand überschüttet und hierauf mit Feldsteinen überpflastert. Um den Weg ebener zu machen und das Fahren zu erleichtern, wurde auch dieses Pflaster mit Grieß und geklopften Steinen überdeckt. Im J. 1787 war dieses Unternehmen vollendet. Auf dem

Wege nach Sarskoe-Selo, dem beständigen Aufenthalte der Kaiserin während der Sommermonate standen vormals gegen 1100 Laternen; die aber, da Paul I. den Thron bestieg, weggenommen sind. Auf dem Peterhoffschen Wege oder der rigischen Heerstraße reihet sich an beiden Seiten eine ununterbrochene Kette in abwechselndem Geschmack gebauter Landhäuser oder Dörfchen an einander. Pracht, Aufwand und Kunst haben hier die öde Natur zu einem Lustgarten gemacht. Ein großer Theil dieser Landhäuser entstand unter Katharinens Regierung, indem sie die Plätze von der rechten Seite des Weges bis zum Meerbusen zu 50 — 200 Faden Breite verschenkte. Der Sarskoe-Selosche Weg ist nicht so angenehm, da mehrentheils unbebautes Land auf beiden Seiten liegt.

Nachdem im Mai eben dieses Jahrs der Bau der Isaakskirche angefangen hatte, wurde im Junius der Grundstein zu der nunmehrigen steinernen lutherischen Kirche auf Wasili-Ostrov gelegt, zu deren Erbauung die Kaiserin 2000 und der damalige Großfürst Paul Petrowitsch 500 Rubel schenkten. Am 26ten Jenner 1771 wurde sie eingeweiht und nach dem Namen der Monarchin die Katharinenkirche genannt. Sie ist 16 Faden lang und 8½ Faden breit. Der Bau derselben kostete 17000 Rubel. Der Theil des alten hölzernen

Gebäudes in der zweiten Linie, in welchem bisher die Andachtsübungen waren gehalten worden, wurde zu einer Schule eingerichtet. Der Verfall desselben machte den Bau eines steinernen Gebäudes nothwendig. Dieses 2 Stock hohe Gebäude wurde 1783 aufgeführt und kostet gegen 12000 Rubel. 1786 wurde die Schule aufgehoben und das untere Stockwerk vermiethet. Es ist jetzt eine Apotheke daselbst angelegt. Im obersten wohnt der Prediger der Katharinenkirche.

Im J. 1770 ward vom Fürsten Gregori Orlow das Arsenal erbauet, das er nachher der Kaiserin schenkte. In eben diesem Jahr erhielt der Generallieutenant Bauer, der den Wegebau nach den kaiserlichen Lustschlössern zu Stande brachte, den Auftrag, unter seiner Direkzion die Hauptstraßen der Admiralitätstheile und des Stückhofs unterwölben zu lassen. Nachdem man dieselben aufgegraben hatte, ward ein von Ziegeln gemauertes, 3 Fuß breites und 4 Fuß hohes Gewölbe geschlagen, dessen Sohle ein wenig gegen die Newa inklinirte und auf dessen Rücken nachmals das etwan 2 Fuß hohe Pflaster zu liegen kam. In dem Gewölbe sind mit eisernen Rosten belegte Oeffnungen angebracht, durch welche das Gassenwasser in den Kanal und von dort langsam zur Newa fließt. Des hineinfallenden Schlammes wegen müssen die Kanäle wenigstens ums an-

dere Jahr gereinigt werden. Im Newaufer sind zur Zurückhaltung des gröbern Unraths enge Gitter angebracht, welches man auch in den Granitwänden der übrigen ausgemauerten Flüsse und Kanäle, die durch die Stadt ihren Lauf nehmen, sehen kann. Durch dieses kostbare Unternehmen sind die Straßen überall erhöhet, daher sie denn von nun an schneller als vormals von Regen und Schneewasser befreiet wurden; indessen scheint es doch nicht viel zur Reinlichkeit der Straßen beigetragen zu haben, die, im Ganzen sehr schlecht gepflastert, durch die Menge von Equipagen und durch ein ununterbrochenes Fahren im Frühjahr und besonders im Herbst noch äußerst kothig sind. Diese wohlthätige Einrichtung der unterwölbten Straßen hat indeß, da das Wasser jetzt bald wieder ablaufen kann, die Gefahr bei Ueberschwemmungen um ein ansehnliches vermindert.

Im J. 1771 wurde in der Newskischen Perspektive unweit der katholischen Kirche und gegenüber dem großen Kaufhof (Gostinoi-Dwor) mit dem Bau der armenischen Kirche der Anfang gemacht. Schon in das Jahr 1710 fällt der Anfang der ersten armenischen Gemeinde. Bis 1730 hatte sie keinen eigentlichen Geistlichen. Wenn man seines Amtes benöthigt war, berief man einen derselben von Zeit zu Zeit aus Moskau. Ehemals versammelte sich die armenische Gemeinde auf Waßili-Ostrov in einem besondern,

ihr gehörigen Hauße, das auch ihr Geistlicher bewohnte. Diese nunmehrige steinerne, 1771 zu bauen angefangene armenische Kirche, die 13½ Faden lang und 7 Faden breit ist, hat eine äußerst gefällige Façade, liegt aber im Innern eines Hofes ein wenig versteckt und kann von der Straße nur durch eine geschmackvolle eiserne Balüstrade gesehn werden. Die Einweihung der Kirche erfolgte 1782 durch den armenischen Erzbischof Josif. Der vor kurzem verstorbene Staatsrath Laserow, ein reicher Armenier, gab den größten Theil zur Bestreitung der Baukosten, die sich auf 35000 Rubel beliefen; auch hat derselbe zur Bebauung des 40 Faden langen und 31 Faden breiten, zur Kirche gehörigen Platzes, 80000 Rubel hergegeben.

Im J. 1772 ward das Gebäude der Bergschule aufgeführt, welches Institut in den neuesten Zeiten noch erweitert worden ist. Im J. 1774 brannten bei einer heftigen Feuersbrunst 140 Häuser ab, die aber nur um soviel schöner bald darauf wieder aufgebauet standen.

Im J. 1775 stiftete die Kaiserin das unter Paul des I. Regierung wieder eingegangene griechische Gymnasium oder das griechische Kadettenkorps, dessen Gebäude neben dem Artillerie- und Ingenieurkadettenkorps auf der Petersburgischen Seite angelegt wurde. Die-

se Anstalt war für 200 griechische, außer dem Reiche geborne Knaben, für Albaneser und andere eingerichtet. Nach der getroffenen Einrichtung konnten sich die Aeltern mit ihren 12—16jährigen Söhnen blos bei dem, ihnen am nächsten residirenden russischen Konsul melden, der alsdann die Knaben annehmen und sie auf Kosten der russischen Krone nach Petersburg senden mußte. Hier im Korps wurden sie gut gekleidet und in allem, was Edelleuten für den Staats- und Kriegsdienst nutzen kann, insonderheit aber in der russischen, italiänischen und andern Sprachen unterrichtet. Nach vollendetem Kursus wurden sie nach ihrer Neigung entweder als Offiziere bei der Armee oder als Translateurs bei den Kollegien oder in Geschäften der Krone angestellt, oder auch, wenn ihnen beides nicht anstand, ihrem Wunsche gemäß, nach ihrer Heimath, ohne alle Vergütung der Kosten, entlassen. Man pflegte auch die Söhne griechischer Aeltern, die russische Vasallen waren, aus Taurien, Katharinoslaw u. s. w. in dieses Korps aufzunehmen. Der jährliche Etat des griechischen Korps betrug 41,613 Rubel. Die Uniform der Kadette, deren Erziehung überhaupt weniger militärisch war als in dem Land- und Artilleriekadettenkorps, bestand in einem grünen Rock mit rothem Kragen, Rabatten und Futter, Weste und Unterkleid waren weiß. In den letzten Jahren von Katharinens

Regierung ward dieſes griechiſche Gymnaſium, das mehrere brauchbare Subjekte gebildet hat, nach Waßili-Oſtrov in ein Gebäude verſetzt, das einen Theil des jetzigen Seekadettenkorps ausmacht. Die vormaligen, dem griechiſchen Gymnaſium zuſtändigen Gebäude wurden nunmehr dem Artilleriekadettenkorps überlaſſen. Da Paul I. im Dezemb. 1796 gedachtes Gymnaſium aufhob und die daſelbſt befindlichen 180 Zöglinge theils in das Land- theils in das Seekadettenkorps vertheilte, wurden mehrere Lehrer anderwärtig verſorgt.

Im J. 1778 fing man an, das ſchöne Gitter vor dem kaiſerlichen Sommergarten aufzuführen. Dieſe prächtige Balüſtrade, die erſt 1784 völlig beendigt wurde, bezeichnet die Grenze des kaiſerlichen Gartens, indem ſie in der Häuſerreihe längs der Newa fortläuft und aus 36 zylinderförmigen Granitſäulen, die 2 Faden Höhe und über 3 Fuß im Durchmeſſer haben, beſteht, welche durch ein eiſernes Gitter verbunden ſind. Die Säulen ruhen auf Granitwürfeln von 6 Kubikfuß und ſind oben abwechſelnd mit Urnen und Vaſen verziert. Die treffliche Arbeit am Eiſengitter und an den auf Rollen gehenden eiſernen Thüren, die ſtark vergoldete Verzierung an beiden, der Anblick der Newa und ihres Granitufers und die herumliegenden ſchönen Ge-

häude machen diese Gegend zu einer der schönsten in der Residenz.

Die 120 Faden lange Schiffbrücke, die von dem Petersplatze nach Waßili-Ostrov führt, auf 21 Fahrzeugen liegt und in der Mitte eine Zugbrücke hat, ward vormals immer im Herbst beim Eisgange weggenommen und im Frühling nach dem Eisbruche wieder aufgesetzt. Seit 1779 aber fing man an, sie auf kaiserlichem Befehl, zur großen Bequemlichkeit des Publikums, gleich wieder aufzusetzen, sobald das Eis zum Stehen gelangt ist und sie so lange zu lassen, bis der Eisbruch bevorsteht. Alsdann wird sie immer auseinander genommen und bei reiner Newa wieder hergestellt.

Das Ausgraben und Einfassen der Fontanka mit Granit geschah im J. 1780. Vormals gehörte diese Gegend zu den schmutzigsten und unsichersten in der Residenz. Ueber den sumpfigen Boden führte ein Knüppeldamm und an dem jenseitigen linken Ufer der Fontanka war Morast und Wald. Allen diesen Uebeln ward durch das Ausgraben dieses Flusses abgeholfen. Er strömt unter der Newka an der linken Seite der großen Newa und floß ehemals als ein träger Morastbach erst südlich, dann der Newa parallel westlich zum kronstädtischen Busen, in welchen er neben der großen Newa mit zwei Armen fiel. Schon unter den vorigen Regierungen ward

die Fontanka zwar ausgegraben und mit hölzernen Ufern versehen; aber immer verschlammte sie nach und nach wieder und trocknete sogar des Sommers stellenweise aus. Katharina ließ nunmehr im J. 1780 das Wasserbette des Flusses über einen Faden tief und in der Breite 10—12 Faden ausgraben. Die mehr als Einen Faden hohen Ufer wurden pilotirt, mit gehauenen Granitquadern bekleidet und einer eisernen Lehne und neben derselben mit einem 5 Fuß hohen Trottoir versehen, so daß dieser Fluß, der gutes, fließendes Newawasser enthält und für Zufuhrbarken schiffbar ist, eine der vorzüglichsten Zierden und Merkwürdigkeiten der Residenz ausmacht. Anfangs besorgte General Bauer und nachmals nach dessen Tode beendigte der damalige Generalprokureur Fürst Wäsemsky diesen Bau. Die Länge der Fontanka beträgt gegen 3000 Faden oder Werst. Der Faden Granitufer an jeder Seite kostete ohne das Ausgraben des Flusses und ohne das Pilotiren, anfangs 182 und nachmals gegen 300 Rubel, in welchem die vielen kostbaren Brücken über die Fontanka nicht mitbegriffen sind. Dort wo sie aus der Newa kommt, hat die Brücke drei von Granit gewölbte Bogen, die übrigen, die Simeonsche, Anitschkovsche, Tschernischevsche, Semänovsche, Obuhovsche, Ismailovsche und Kalinkinsche Brücke haben jede zwei Granitbogen und zwischen

beiden eine Zugbrücke mit vier, 3 Faden hohen, kleinen Thürmen von gehauenem Granit, in welchem die Zugwinden enthalten sind. Jede Brücke hat auch zwei zylindrische Granitsäulen, deren jede auf eisernen Armen zwei Kugellampen trägt. Dieses wirklich kaiserliche Unternehmen, das ein Seitenstück zu mancher hochgepriesenen Arbeit aus der griechischen und römischen Zeit abgeben kann, ward im J. 1789 beendigt. Der einzige Vorwurf, den man dieser großen Ausführung machen könnte, wäre der, daß die Trottoirs, die schon an mancher Stelle ganz eingesunken sind, nicht dauerhafter und sorgfältiger gelegt sind und daß die Lehne des aus der Fontanka kommenden Nikolaikanals, an den man hinfährt, wenn man über die Kalinkinsche Brücke zur Stadt hineinkommt, noch nicht beendigt ist. Es liegt noch alles wüst und ungeordnet da und stimmt die gespannte Erwartung ein wenig ab, mit der gewiß jeder fremde Reisende St. Petersburg zum erstenmal betritt. Letzterem soll, wie es heißt, nächstens abgeholfen und die unter Katharina II. unvollendet gebliebene Arbeit gänzlich beendigt werden.

Um den minderbegüterten Theil der Einwohner der Residenz dem Druck der Getraidehändler zu entziehen, legte die Monarchin im J. 1780 große steinerne Mehlmagazine im ersten Admiralitätstheile neben Neuholland an. So heißt

nämlich ein, mit hohen steinernen Schoppen, in welchen die Admiralität Nutzholz austrocknet und aufbewahrt, bebautes Quartier. Mit Holz eingefaßte Kanäle umgeben dieses am rechten Ufer der Moika im ersten Admiralitätstheile gelegene Quartier, wovon einer bis zur großen Newa reicht. In diesen neuen Mehlmagazinen kann sich jedermann zu einem billigen Mittelpreise mit diesem unentbehrlichen Bedürfnisse, jedoch nur in kleinen Quantitäten versorgen.

Aus eben der milden Absicht und um der ärmern Volksklasse die Theurung des Holzes weniger drückend zu machen, ließ die Kaiserin fast um die nämliche Zeit in verschiedenen Stadttheilen kaiserliche Holzhöfe (Kronholzhöfe) anlegen, wo zu einem billigen Preise dem sich mit einem Erlaubnißbillete Präsentirenden jedesmal zu einem Saschen oder Faden Holz abgelassen wird. Der vielen dabei eingeführten Weitläuftigkeiten wegen bedient sich aber das Publikum derselben ungern und die Anstalt wird minder wohlthätig, als es die Absicht der milden Stifterin war.

Im J. 1781 ließ die Kaiserin, um den Handelsgeist ihres Volks zu heben, durch den mehrmals erwähnten Generallieutenant Bauer am rechten Ufer der großen Newa im Wiburgischen Theile, zur Erbauung russischer Handelsschiffe ein Stadt-Schiffswerft anlegen. Mauern und Gebäude schließen einen etwa 250 Faden langen und 100

Faden breiten Platz ein, an welchem sich bis jetzt nur vier Stapel für eben so viele Schiffe befinden; doch kann die Anzahl dieser Stapel nach Umständen noch vermehrt werden. Die zu diesem Werft gehörigen Gebäude enthalten Magazine für Materialien des Schiffbaues und Werkstätte nebst Wohnungen der Arbeiter und Aufseher. Baulustige bestimmen Art und Größe eines Fahrzeuges, erhalten dann die genaueste Berechnung der Kosten und können, da es weder an Materialien noch an Arbeitern fehlt, in kurzem befriedigt werden.

Mit der Anlage des Kauffartheiwerfts ward zugleich die Anlage einer Navigazionsschule verbunden. Die sich der Schiffahrt widmende Jugend wurde in derselben in der Schiffsbau- und Steuermannskunst und in allem, was auf Seefahrt Bezug hat, unterrichtet. Zu gleicher Zeit erhielt auch damals die Kaufmannschaft und namentlich die St. Petersburgische ein Seerecht und eine Schiffahrtsordnung, welche die Handlung und Seefahrt mit russischen Schiffen, wenn diese auch mit russischen Matrosen, wenigstens über die Hälfte besetzt wären, vor der Handlung durch fremde Schiffe sehr begünstigt. Bis jetzt hat aber die russische Kaufmannschaft sowohl von dem Werft, als auch von den ihr ertheilten Vortheilen der Seefahrt mit russischen Schiffen, eben keinen großen Gebrauch gemacht.

Die vielen auswärtigen Bestellungen russischer Produkte, die von den Ausländern zum Theil vorausbezahlt und von fremden Schiffen abgeholt werden; der Kredit, der beim Absatz eingeführter Waare gegeben werden muß, die wegen des Erfolgs zweifelhaften Seereisen und die Gefahr bei denselben und endlich die Schwierigkeit, die Schiffe mit russischen Matrosen zu bemannen, sind, nebst mehrern andern Ursachen, Hindernisse der russischen Seefahrt, die nur mit der Zeit gehoben werden können. Was besonders den letztern Satz betrifft; so gestattete zwar Kaiser Paul und auch der gegenwärtige Monarch den russischen Matrosen und Flottoffizieren, damit sie sich mehrere praktische Kenntniße im Seewesen erwerben könnten, auf einheimischen und ausländischen Kauffartheischiffen zu dienen. Allein aus Furcht, daß die Matrosen, wenn sie einmal im Auslande sind, wo man sie besser bezahlt als im Vaterlande, nicht wieder zurückkommen würden, und weil man den Flottoffizieren ein zu großes Gehalt bot (einem Flottkapitain z. B. boten die Kaufleute für die Führung eines Kauffartheifahrers 3000 Rubel); also ebenfalls aus Furcht, daß diese nun eine Privatanstellung dem weniger einträglichen Krondienste vorziehen könnten, unterblieb bis jetzt die Ausführung der kaiserl. Erlaubniß. In eben diesem Jahre ward auch das große Stadtarmenhaus eingerichtet.

Im J. 1782 den 7ten Aug. ward das kolossalische Standbild Peter's des Großen zu Pferd, von Falconet gearbeitet, in Gegenwart der Kaiserin, unter dem Donner der Kanonen und dem Jubelgeschrei einer unzähligen Menge eröffnet und so eine Idee zur Ausführung gebracht, die die Kaiserin schon im J. 1766 gehabt hatte, dem unvergeßlichen Gründer der Residenz ein seiner und ihrer würdiges Monument zu errichten. Ein behauener Granitfelsen, der bei dem karelischen Dorfe Lächta in einem morastigen Walde, 12 Werst von Petersburg und 4 Werst von dem kronstädtischen Meerbusen lag und den jetzt das muthige Pferd des Mannes, den es trägt, ansprengt, dient bekanntlich zum Fußgestelle der bronzenen Statue. Als von dem Felsen das Zwecklose abgesprengt war, betrug dessen Höhe 21 Fuß, die Breite eben so viel, die Länge 38 Fuß und das Gewicht desselben nach einer Berechnung über 3 Millionen Pfund. Der Transport dieser ungeheuren Masse war eine mechanische Aufgabe, die der Graf Carburi, ein Grieche von Geburt, der sich hier Ritter Lascari nannte, glücklich auflöste. Man machte von dem Lager des Steins bis zum Ufer einen festen Weg; dann brachte man denselben auf metallenen Schlitten, die in metallenen Bahnen oder Rinnen, auf metallenen Kugeln von 5 Zoll im Durchmesser liefen, mit Winden durch 400

Menschen, täglich an 200 Faden, dem Ufer näher. Der Wassertransport geschah auf einem durch Kameele gehobenen Floß, der 180 Fuß lang und 66 Fuß breit und 17 Fuß hoch war. Im J. 1770 kam der enorme Stein glücklich an dem Ort seiner Bestimmung an. Herr Falconet ließ ihn nachmals so stark verkleinern, daß er seines Aufsatzes bedurfte. Er erhebt sich nun auf dem Petersplatze auf starkpilotirtem Grunde in der Form einer steilen Anhöhe, ist 53 Fuß lang, 21 Fuß breit und oben beim Absturz an der Newaseite 17 Fuß hoch. An der Senatsseite steht mit eingelegten, bronzenen, vergoldeten Buchstaben:

PETRO PRIMO
KATHARINA Secunda.
MDCCLXXXII.

und an der Admiralitätsseite dieses Granitfelsens liest man eben diese Inschrift in russischer Sprache. Im August 1775 geschah der Guß der Statue durch H. Falconet in einem eigenen Hause neben dem Felsen, dem künftigen Fußgestell. Das Metall ist Glockenspeise aus Kupfer mit ein wenig Zinn und Zink und wog 44,041 russische Pfunde; das Eisen, das des Gleichgewichts wegen in den Hintertheil des Pferdes kam, betrug 10000 Pfund. Der Guß ist nur drei Linien dick, nach hinten nimmt aber die Dicke desselben bis

auf einen Zoll zu. Die Figur des Monarchen ist 11 Fuß hoch. Die ganze Stellung desselben ist edel und ausdrucksvoll. Mit der ausgestreckten rechten Hand weist er nach der Newa, der Akademie und der Festung. Die Höhe des Pferdes beträgt 17 Fuß. Die Kosten dieses Monuments betrugen insgesammt 424,610 Rubel. Die Monarchin sah der Aufdeckung der Statue vom Balkon des Senats zu und ließ diesen merkwürdigen Tag durch kostbare Medaillen verewigen.

Im J. 1783 wurde der Bau des Marmorpalais beendigt und zugleich das medizinisch-chirurgische Institut, nach einem von dem Etatsrath und Ritter von Kelchen vorgelegten und von der Monarchin genehmigten Plane, unweit der Kalinkinschen Brücke an dem linken Ufer der Fontanka in einem langen steinernen Gebäude, welches vor Zeiten zum Spinnhause gedient hatte, angelegt. Jetzt ist dieses Institut, das seitdem eingegangen ist, mit der medizinisch-chirurgischen Akademie auf der Wiburgischen Seite vereinigt. Bei jenem oben erwähnten Institut war auch ein Klinisches Lazaret für 50 Betten angelegt, in welchem die ältern Zöglinge zur Praxis angewiesen wurden. In eben dem Jahre ließ die Monarchin ein ansehnliches Arbeitshaus für Leute, die arbeiten wollen, aber keine Beschäftigung finden und für den bei weitem größern Haufen faulen Gesindes, gesunder

Regierung ward dieſes griechiſche Gymnaſium, das mehrere brauchbare Subjekte gebildet hat, nach Waßili-Oſtrov in ein Gebäude verſetzt, das einen Theil des jetzigen Seekadettenkorps ausmacht. Die vormaligen, dem griechiſchen Gymnaſium zuſtändigen Gebäude wurden nunmehr dem Artilleriekadettenkorps überlaſſen. Da Paul I. im Dezemb. 1796 gedachtes Gymnaſium aufhob und die daſelbſt befindlichen 180 Zöglinge theils in das Land- theils in das Seekadettenkorps vertheilte, wurden mehrere Lehrer anderwärtig verſorgt.

Im J. 1778 fing man an, das ſchöne Gitter vor dem kaiſerlichen Sommergarten aufzuführen. Dieſe prächtige Balüſtrade, die erſt 1784 völlig beendigt wurde, bezeichnet die Grenze des kaiſerlichen Gartens, indem ſie in der Häuſerreihe längs der Newa fortläuft und aus 36 zylinderförmigen Granitſäulen, die 2 Faden Höhe und über 3 Fuß im Durchmeſſer haben, beſteht, welche durch ein eiſernes Gitter verbunden ſind. Die Säulen ruhen auf Granitwürfeln von 6 Kubikfuß und ſind oben abwechſelnd mit Urnen und Vaſen verziert. Die treffliche Arbeit am Eiſengitter und an den auf Rollen gehenden eiſernen Thüren, die ſtark vergoldete Verzierung an beiden, der Anblick der Newa und ihres Granitufers und die herumliegenden ſchönen Ge-

häude machen diese Gegend zu einer der schönsten in der Residenz.

Die 120 Faden lange Schiffbrücke, die von dem Petersplatze nach Waßili-Ostrov führt, auf 21 Fahrzeugen liegt und in der Mitte eine Zugbrücke hat, ward vormals immer im Herbst beim Eisgange weggenommen und im Frühling nach dem Eisbruche wieder aufgesetzt. Seit 1779 aber fing man an, sie auf kaiserlichem Befehl, zur großen Bequemlichkeit des Publikums, gleich wieder aufzusetzen, sobald das Eis zum Stehen gelangt ist und sie so lange zu lassen, bis der Eisbruch bevorsteht. Alsdann wird sie immer auseinander genommen und bei reiner Newa wieder hergestellt.

Das Ausgraben und Einfassen der Fontanka mit Granit geschah im J. 1780. Vormals gehörte diese Gegend zu den schmutzigsten und unsichersten in der Residenz. Ueber den sumpfigen Boden führte ein Knüppeldamm und an dem jenseitigen linken Ufer der Fontanka war Morast und Wald. Allen diesen Uebeln ward durch das Ausgraben dieses Flusses abgeholfen. Er strömt unter der Newka an der linken Seite der großen Newa und floß ehemals als ein träger Morastbach erst südlich, dann der Newa parallel westlich zum kronstädtischen Busen, in welchen er neben der großen Newa mit zwei Armen fiel. Schon unter den vorigen Regierungen ward

die Fontanka zwar ausgegraben und mit hölzernen Ufern versehen; aber immer verschlammte sie nach und nach wieder und trocknete sogar des Sommers stellenweise aus. Katharina ließ nunmehr im J. 1780 das Wasserbette des Flußes über einen Faden tief und in der Breite 10—12 Faden ausgraben. Die mehr als Einen Faden hohen Ufer wurden pilotirt, mit gehauenen Granitquadern bekleidet und einer eisernen Lehne und neben derselben mit einem 5 Fuß hohen Trottoir versehen, so daß dieser Fluß, der gutes, fließendes Newawasser enthält und für Zufuhrbarken schiffbar ist, eine der vorzüglichsten Zierden und Merkwürdigkeiten der Residenz ausmacht. Anfangs besorgte General Bauer und nachmals nach dessen Tode beendigte der damalige Generalprokureur Fürst Wäsemsky diesen Bau. Die Länge der Fontanka beträgt gegen 3000 Faden oder Werst. Der Faden Granitufer an jeder Seite kostete ohne das Ausgraben des Flusses und ohne das Pilotiren, anfangs 182 und nachmals gegen 300 Rubel, in welchem die vielen kostbaren Brücken über die Fontanka nicht mitbegriffen sind. Dort wo sie aus der Newa kommt, hat die Brücke drei von Granit gewölbte Bogen, die übrigen, die Simeonsche, Anitschkovsche, Tschernischevsche, Semänovsche, Obuhovsche, Ismailovsche und Kalinkinsche Brücke haben jede zwei Granitbogen und zwischen

beiden eine Zugbrücke mit vier, 3 Faden hohen, kleinen Thürmen von gehauenem Granit, in welchem die Zugwinden enthalten sind. Jede Brücke hat auch zwei zylindrische Granitsäulen, deren jede auf eisernen Armen zwei Kugellampen trägt. Dieses wirklich kaiserliche Unternehmen, das ein Seitenstück zu mancher hochgepriesenen Arbeit aus der griechischen und römischen Zeit abgeben kann, ward im J. 1789 beendigt. Der einzige Vorwurf, den man dieser großen Ausführung machen könnte, wäre der, daß die Trottoirs, die schon an mancher Stelle ganz eingesunken sind, nicht dauerhafter und sorgfältiger gelegt sind und daß die Lehne des aus der Fontanka kommenden Nikolaikanals, an den man hinfährt, wenn man über die Kalinkinsche Brücke zur Stadt hineinkommt, noch nicht beendigt ist. Es liegt noch alles wüst und ungeordnet da und stimmt die gespannte Erwartung ein wenig ab, mit der gewiß jeder fremde Reisende St. Petersburg zum erstenmal betritt. Letzterem soll, wie es heißt, nächstens abgeholfen und die unter Katharina II. unvollendet gebliebene Arbeit gänzlich beendigt werden.

Um den minderbegüterten Theil der Einwohner der Residenz dem Druck der Getraidehändler zu entziehen, legte die Monarchin im J. 1780 große steinerne Mehlmagazine im ersten Admiralitätstheile neben Neuholland an. So heißt

nämlich ein, mit hohen steinernen Schoppen, in welchen die Admiralität Nutzholz austrocknet und aufbewahrt, bebautes Quartier. Mit Holz eingefaßte Kanäle umgeben dieses am rechten Ufer der Moika im ersten Admiralitätstheile gelegene Quartier, wovon einer bis zur großen Newa reicht. In diesen neuen Mehlmagazinen kann sich jedermann zu einem billigen Mittelpreise mit diesem unentbehrlichen Bedürfnisse, jedoch nur in kleinen Quantitäten versorgen.

Aus eben der milden Absicht und um der ärmern Volksklasse die Theurung des Holzes weniger drückend zu machen, ließ die Kaiserin fast um die nämliche Zeit in verschiedenen Stadttheilen kaiserliche Holzhöfe (Kronholzhöfe) anlegen, wo zu einem billigen Preise dem sich mit einem Erlaubnißbillete Präsentirenden jedesmal zu einem Saschen oder Faden Holz abgelassen wird. Der vielen dabei eingeführten Weitläuftigkeiten wegen bedient sich aber das Publikum derselben ungern und die Anstalt wird minder wohlthätig, als es die Absicht der milden Stifterin war.

Im J. 1781 ließ die Kaiserin, um den Handelsgeist ihres Volks zu heben, durch den mehrmals erwähnten Generallieutenant Bauer am rechten Ufer der großen Newa im Wiburgischen Theile, zur Erbauung russischer Handelsschiffe ein Stadt-Schiffswerft anlegen. Mauern und Gebäude schließen einen etwa 250 Faden langen und 100

Faden breiten Platz ein, an welchem sich bis jetzt nur vier Stapel für eben so viele Schiffe befinden; doch kann die Anzahl dieser Stapel nach Umständen noch vermehrt werden. Die zu diesem Werft gehörigen Gebäude enthalten Magazine für Materialien des Schiffbaues und Werkstätte nebst Wohnungen der Arbeiter und Aufseher. Baulustige bestimmen Art und Größe eines Fahrzeuges, erhalten dann die genaueste Berechnung der Kosten und können, da es weder an Materialien noch an Arbeitern fehlt, in kurzem befriedigt werden.

Mit der Anlage des Kauffartheiwerfts ward zugleich die Anlage einer Navigazionsschule verbunden. Die sich der Schiffahrt widmende Jugend wurde in derselben in der Schiffsbau- und Steuermannskunst und in allem, was auf Seefahrt Bezug hat, unterrichtet. Zu gleicher Zeit erhielt auch damals die Kaufmannschaft und namentlich die St. Petersburgische ein Seerecht und eine Schiffahrtsordnung, welche die Handlung und Seefahrt mit russischen Schiffen, wenn diese auch mit russischen Matrosen, wenigstens über die Hälfte besetzt wären, vor der Handlung durch fremde Schiffe sehr begünstigt. Bis jetzt hat aber die russische Kaufmannschaft sowohl von dem Werft, als auch von den ihr ertheilten Vortheilen der Seefahrt mit russischen Schiffen, eben keinen großen Gebrauch gemacht.

Die vielen auswärtigen Bestellungen russischer Produkte, die von den Ausländern zum Theil vorausbezahlt und von fremden Schiffen abgeholt werden; der Kredit, der beim Absatz eingeführter Waare gegeben werden muß, die wegen des Erfolgs zweifelhaften Seereisen und die Gefahr bei denselben und endlich die Schwierigkeit, die Schiffe mit russischen Matrosen zu bemannen, sind, nebst mehrern andern Ursachen, Hindernisse der russischen Seefahrt, die nur mit der Zeit gehoben werden können. Was besonders den letztern Satz betrifft; so gestattete zwar Kaiser Paul und auch der gegenwärtige Monarch den russischen Matrosen und Flottoffizieren, damit sie sich mehrere praktische Kenntnisse im Seewesen erwerben könnten, auf einheimischen und ausländischen Kauffartheischiffen zu dienen. Allein aus Furcht, daß die Matrosen, wenn sie einmal im Auslande sind, wo man sie besser bezahlt als im Vaterlande, nicht wieder zurückkommen würden, und weil man den Flottoffizieren ein zu großes Gehalt bot (einem Flottkapitain z. B. boten die Kaufleute für die Führung eines Kauffartheifahrers 3000 Rubel); also ebenfalls aus Furcht, daß diese nun eine Privatanstellung dem weniger einträglichen Krondienste vorziehen könnten, unterblieb bis jetzt die Ausführung der kaiserl. Erlaubniß. In eben diesem Jahre ward auch das große Stadtarmenhaus eingerichtet.

Im J. 1782 den 7ten Aug. ward das kolossalische Standbild Peter's des Großen zu Pferd, von Falconet gearbeitet, in Gegenwart der Kaiserin, unter dem Donner der Kanonen und dem Jubelgeschrei einer unzähligen Menge eröffnet und so eine Idee zur Ausführung gebracht, die die Kaiserin schon im J. 1766 gehabt hatte, dem unvergeßlichen Gründer der Residenz ein seiner und ihrer würdiges Monument zu errichten. Ein behauener Granitfelsen, der bei dem karelischen Dorfe Lächta in einem morastigen Walde, 12 Werst von Petersburg und 4 Werst von dem kronstädtischen Meerbusen lag und den jetzt das muthige Pferd des Mannes, den es trägt, ansprengt, dient bekanntlich zum Fußgestelle der bronzenen Statue. Als von dem Felsen das Zwecklose abgesprengt war, betrug dessen Höhe 21 Fuß, die Breite eben so viel, die Länge 38 Fuß und das Gewicht desselben nach einer Berechnung über 3 Millionen Pfund. Der Transport dieses ungeheuren Masse war eine mechanische Aufgabe, die der Graf Carburi, ein Grieche von Geburt, der sich hier Ritter Lascari nannte, glücklich auflöste. Man machte von dem Lager des Steins bis zum Ufer einen festen Weg; dann brachte man denselben auf metallenen Schlitten, die in metallenen Bahnen oder Rinnen, auf metallenen Kugeln von 5 Zoll im Durchmesser liefen, mit Winden durch 400

Menschen, täglich an 200 Faden, dem Ufer näher. Der Wassertransport geschah auf einem durch Kameele gehobenen Floß, der 180 Fuß lang und 66 Fuß breit und 17 Fuß hoch war. Im J. 1770 kam der enorme Stein glücklich an dem Ort seiner Bestimmung an. Herr Falconet ließ ihn nachmals so stark verkleinern, daß er seines Aufsatzes bedurfte. Er erhebt sich nun auf dem Petersplatze auf starkpilotirtem Grunde in der Form einer steilen Anhöhe, ist 53 Fuß lang, 21 Fuß breit und oben beim Absturz an der Newaseite 17 Fuß hoch. An der Senatsseite steht mit eingelegten, bronzenen, vergoldeten Buchstaben:

PETRO PRIMO
KATHARINA Secunda.
MDCCLXXXII.

und an der Admiralitätsseite dieses Granitfelsens liest man eben diese Inschrift in russischer Sprache. Im August 1775 geschah der Guß der Statue durch H. Falconet in einem eigenen Hause neben dem Felsen, dem künftigen Fußgestell. Das Metall ist Glockenspeise aus Kupfer mit ein wenig Zinn und Zink und wog 44,041 russische Pfunde; das Eisen, das des Gleichgewichts wegen in den Hintertheil des Pferdes kam, betrug 10000 Pfund. Der Guß ist nur drei Linien dick, nach hinten nimmt aber die Dicke desselben bis

auf einen Zoll zu. Die Figur des Monarchen ist 11 Fuß hoch. Die ganze Stellung desselben ist edel und ausdrucksvoll. Mit der ausgestreckten rechten Hand weist er nach der Newa, der Akademie und der Festung. Die Höhe des Pferdes beträgt 17 Fuß. Die Kosten dieses Monuments betrugen insgesammt 424,610 Rubel. Die Monarchin sah der Aufdeckung der Statue vom Balkon des Senats zu und ließ diesen merkwürdigen Tag durch kostbare Medaillen verewigen.

Im J. 1783 wurde der Bau des Marmorpalais beendigt und zugleich das medizinisch-chirurgische Institut, nach einem von dem Etatsrath und Ritter von Kelchen vorgelegten und von der Monarchin genehmigten Plane, unweit der Kalinkinschen Brücke an dem linken Ufer der Fontanka in einem langen steinernen Gebäude, welches vor Zeiten zum Spinnhause gedient hatte, angelegt. Jetzt ist dieses Institut, das seitdem eingegangen ist, mit der medizinisch-chirurgischen Akademie auf der Wiburgischen Seite vereinigt. Bei jenem oben erwähnten Institut war auch ein Klinisches Lazaret für 50 Betten angelegt, in welchem die ältern Zöglinge zur Praxis angewiesen wurden. In eben dem Jahre ließ die Monarchin ein ansehnliches Arbeitshaus für Leute, die arbeiten wollen, aber keine Beschäftigung finden und für den bei weitem größern Haufen faulen Gesindes, gesunder

Bettler und anderer Müssiggänger, für Diebe, die nicht über den Werth von 20 Rubeln gestohlen haben (: denn der Diebstahl über 25 Rubel an Werth wird nach russischen Gesetzen mit der Knute bestraft) und andere Unfugmacher, im Stückhofsstadttheile unweit dem Stadtarmenhause angelegt. Diese wohlthätige Anstalt steht ebenfalls unter dem Kollegium der allgemeinen Fürsorge. Wenn jemand böses Gesinde dahin zur Besserung schickt, so wird täglich für jeden 3 Kopeken Kostgeld entrichtet; was ein solcher aber während der Zeit seines Arrestes verarbeitet, gehört der Anstalt.

Im J. 1784 fing der Bau des auf Wasilis Ostrow am rechten Newaufer gelegenen, zur Akademie der Wissenschaften gehörigen und auf einem granitenen Fundament aufgeführten, drei Stockwerke hohen steinernen Gebäudes an, das aber erst 1790 vollendet wurde und zu welchem Bau die Monarchin 200000 Rubel schenkte. Die Fürstin Daschkov, eine gelehrte und damals vielbedeutende Dame, war zu der Zeit Direktor der Akademie. Mehrere Säle dienen gegenwärtig zur Konferenz, zu welcher sich die Hrn. Akademiker wöchentlich versammeln. Auch befindet sich in demselben der zur Akademie gehörige Buchladen. Ferner wohnen hier verschiedene zu derselben gehörige Künstler, deren mehrere in den, den

Hofplatz umschließenden, zwei Stock hohen steinernen Gebäude ihre Zimmer haben. Das Gesimse der Hauptfaçade des zuerst erwähnten neuen Gebäudes nach der Newa zu, wird von 8 Säulen getragen und hat in der Fronte den russischen Adler in erhobener Arbeit. An dem Fronton der andern Seite liest man auf russisch die Inschrift: „Aus der Milde Katharina II. 1787.“

Am linken Newaufer ließ die Monarchin in eben diesem Jahre ein schönes steinernes Gebäude im Stückhofsstadttheile aufführen, das sie das taurische Palais nannte und dem Fürsten Potemkin dem Taurier schenkte. Das Pantheon oder das Hauptgebäude hat eine große, hohe Kuppel nebst zwei Flügeln, die an die Gasse reichen, wodurch ein großer Hofplatz entsteht, der an der Straße ein niedriges, geschmackvolles eisernes Gitter hat. In dem Innern des Pallastes macht die lange Kolonnade von zwei doppelten Säulenreihen eine große Wirkung. Aus dem Säulengange tritt man in einen Wintergarten, der rund herum viele hohe Fenster und in den Wänden verborgene Oefen hat, aus welchen sich die Wärme durch Röhren unter der Erde vertheilt und wo man unter blühenden Orangebäumen im strengsten Winter lustwandeln kann. Die vormals in dem Wintergarten befindliche Statue der Kaiserin aus cararischem Marmor befindet sich nunmehr in der Akademie der

Künſte. Hinter dem tauriſchen Palais liegt ein hübſcher Garten in engliſchem Geſchmack, der ſchönſte um Petersburg herum. In lieblichen Krümmungen durchſchlängelt hier ein künſtlicher Fluß, der ſein Waſſer aus dem Ligowiſchen Kanal erhält, den Garten. Das von dem unlängſt verſtorbenen mechaniſchen Genie, dem Mechanikus der Akademie der Wiſſenſchaften, Kulibin verfertigte, äußerſt künſtliche Modell einer Brücke mit Einem Bogen, deren Länge den 15ten Theil der Breite der Newa hat, befindet ſich in dieſem Garten. Nachher hat das tauriſche Palais viele ſonderbare Beſtimmungen gehabt, wovon an einem andern Orte ausführlicher die Rede ſeyn wird.

Unweit des Gebäudes der Akademie der Wiſſenſchaften wurde in eben dieſem Jahre, an der Strecke am linken Ufer der kleinen Newa, nahe bei ihrer Trennung von der großen, die damals ſo genannte neue Börſe zu erbauen angefangen, die aber unter der gegenwärtigen Regierung, im Sommer 1804, wieder abgetragen worden iſt, um dieſen Platz nach einem neuen Plane durch ein prächtigeres Börſengebäude zu ſchmücken. Jene neue Börſe bildete ein Kreuzgebäude mit kurzen vorſpringenden Flügeln. Der untere Stock war durchaus mit großen behauenen Granitſtücken bekleidet und davon waren auch die beiden Außentreppen und Eingänge. Das ganze Gebäude be-

stand über dem sehr hohen Souterrain aus einem großen, runden und hohen Saal, mit Zimmern für Mäkler u. s. w. Die beiden, aber noch unvollendeten, Portale würden dem ganzen ein erhabenes Ansehn gegeben haben.

Durch einen Befehl vom 24ten April 1784 wurde von der Monarchin ein Mufti mit 2000 Rubel Gehalt creirt und seitdem ist den in Petersburg wohnenden Muhamedanern die öffentliche Ausübung ihrer Religion verstattet. Vormals besaßen sie in der Gegend der Kalinkinschen Brücke ein eigenes, dazu bestimmtes Haus. Unter dem jetzigen Monarchen war ihnen anfangs das Exercierhaus des Michailovschen Schlosses zur Feier ihres Bairam's und nachmals ist ihnen in der Gegend des taurischen Palais ein Gebäude eingeräumt, wo sie sich jeden Freitag zum wöchentlichen Gottesdienst versammeln. Das von der Kaiserin Katharina den petersburgischen Muselmännern eingegebene Haus wurde ganz zum gottesdienstlichen Gebrauche in diesem Jahre eingerichtet.

Das hinter der Kalinkinschen Brücke am Stadtgraben belegene Stadtthor an der Rigischen Heerstraße wurde um eben diese Zeit vollendet. Es hat die Form eines Würfels, ist ganz und durchaus von Granit, auf jeder Ecke mit einer großen Urne und in der Mitte mit dem doppelten Adler von weißem Marmor verziert. Die kolossalische Größe und die edle Simplizität geben demselben

ein schönes Ansehen und durch erstere wird die Benennung Triumphpforte, die man diesem Thore giebt, sehr passend. Dies war bisher das einzige Thor der Residenz. Kaiser Paul, der die Stadtgraben mit Palisaden einfassen ließ, legte an jedem Eingange zur Stadt steinerne Thore mit Sastacren oder Schlagbäumen an. Hier zeigte damals der Einwohner der Residenz dem wachthabenden Offizier das, von dem Kriegsgouverneur unterzeichnete Ein- und Auslaßbillet vor, ohne welches niemand die Stadt verlassen durfte. Daß diese Einrichtung nunmehr aufgehoben ist, bedarf keiner Erwähnung.

Von dem Kollegium der allgemeinen Fürsorge wurde an dem linken Ufer der Fontanka ein Stadtlazaret mit einem Irrhause angelegt, das von seiner Lage unweit der Obuchovschen Brücke gemeiniglich das Obuchovsche Hospital genannt wird. Es ist ein langes, zwei Stock hohes, freistehendes steinernes Gebäude, zu dessen Bau die Monarchin ansehnliche Summen bewilligte. Die mit Säulen verzierte Façade, die Reihe von Bäumen und das Gitterwerk vor dem Gebäude geben demselben, nach der Seite des Flusses zu, ein schönes Ansehn. Es sind hier 300 Betten für Kranke beiderlei Geschlechts. Die Zimmer sind geräumig und reinlich. Bis vor kurzem konnten auch herrschaftliche Bediente, gegen Erlegung von 4 Rubel monatlich in das Laza-

ret aufgenommen werden; doch von nun an werden, der Theurung wegen, 10 Rubel monatlich für einen solchen Kranken bezahlt. Da aber diese wohlthätige Anstalt bei der jährlich zunehmenden Bevölkerung der Stadt genug ist, die sich täglich meldenden Kranken aufzunehmen, so soll das Lazaret in kurzem nach einem neuen Plane vergrößert und an der gegenüberliegenden Seite nach der Semánovschen Garde hin, ein eben so ansehnliches Gebäude, wie an der Fontanka, aufgeführt werden. In diesem werden alsdann, nach dem Beispiel der Hamburger Krankenanstalt, Kranke aus allen Ständen, denen es zu Haus an Bequemlichkeit, Aufwartung und Pflege fehlt, eine Zuflucht nehmen und bei ihrem Aufenthalte daselbst die größere Pflege und Bequemlichkeit, die sie verlangen, nach ihren Umständen mehr oder minder theuer bezahlen können. Die im J. 1789 hinter dem Hauptgebäude auf steinernen Fundamenten aufgeführten sechs hölzernen Gebäude, die zum Sommeraufenthalte der Kranken dienten, werden alsdann abgebrochen, und statt derselben soll in dem Quarré ein Rekreazionsgarten angelegt werden. Mitten an der Hinterseite des Hauptgebäudes ist das Irrhaus angelegt, so daß das Ganze jetzt die Figur eines lateinischen T hat. Die 60 Zimmer desselben sind fast beständig von Unglücklichen besetzt. Für einige rasende Wahnsinnige sind Zimmer in dem, hinten im Hofe

des Lazarets angelegten Zuchthause eingerichtet. Dieses steinerne Gebäude ist mit Vorsicht auf sichere Einsperrung der Züchtlinge berechnet. Es befinden sich hier Verbrecher, die zur Arbeit verurtheilt sind, auch steht es ebenfalls unter der Aufsicht des Kollegiums der allgemeinen Fürsorge. Zwischen dem Zuchthause und dem Lazaret ist seit 1794 ein kleines, viereckigtes, hölzernes Gebäude angelegt, das im Winter geheitzt werden kann, und in welchem durch Züchtlinge, vermittelst drei Pumpen, das Wasser aus der Fontanka in ein großes Behälter heraufgetrieben und von da durch Röhren in die Bäckerei und alle Küchen des Hauses geleitet wird. Neben jedem Ende des Lazarets stehn steinerne, zwei Stock hohe Wohnhäuser für Aerzte und Offizianten, welche im J. 1790 durch drei steinerne Flügel vergrößert worden sind.

Der Marktplatz am Ligowischen Kanal und an beiden Seiten der Newskischen Perspektive, der Alexandrowskaja Ploschtschad im Roschestwenskischen Stadttheil erhielt sein Daseyn ebenfalls im J. 1804. Dieser Markt besteht in etwan 20 — 30 sehr langen, freistehenden, hölzernen Gebäuden, die rundum Buden verschiedener Gattung haben, größtentheils aber Bedürfnisse der Landleute und überhaupt der untern Stände, als gemeine Artikel jeder Haushaltung, Holzwaaren, Schlitten, russische Fuhrwerke, Pfer-

dergeschirre, Böttcher = und Töpferwaare, Seile, gemeinen Eisenkram, alte Wagen und andern Hausrath enthalten. Auch dient der Platz zum Vieh = und Heumarkt. Im Winter, besonders zur Weinachtszeit, ist hier eine große Zufuhr von gefrornem Fleisch, Fischen, Wild und andern Artikeln des platten Landes, daher zu der Zeit besonders und fast immerwährend der Zusammenfluß von Menschen ausnehmend groß hierselbst ist. Aus dieser letztern Ursache wird auch an dem daselbst befindlichen Pfahl an Kapitalverbrechern die Knutstrafe vollzogen. Vormals pflegte letzteres auf dem Trödelmarkt in der großen Gartenstraße zu geschehn.

Die Residenz hatte zwar, als Katharina den Thron bestieg, zwei kleine Theater, aber kein eigentliches Opernhaus. Die Kaiserin ließ daher im J. 1784, auf einem offenen Platze, am rechten Ufer des Nikolaikanals, unweit der Matrosenkirche, ein großes, steinernes Theater, unter der Aufsicht des Generals Bauer durch den berühmten Theatermaler Tischbein aufführen, das zwar recht groß ist, aber bei der immer zunehmenden Bevölkerung nach gerade zu klein zu werden anfängt. Das Innere des Theaters, das über 3000 Menschen fassen kann, ist mehrmals verändert worden. Anfangs befand sich die kaiserliche Loge mitten vor der Bühne im Horizont derselben so, daß alle Perspektive in der Loge zu=

sammenfielen und die Szenen von da aus die meiste Täuschung machten. Unter Paul I. ward das Amphitheater abgebrochen, der ganze innere Bezirk zu Lehnstühlen und zum Parterre eingerichtet und die kaiserliche Loge, die vormals in der Mitte des sphärischen Raums gestanden hatte, der Bühne gegenüber, nach der ersten Reihe Logen verlegt. Während des Anfangs der gegenwärtigen Regierung ward das Theater von Außen vergrößert und das Innere desselben durch den französischen Architekt Tomeau ganz verändert und schön dekorirt. In der ersten Reihe offener Ranglogen, die stark hervorspringt, befindet sich auch die kaiserliche, aber auf ausdrücklichem Verlangen des Monarchen — Alexander's edler Denkungsart gemäß — ganz ohne alle Auszeichnung. Das seit seiner Umbauung mit Argantischen Lampen erleuchtete und mit einem prächtigen Kronleuchter verzierte Theater ist jetzt ein schönes Gebäude von edlem Ansehn, das zwar vollkommen seiner Bestimmung entspricht, nur aber den großen Fehler behalten hat, daß es nicht akustisch gebaut ist. In den Logen, der Bühne gegenüber, ist die Stimme der spielenden Personen wenig verständlich. Unter dem, mit 8 großen konischen Säulen verzierten Peristil fahren die Wagen vor. Im Delta des Frontispice befindet sich ein in Stucco gut gearbeitetes Basrelief. Apollo's Wagen wird von vier raschen Hengsten gezogen,

der Gott des Lichts verbreitet Helle um sich her, Horen umgaukeln den Wagen und bestreuen mit Blumen den Weg. Unter dem Basrelief liest man am Frieß des Frontons die aus großen bronzenen, vergoldeten Buchstaben bestehende simple Inschrift in russischer Sprache: „Renovirt im J. 1802." Unter dem mit einem Blitzableiter versehenen eisernen Dache des Gebäudes befinden sich vier große Wasserbehälter mit 8 Schläuchen. Acht steinerne Treppen führen zu den vier Reihen Logen; auch wird bei einer möglichen Feuersgefahr den Anwesenden leicht, sich durch 16 Ausgänge zu retten. Auf dem schönen und gut umbauten Platze um das Theater herum stehen sechs mit Granit umgebene Feuerschoppen unter eisernen Dächern. In diesen wird während der kalten Jahreszeit für die Kutscher und Bediente Feuer unterhalten.

Im J. 1783 errichtete die Monarchin in einem Gebäude am Quai des linken Newaufers, unweit des kaiserl. Sommergartens eine kaiserliche Theaterschule: denn bisher fehlte es ganz an guten Subjekten zu einem Nazionaltheater und Katharina wollte auch diesem Uebel abhelfen. Dieses Nazionalinstitut, das junge Leute beiderlei Geschlechter russischer Nazion, die für die verschiedenen Theile der Schauspielkunst, für Instrumental- und Vokalmusik, Tanz u. s. w. Talent und Neigung zeigen, zu diesen Künsten bildet,

besteht größtentheils aus Zöglingen des petersburgischen und moskowischen Findelhauses; doch werden auch andere talentvolle Subjekte zu ihrer künftigen Bestimmung daselbst gebildet.

In eben diesem Jahre ward auch der zwei Stock hohe große Kaufhof (Gostinoi-Dwor) in der Newskischen Perspektive ganz von Stein vollendet und mit Eisen gedeckt. Um alle Feuersgefahr zu vermeiden, wird daselbst kein Lichtbrennen (außer das vor den dort aufgehängten Heiligenbildern) erlaubt. Er hat die Form eines abgeschnittenen Kegels, ist etwan 150 Faden lang und hat oben ungefähr 100, unten 50 Faden Breite. In jedem Stockwerk befinden sich rundum 170 Gewölbe und vor denselben Arkaden, welche bei schlechter Witterung vortreffliche Spaziergänge bilden, die wegen des starken Gewühls von Menschen für den Beobachter äußerst unterhaltend sind. Auch der innere Raum des Kaufhofs ist vor kurzem ganz mit steinernen Buden bebaut worden.

Im J. 1786 ward im moskowischen Stadttheile an der linken Seite des Sarskoe-Seloschen Weges im offenen freien Felde, außerhalb des bebaueten Theils der Stadt, nach dem Ligowschen Kanal zu, der neue kaiserliche Jägerhof aufgeführt, der zwar noch nicht völlig ausgebaut ist, nach seiner Vollendung aber eins der prächtigsten und größten Palläste seyn wird. Seine Form ist ein zwei Stock hohes Viereck, dessen

Seiten nach innen zu halbe Zirkel formiren und durch Säulenverzierungen erhoben werden.

Im gedachten Jahre ward auch an der breiten Kaufhofstraße (Gostinaja = Uliza) neben der Westseite des großen Kaufhofes eine Linie von etwan 100 Gewölben aufgeführt, in welchen jetzt mancherlei Waaren, besonders aber Kissen, Matratzen und überhaupt Bettzeug, rohe Baumwolle ꝛc. anzutreffen sind. Vormals stand hier auf dieser Stelle ein Stock hohe hölzerne Buden. Die breite Kaufhofstraße selbst bildete vor Zeiten ein schönes Carrefour, das aber seit der gegenwärtigen Regierung von einem langen steinernen, ein Stock hohen, mit Eisen gedeckten und oben mit kleinen Magazinen versehenen Gebäude eingenommen wird, in welchem sich unter Arkaden nach beiden Seiten zu eine doppelte Reihe von Buden befindet. Die Gegend hier herum, von der Newskischen Perspektive betrachtet, würde außerordentlich gewinnen und weit besser ins Auge fallen, wenn man sich entschlösse, das an gedachter Perspektive gelegene, ziemlich verfallene, kleine steinerne Gebäude mit den Hutbuden abzubrechen.

Im J. 1787 ward die an der Petrowka, einem Arm der kleinen Newa, auf der Petersburgischen Seite, rechts von der langen Tintschkowbrücke (welche Wasili = Ostrov mit der Petersburgischen Seite verbindet) gelegene Himmelfahrtskirche vollendet. Sie ist groß, von Stein, hat ei-

nen hohen, massiven Thurm und fünf thurmförmige Kuppeln.

Ferner ward in der Newskischen Perspektive, zwischen dem Katharinenkanal und dem großen Kaufhofe, ein zwei Stockwerk hohes, steinernes Gebäude aufgeführt, in welchem vierzehn Gewölbe des untern Stocks mit Arkaden zu Silberbuden und die obern Zimmer zu Wohnungen dienen.

Im Laufe eben dieses Jahrs ward endlich auch auf Befehl der Monarchin im zweiten Admiralitätstheil im Winkel der Moika und des Nikolaikanals, gegenüber dem Platze des großen steinernen Theaters, ein Stadtgefängniß erbaut und soviel es thunlich war nach Howard's Vorschlägen eingerichtet. Obgleich die vorige Bestimmung jetzt aufgehört hat und es nunmehr zu einem andern Endzwecke dient; so wird dennoch eine Beschreibung dieses vormaligen Gefängnisses, das man, seiner entfernten Aehnlichkeit wegen, vorzeiten die kleine Bastille zu nennen pflegte, nicht ganz unwillkommen seyn. Es war ein zwei Stock hohes und in Form eines Fünfecks aufgeführtes, steinernes und sehr festes Gebäude, hatte fünf mit Eisen gedeckte Kuppeln, die zu Magazinen dienten, und kleine Fenster nach der Straße. Eine eiserne Pforte führte nach dem Innern. Jedes Stockwerk hatte nur Eine Reihe Zimmer und vor demselben einen Gang. Die

Zimmer waren ungleich an Größe, hatten aber völlig einerlei Einrichtung. Die Fenster nach dem Hofe waren hoch, jeder Kerker hatte einen kubischen Ofen, einen kleinen gemauerten Tisch und Sessel, eine eiserne Außenthüre und in der Thürwand die Bequemlichkeit. Auf dem freien Platz, den dies Gebäude einschloß, stand ein gleichförmiges kleines Gefängniß, welches nebst ähnlich eingerichteten Kerkern auch eine Kapelle, ein Komtoir, eine Wachtstube und ein Züchtigungszimmer enthielt. Der übrigbleibende, etwa sechs Klafter breite Hofraum diente den Gefangenen den Genuß der freien Luft zu verschaffen. Im Sommer 1799 ließ Kaiser Paul diesem Gebäude eine andere Gestalt geben und es zu einer Kaserne für das Senatsbataillon oder das damalige Uschakowsche Regiment einrichten. Jetzt ist es zu Wohnungen für mehrere, bei der Admiralität und bei dem Seekadettenkorps angestellte Flottoffiziere angewiesen.

Im J. 1788 war der Bau des Amphitheaters auf dem Schloßplatz verordnet, um die, am obern Ende der Newskischen Perspektive, nach dem kaiserl. Winterpalais zu, gelegenen Häuser mit deren Nebengebäuden, die aus den Zimmern der Monarchin einen widrigen Eindruck machten, zu maskiren. Dieses, einen halben Zirkel ausmachende, kolossalische Gebäude besteht eigentlich aus drei zusammenhängenden Palästen. Der

Styl dieses amphitheatralischen Gebäudes ist einfach und schön; nur durch zwei ungeheure Marmorsäulen an jedem Ende der drei Thore wird es gehoben; auch ist die Lage desselben vortreflich, da es wechselsweise den Schloßplatz verschönert und durch ihn verschönert wird. Den einen Theil dieses kolossalischen Pallastes schenkte die Kaiserin dem Grafen Bruce, nachmaligen Generalgouverneur von Petersburg, dessen Tochter, seine einzige Erbin, an den Admiral Mussin-Puschkin verheirathet ist, den andern ihrem damaligen Flügeladjutanten dem General Lanskoy. Nach des letztern Tode kaufte die Kaiserin diesen Theil von dessen Erben wieder an sich und nun gehört derselbe dem Admiral Graf Kuschelew. Den Bruce'schen Antheil des amphitheatralischen Palais kaufte der Generallieutenant Fürst Wolchonsky im J. 1804.

Gleich nach dem beendigten Bau des Amphitheaters wurden auf dem Schloßplatz vor dem kaiserl. Winterpalais zwei Feuerschoppen von Granit mit eisernen Dächern (so wie man dergleichen noch vor dem großen steinernen Theater stehen sieht) angelegt, in welchen im Winter für die Kutscher und Bedienten, die hier an Kourtagen und bei Assembleen warten müssen, Feuer angemacht wurde. Kaiser Paul ließ selbige bald nach seiner Gelangung zum Thron abbrechen, weil sie bei den Wachtparaden, zu welchen die kaiserlichen Gar-

den und die ganze Petersburgische Garnison seitdem, so wie auch jetzt noch an Sonn- und Feiertagen, auf dem Schloßplatz aufziehen, hinderlich waren. Auf demselben springen übrigens auch bei großen Feierlichkeiten Weinfontainen und gebratene Ochsen oder eine Cocagna werden hier dem Volke gegeben.

Im J. 1789 ward an der linken Seite des Nikolaikanals neben dem obenerwähnten Stadtgefängniß ein kleiner steinerner Kaufhof von etwa 60 Gewölben gebaut. Das Erdgeschoß ist gewölbt, die Buden in demselben, wie auch die Arkaden rund umher dienen zu Fleischscharren, sind aber gegenwärtig so verfallen, daß manche im J. 1804 einzustürzen droheten.

Fast zu gleicher Zeit ward, statt des, an der großen Perspektive zwischen der fünften und sechsten Linie in Wasili-Ostrov gelegenen, ehmaligen Markts oder viereckigten Platzes, der aus einer Reihe alter, niedriger, hölzerner Buden bestand, welche Waaren mancherlei Art enthielten, als Zeuge, Bänder, Töpferwaare, Stricke, Fleisch, Fische, Mehl, Lichter, Thee, alten Hausrath u. s. f. ein neuer steinerner zwei Stock hoher Kaufhof aufgeführt. So wie die Kaufhöfe der Admiralitätstheile enthält der untere Stock von Außen und im Hofe Gewölbe mit Arkaden und der obere niedrigere besteht aus Magazinen. Im Anfang des Jahrs 1795 verbrannte ein großer Theil des

in diesem Kaufhof gelegenen Buden und das Gebäude ward sehr beschädigt; indeß wenige Monate darauf wurde es wieder in seinen vorigen guten Zustand versetzt.

Im J. 1790 erbauten sich mehre Kaufleute im 3ten Admiralitätstheile zwischen dem linken Ufer des Katharinen- und dem rechten des Nikolaikanals einen ansehnlichen, zwei Stock hohen, steinernen und mit Eisen gedeckten Kaufhof für Lebensmittel, Tröbel- und andern Kram. Dieses Quarré, das einen ansehnlichen Raum einnimmt, hat unten Gewölbe mit Arkaden und oben Magazine. Auch die Hofseite hat, indem sich diese Kaufhöfe fast alle gleichen, ähnliche Gewölbe mit Arkaden. Uebrigens sieht man, wie mit der größern Bevölkerung der Residenz und der stärkern Ansiedelung in derselben sich natürlicherweise auch die Anzahl der Plätze vermehren mußte, an welchen Bedürfnisse für die Menge feilgeboten wurden. Indessen scheint es doch der Buden in St. Petersburg zu viel zu geben und würde man nicht mit der frugalen Lebensweise des russischen Kleinkrämers bekannt seyn, so wäre es schwer zu begreifen, wie mancher derselben blos durch den unbedeutenden Absatz seiner Waare allein seine Subsistenz sichern könne.

In eben diesem Jahre ward gegenüber dem, in der kleinen Morskoi oder Isaaksstraße gelegenen und 1788 vollends ausgebauten kaiserlichen

Postamte, ein zu demselben gehöriges großes und schönes, drei Stockwerke hohes steinernes Gebäude zu Wohnungen für mehrere Postbeamte, zu Remisen, für Postfuhrwerke und zum Stallraum für Postpferde ausgeführt. Seit 1803 ist ein Theil dieses großen Hauses, das ein ansehnliches Viereck ausmacht und sich fast bis zum Krjukow-Kanal erstreckt, wieder umgebaut und gegenwärtig zur Versammlung der Glieder des Postdepartements und zu Kanzeleien für die Postregierung eingerichtet. Dieses wird auch durch eine auf einer schwarzen Marmortafel mit bronzenen Buchstaben befindliche russische Inschrift angedeutet.

Der in dem Winkel der Moika und des Katharinenkanals gelegene kaiserliche Stallhof, ein schiefes Viereck, über dessen Haupteingang ein Thurm befindlich ist und das Wohnungen der Stalloffizianten, Reitschulen, Magazine, Remisen und Ställe enthält, bildet ein zwei Stock hohes steinernes Gebäude, in dessen Nähe sich mehrere, zu demselben gehörige hölzerne Häuser befanden. Letztere wurden im J. 1790 abgebrochen und statt derselben ward ein ansehnliches steinernes Gebäude aufgeführt, das eine lange Strecke in der großen und kleinen, an der newskischen Perspektive stoßenden Stallhofsstraße einnimmt.

Im J. 1792 wurde im Sommer der linke Flügel des tauriſchen Palais oder des Pantheons, das die Kaiserin dem Fürsten Potemkin abge-

kauft hatte, durch eine lange Reihe neuer Gebäude verlängert, welche eine ganze Straße jetzt einnehmen und die zu Wohnhäusern, Orangerien und dergl. eingerichtet wurden. Auch das Innere des Hauptgebäudes ward verändert und mit einem Theater vermehrt. Ueber 1500 Menschen waren mit dieser Arbeit beschäftigt, die bei den dunkeln Herbstabenden und auch selbst während der Nacht bei Fackelschein fortgesetzt wurde, weil die Kaiserin noch in dem nämlichen Herbst den vollendeten Pallast zu seiner neuen Bestimmung einweihen wollte. Ein kleiner Hafen an der Newa vor dem Palais und der Kanal, der von diesem bis zum Hafen führt, wurden mit Granit eingefaßt, auch wurden dem Palais gegenüber auf der andern Seite der Straße mehrere geschmackvolle hölzerne Häuser, sowohl für die großfürstlichen Prinzen und Prinzessinnen, die Enkel und Enkelinnen der Monarchin, als auch für andere Hofbeamte in der größten Geschwindigkeit aufgeführt und eingerichtet. Der bei dem Pallast gelegene englische Garten, der in Verfall gerathen war, wurde durch einen geschickten englischen Gärtner in einen bessern Zustand versetzt und spät im Herbst war alles so weit fertig, daß die Kaiserin das taurische Palais beziehen konnte. Sie wohnte mehrere Wochen in demselben, bis sie im Anfange des Winters ihre gewöhnliche Wohnung, das kaiserliche Winterpalais bezog. Kaiser Paul ließ 1798 im gedachten

tauriſchen Palais alles wieder abbrechen. Die ſchönen Parkets wurden ausgehoben und nach dem damals gebauten Michailowſchen Schloß gebracht. Das Gebäude wurde zu einer Kaſerne für die kaiſerlichen Leibhuſaren und der zum Palais gehörige Wintergarten zu einer Manege für dieſelben eingerichtet. Der gegenwärtige Monarch, der das Andenken ſeiner erhabenen Großmutter ehrt, ließ 1802 das tauriſche Palais wieder in guten Stand ſetzen und bezog daſſelbe im Herbſt 1803. Die Zimmer ſind einfach und ziemlich gut, nur manche derſelben ein wenig zu bunt al fresco bemalt. Die vormals im Michailowſchen Schloß befindliche vortreffliche Sammlung von antiken Statuen, Büſten und Basleriefs iſt nunmehr, längs den Wänden der Halle und in dem herrlichen, von einer doppelten Kolonnade koloſſaliſcher Säulen getragenen Saal aufgeſtellt und verdient, ſo wie der geſchmackvolle zum Palais gehörige engliſche Garten, geſehen zu werden.

Die Aufführung eines Bibliothekgebäudes, auf einem dem großen Kaufhof gegenüber liegenden Platz ordnete die Kaiſerin zwar an, aber die Vollendung deſſelben erlebte ſie nicht mehr.

III.

Einige nähere, bisher unbekannte Nachrichten von den mit der St. Annenkirche in St. Petersburg verbundenen Schulanstalten und frommen Stiftungen.

Die Schule bei der St. Annenkirche in dem Stückhofsstadttheile ward unter der Kaiserin Anna von dem Konvent gestiftet. Der bei dieser und nachmals bei der St. Petrikirche angestellt gewesene Pastor Großkreutz hatte derselben die erste Einrichtung gegeben. Als der jetzige Herr Generalsuperintendent, damaliger Pastor Rheinbott im J. 1778 sein Amt als Prediger an der St. Annenkirche antrat, fand er bei eben erwähnter Schule einen Rektor angestellt, dem der jedesmalige Pastor blos mit Rath an die Hand gehen mußte; der damalige Patron der Kirche, der verstorbene Artillerie-General Müller, nachmaliger Baron

Sakomelsky trug demselben aber die Inspektion der Schule auf, worauf dieser sie seinem Gutdünken gemäß einrichtete und sich derselben thätig annahm. Die Schule war damals in einem traurigen Zustande, hatte nur zwei Lehrer, nämlich den Rektor und Kantor und 25 Schüler. Erstere wurden aus der Kirchenkasse salarirt und nahmen als einen Theil des Salars die Schulgelder selbst ein, so daß die Kirchenkasse für die Erhaltung der Schule gar keine Fonds hatte und die Kirche an die Schullehrer jährlich 450 Rubel auszahlen mußte. Zu dieser Summe legte der Kirchenpatron, General Baron Sakomelsky aus der Kirchenkasse noch 80 Rubel hinzu und gab dem Hrn. Pastor Rheinbott freie Vollmacht in Hinsicht der Einrichtungen der Schule. Letzterer trug nun dem Konvent vor, selbst die Schulgelder einzukassiren und aus diesen einkassirten Geldern eine Schulkasse zu errichten. Diese wuchs endlich so an, daß sie aus der Kirchenkasse keines Zuschubs bedurfte, sondern daß die Kirche vielmehr aus der Schulkasse Unterstützung erhielt. Die Schule wurde nun in Klassen eingetheilt und beide Geschlechter wurden abgesondert.

Der Lederfabrikant Joh. Gottfr. Kästner, ein sehr bemittelter Mann zur St. Annengemeinde gehörig und Mitglied des Konvents, der mit Wohlgefallen die Verwaltung der Schulkasse

Gebäudes fing der Hr. Pastor Rheinbott ohne irgend einen Fond, blos in Rücksicht auf das Zutrauen seiner und fremder Gemeinden an, wozu er von dem damaligen Kirchenpatron, dem unlängst durch einen unglücklichen Zufall verstorbenen Hrn. Generallieutenant und Ritter v. Bock förmlichst authorisirt ward.

Von dem von Kästner zum Besten dieses Hauses vermachten Legat von 8000 Rubeln sind, obgleich derselbe ein Vermögen von 20000 Rubeln hinterließ, von dessen Erben, unerachtet der vielen Bemühungen des Hrn. Generalsuperintendenten, nur 4000 Rubel eingetrieben. Ohne irgend eine Entschädigung und ohne von dem, im Protokoll festgesetzten Zuschußgeldern von 500 Rubeln wegen der auf der Kirche haftenden Schulden, Gebrauch zu machen, hat letzterer seit 25 Jahren die Inspekzion der Schule und des Waisenhauses gehabt. Zehn Waisenknaben haben darin stets bis zum 14ten Jahre Unterhalt und Unterricht unentgeldlich erhalten, zu welcher Absicht auch Ihro Majestät Maria Feodorowna, die Kaiserin Mutter, Ihrer erhabenen und edlen Denkungsart gemäß, einen jährlichen Beitrag von 300 Rubeln dem Institute verabfolgen läßt.

Nach vollendeter Erziehung sind die Waisenknaben stets ihrer eignen Neigung gemäß unter-

gebracht worden und es ist unrichtig, wenn in dem Versuch zu einer Beschreib. von St. Petersb. von Georgi (B. I. S. 256) behauptet wird, sie würden blos an Handwerker abgegeben. Mehrere Thatsachen beweißen das Gegentheil: denn einer der in diesem Waisenhause erzogenen Zöglinge ist gegenwärtig Professor an der St. Petersburgischen medizinisch-chirurgischen Akademie auf der Wiburger Seite, ein anderer Provisor in einer Apotheke und ein dritter bereits selbst etablirter Kaufmann.

Mit der Schule der St. Annenkirche verband der Hr. Generalsuperintendent eine deutsche Hauptschule, die sich ohne Zuschuß von hoher Hand gebildet hat und in welcher 18 Lehrer und Lehrerinnen in Wissenschaften und Sprachen jetzt Unterricht ertheilen, welches auch Hr. Rheinhott selbst eine Reihe von Jahren unentgeldlich gethan hat und bis jetzt noch zu thun pflegt, wenn die Lehrervakanzen unbesetzt sind oder Unpäßlichkeit die Lehrer am Unterricht hindert. Es befinden sich gegenwärtig in derselben 25 männliche und 40 weibliche Pensionairs, von welchen ein Theil in ganzer und ein anderer in halber Kost ist. Jeder derselben zahlt 350 Rubel, indeß wird von unbemittelten Aeltern weniger verlangt. Im Herbst werden Schüler und Schülerinnen durch den Hrn. Generalsuperinten-

denten im großen Schulsaale examinirt, zu welcher Prüfung Jedermann freien Zutritt hat. Durch dies seit zehn Jahren laut Protokoll zur Unterstützung der Kirche an die Kirchenkasse abgetragene Geld ist für die Kirche ein Gewinn von 35000 Rubeln entstanden, wodurch ein Theil der auf derselben haftenden Schuldenlast getilgt ist.

IV.

Deutschland und Asien.

Die Hoffnungen der Menschheit in dem vergleichenden Blicke auf die genannten Partien des Okzidents und Orients.

Die Geschichte des Menschen, des Einzelnen sowohl als der Gattung, nimmt sich immer aus wie Sittengeschichte (im höhern Sinne dieses Wortes); und ist doch immer nichts anders als Naturgeschichte.

Immer scheint es, als würden hier die verschiedenen Stufen aufgezählt und geschildert, auf welchen seine moralischen Kräfte — nach freier Willensbestimmung gestärkt oder gelähmt, angefeuert oder erkaltet — höher steigen oder tiefer sinken; und immer werden doch nur die verschiedenen Erscheinungen in der Menschenwelt dargestellt, die sich nach Naturgesetzen ereigneten durch die stete Wechselwirkung der menschlichen

Organisation mit dem Klima, das sie gebahr; mit dem Boden, der sie ernährte; und mit den zurückwirkenden Charakterzügen und Situationen, die aus jener Wechselwirkung entstanden.

Wissen, und also auch erzählen können wir nur, wie der Mensch erscheint, als jenes höchst merkwürdige, auf die verschiedenste Art klimatisirte und situirte Naturprodukt, das im rastlosen Kampfe mit allen Kräften seines Planeten nach unumschränkter Oberherrschaft über denselben ringt. — Glauben können wir nur, (und sollen es, um unsere moralische Anlagen nicht im Widerspruche mit sich selbst zu ersticken) wie der Mensch ist, mit seinen Willen hocherhaben über allen Einfluß der Natur, Glied einer übersinnlichen Welt, in welcher die Harmonie der reinsten Achtung durch nichts beschränkt wird, als durch die Harmonie der reinsten Liebe, weil jedes Wesen da frei entschlossen seine eigne Glückseligkeit nur in der sichersten Beförderung der allgemeinen sucht.

Bekannte Wahrheiten. Wohl wurden sie oft schon von Fantasten unglaublich mißverstanden, und vom Sektengeiste spitzfindig bestritten oder sattsam entstellt, zum Behufe systematischer Hirngespinnste; doch hat noch nie ein unbefangener Denker sie bezweifelt. Was sollen sie denn überhaupt dem Publikum, und insbesondere an dieser

Stelle; in einer Zeitschrift, welche zur Charakteristik des Orients und des Nordens erzählende Gemälde und forschende Meditationen liefert?

In Erinnerung sollen sie bringen, daß der Erscheinungs-Charakter des Menschen eben so gewiß ein Werk der Natur, als der nicht erscheinende, der moralische ein Werk seiner Freiheit ist; — sollen dadurch begreiflich machen, warum die hier folgenden Ansichten den Menschen blos als Naturprodukt betrachten, ohne darum etwa auf dem Unglauben an der Menschenwürde zu beruhen.

Auf Thatsachen ruhen sie, also auf naturnothwendigen Erscheinungen der äußern Welt; — und zwar auf solchen, die uns hoffen lassen, daß Gottes Reich in uns endlich auch außer uns auf die Erde kommt.

Wen diese gemeinschaftliche Tendenz unserer göttlichen mit unserer irdischen Natur, als vorläufig angedeutetes Resultat dieser Ansichten, etwa schon im Voraus gegen die letztere mißtrauisch macht, der beherzige doch die einzigmögliche Antwort auf die Fragen:

Muß denn, was wir in der Sinnenwelt nicht umhin können zu wünschen und zu hoffen, muß dies unserm höchsten Zwecke in der Vernunftwelt nothwendig und immer widersprechen? —

Müssen wir den Himmel in uns mit den Qualen einer Hölle außer uns nicht blos *erkaufen*, sondern nothwendig und ewig auch *behaupten*? — Ist es nicht widersinnig, den Menschen als Mittelglied zweier, einander nothwendig und also auch ewig widerstreitender, Welten zu denken?

O! So gewiß es eine Harmonie der Töne giebt und der Farben, und der millionenfachen Formen und Bewegungen, zum unerschöpflichen Stoffe der artistischen Darstellung; eine Harmonie im Muskel-Antagonismus des thierischen Körpers, und im Widerstreite der sinnlichen Gefühle und Triebe, zur Aeußerung, Consumtion und Restauration des thierischen Lebens; eine Harmonie selbst im Todeskampfe der Thiere und der Pflanzen unter sich und unter einander, zur Erhaltung gewisser Verhältnisse ihrer Gattungen gegen einander: eben so gewiß arbeitet auch der Krieg unserer Vernunft mit unserer Sinnlichkeit zum erhabensten und schönsten Frieden; und *in* und *mit* diesem Frieden eilen Naturnothwendigkeit und Willensfreiheit zu *einem*, wenn gleich verschieden*artigen*, doch einstimmig *wirkenden* Ziele. — Wohin der freie Mensch sich selbst entbietet, dahin treibt den gebundenen die Natur, und so sind wir bestimmte Mittelglieder zweier Himmel; eines innern, den wir selbst erschaffen, und eines äußern, den die Naturnothwendigkeit uns zubereitet.

Ich glaube einige Spuren des geheimnißvollen Weges entdeckt zu haben, auf welchem sich dies letztere wohl ereignen dürfte; gebe sie, wie ich sie fand, und bitte um Belehrung, wo ich durch ein falsches Medium sah, oder aus dem Gesehenen irrig folgerte.

* * *

Jedes Naturprodukt hat sein Klima und seinen Boden, in welchem es allein oder doch vorzüglich gedeiht. Das herrlichste von allen, die wir kennen, der Mensch, ward zwar für die ganze Erde organisirt — wo kein Baum, kein Strauch mehr wächst, da kann er noch leben und wirken — aber seine am stärksten hervorstechenden Charakterzüge, zumal wenn sie Nationen oder gar Völker-Vereinen eigen wurden, scheinen doch nur unter gewissen Klimaten besonders gut gedeihen zu können. Wie erklärten sich sonst so beharrliche, und so dauernd einander entgegengesetzte Eigenheiten, wie die des temperirten Nordens gegen den heißen Süden, und der Hochländer gegen benachbarte Thalländer; dort die Regsamkeit, der unbeugsame Sinn für Unabhängigkeit und der kriegerische Unternehmungsgeist, — und hier der Hang zur schlaffen Ruhe, die feige Lebensliebe und der indolente Sklavensinn? Wie die üppige Sybariten-Weichlichkeit alter und

neuer Zeit in denselben Gegenden z. B. des alten Großgriechenlandes und des heutigen Neapels; und dagegen die heroische Leidenskraft in andern Klimaten z. B. der unter allen ersinnlichen Martern ihrer Feinde frohlockend standhaften Kriegsgefangenen mancher wilden Volksstämme der Nordamerikaner? Wie erklärte es sich sonst, daß bei allem nachfolgenden Nationengemisch noch immer Cäsars Gallier in so wesentlichen Zügen Bonaparte's Franken, und die Germanen des Tacitus unsern heutigen Deutschen gleichen! daß die Gewandheit und Schlauheit und die feurige Fantasie der Athener und Korinther von Thucydides Zeiten bis auf Guys Reisen so sehr dieselben blieben, sich nur nach ihren verschiedenen Lagen auf verschiedene Objekte richteten! daß die heutigen Mainotten an rühriger Kriegslust und rastlosem Freiheitseifer noch mitten unter Türken sind, was die Spartaner, ihre Ahnen, unter Mitgriechen schon vor Jahrtausenden waren! — — daß wir die sanften Gefühle und Sitten, den stillen Fleiß, die ergebene Unterthanentreue, welche uns die Peruaner aus den Zeiten ihrer Inkas so liebenswürdig machen, und uns an ihrer grausamen Unterjochung durch Pizarro und Consorten so wehmüthigen Antheil nehmen lassen, ungeschwächt im heutigen Peru wiederfinden!*) —

*) Die Landeseingebohrnen haben über der Sprache

daß sich sogar die peruanischen Spanier dieser klimatischen Sanftheit nachgebildet haben, hier dem guten Indianer alle Produkte seines Fleißes und seiner Kräfte zoll = und akzisfrei überlassen; ihm nur eine unbedeutende Kopfsteuer abnehmen, die er in wenigen Monaten bequem verdienen kann; und ihn noch sonst auf alle Weise freundlich schonend behandeln! — — daß Niebuhr, Björnstähl, Shaw ꝛc. den Orient, insoweit sich die heiligen Schriften der Juden auf ihn beziehen, ungeachtet aller daselbst seit Jahrtausenden vorgefallenen Revolutionen der Staaten und Todeskämpfe der Völker, unverändert genug wiederfanden, um eine Menge bisher räthselhafter Stellen in jenen Schriften mit dem glücklichsten Erfolge aus ihren Reisebeobachtungen erklären zu können! —

* * *

Jeder Punkt im Innern der Erde und auf ihrer Oberfläche ist Centralpunkt gewisser in, mit und gegen einander wirkenden Naturkräfte. Und der Mensch — mögen wir ihn einzeln, oder als Familie, als Volk oder Race betrachten — wird auf seiner Wohnstelle, was seine Wechsel-

ihrer Herrscher ihre eigene vergessen, und sogar (wiewohl mit Ausschluß der Weiber) ihre Nationaltracht gegen die spanische vertauscht.

Wirkung mit dem, auf dieſe Stelle aſſignirten, Kräfte-Conflict, aus ihm macht.

So viele Hauptverſchiedenheiten dieſer Kräfte-Conflicte, oder mit andern Worten, ſo viele phyſiſche*) Hauptklimate; eben ſo viele verſchiedene Hauptcharaktere der Menſchen müſſen ſich auf der Erde finden.

In jedem Charakter unſerer Gattung ſind nur gewiſſe Ideen, Gefühle und Triebe vorzüglich rege, und alle übrigen, je nachdem ſie mit jenen ſtärker oder ſchwächer kontraſtiren, in tieferem oder leiſerem Schlummer. In jedem Charakter entwickeln ſich alſo auch nur gewiſſe Anlagen, mehr oder minder zum Schaden der andern.

Sind nun durch die verſchiedenen Hauptklimate der Erde ſo viele Hauptcharaktere der Menſchengattung gebildet worden, als möglicher Weiſe (nach der Summe menſchlicher Anlagen und der Summe ihrer möglichen dynamiſchen Verhältniſſe gegen einander) zu bilden waren; — was ſich zwar nicht demonſtriren, aber doch analog nach der vollendeten Schöpfung im Einzelnen, wohl annehmen läßt — dann ſcheint ſich in der großen Naturanſtalt zur allgemeinen Menſchenkultur ein ſonderbarer Verein von Ein- und Allſeitigkeit zu ergeben. In der Gattung zuſammengenom-

*) von den mathematiſchen zu unterſcheidende.

men scheinen dann wohl alle Anlagen ausgebildet, nemlich in dem einen Hauptcharakter diese, in dem andern jene; aber sowohl im einzelnen Menschen als in den Nationen und Racen und Empfänglichkeit für gewisse Momente der Kultur und Abgestorbenheit gegen alle andere zu liegen. — Und alle noch so wirksame Triebräder der Menschennatur zur Verähnlichung der klimatisirten Hauptcharaktere — Entdeckungsreisen, Missionen, Kolonien, Handel und Krieg — scheinen dieser Einseitigkeit nur gar unvollkommen abhelfen zu können; da sich, wie wir oben an merkwürdigen Beyspielen sahen, und wie es sich auch nach den aufgeführten Naturgesetzen nicht anders denken läßt, die verpflanzten Charaktere immer wieder nach dem neuen Klima im neuen Vaterlande bilden.

Aber hier, wie immer liegt die Einseitigkeit nicht in dem angeschauten Objekte, sondern in der unbedachtsamen Ansicht. Unter den klimatisirten Hauptcharaktern kann es ja gar wohl — und muß es auch, wenn die mögliche Summe derselben auch wirklich ist — wenigstens einen geben, dessen Charakteristisches eben darin besteht, sich von den Eigenheiten aller andern so Vieles anzueignen, als miteinander harmonisch bestehen kann; und der dann, durch Verpflanzung in andere Klimate seine Vielseitigkeit früher mitzutheilen, als er selbst von der Einseitigkeit des neuen

Vaterlandes angesteckt wird, um so fähiger ist, da er ja schon als Amalgama des Verschiedenartigsten, das kräftigste Mittel der Verähnlichung in sich trägt.

Und so findet es sich denn auch in der Erfahrung.

Der Okzident hat einen Nationalcharakter erzeugt, der sich alle Blüthen und Früchte fremder Nationalkultur anzueignen weiß; und demnach unabläßig daran arbeitet, die fortschreitende Bildung aller Okzidentalen mit sich selbst in die feinste Harmonie zu bringen. Und auch im Oriente haben wir seit kurzem ein Volk kennen lernen, welches die entzückende Hoffnung erregt, die in mancher Rücksicht so schätzbare orientalische Achtung vor dem Alterthume mit dem okzidentalischen Hange zur Neuheit, die höhere schwerverhaltene Leidenschaftlichkeit des heißen Ostens mit dem kaltraffinirten Egoismus des Westens, die glühende Fantasie jenes mit den kühleren Verstandeskräften dieses, den Unterthanensinn jenes mit dem unruhigen Freiheitssinne dieses, zum allbeglückenden Gleichgewichte zu tariren, zur harmonischen Gesamtwirkung zu amalgamiren.

Von den Deutschen und Avanern ist hier die Rede.

Der, mit so großem Unrechte als nationalcharakterlos verrufene, Deutsche; wie hat er den europäischen Norden des Mittelalters durch seine

Hansa den Großhandel und eine verbesserte Schiffahrt gelehrt! wie durch eine bedeutende Menge mechanischer und chemischer Erfindungen dem ganzen übrigen Europa so wirksame Antriebe zur Industrie gegeben, so dankenswerthe Beiträge zur größern Lebensbequemlichkeit geliefert; und insbesondere durch seine Buchdruckerkunst den Rückfall der Geisteskultur in Barbarei unmöglich gemacht, durch sein Schießpulver den unersättlich-blutdürstigen Dämon der persönlichen Mordwuth aus unsern Kriegen verbannt, und durch seine Reformation die Denkfreiheit ihrer hierarchischen Fesseln entbunden! wie durch seine unter Karl V. und im dreißigjährigen Kriege emigrirten, mechanischen und schönen Künstler zur Kulturblüthe selbst Italiens und Frankreichs kräftig mitgewirkt! Seine Kolonisten in Amerika*), seine Herrnhutergemeinen im europäischen Osten, seine im weiten Europa herum verpflanzten artistischen und wissenschaftlichen Werke; und vorzüglich sein Hang, da überlegt zu reformiren, wo andere Nationen gewaltsam revolutioniren: welche wohlthätige Mittel zur allseitigen Kultur gewähren sie nicht dem gesamten bildungsfähigen Okzidente;

*) die vor allen übrigen Ansiedlern dieses jungen Freistaats das Lob hoher Redlichkeit und unabläßiger Arbeitsamkeit haben. Von Zimmermann's Taschenbuch der Reisen auf 1805. S. 133.

da sie einem, alle europäischen Nationaleigenheiten verschmelzenden Volke angehören.

Die Avaner, wie wir sie durch Symes (Gesandschaftsreise nach Ava, 1795; aus dem Engl. mit Vorrede und Anmerkungen von Dr. Hager. Hamburg, 1800) kennen lernten; diese Orientaler, die so merkwürdige Eigenheiten der verschiedensten Kulturstufen, und mit so manchen, ihrem Klima angemessenen, Sitten und Gebräuchen des häuslichen und bürgerlichen Lebens so manche ächtokzidentalische verbinden; die z. B. ihre Kriege zwar noch mit Schilden, Lanzen, Spießen, Wagenburgen, und mit Verschanzungen führen, denen der alten Macedonier, der Griechen und der Römer ähnlich, aber auch mit Musketen und Kanonen des neueren Europa; — die noch kein geprägtes Geld haben, sondern einander noch Gold und Silber zuwiegen; — die zwar noch, wie die alten Aegyptier, mit einem Griffel auf Papyrus schreiben, aber eine sehr ausgebildete Buchstabenschrift von 33 Charakteren haben, die auf ächtokzidentalisch von der linken Hand zur rechten geht; — die sich mit ihrem durchgängigen Duldungsgeiste, ihrer Leutseligkeit gegen Fremde, und ihren feinen Sitten so sehr als Musternation zeigen, daß sich das gemeine Volk, selbst in dem größten Menschengewühl an öffentlichen Festen, ruhiger und bescheidener als in Europa beträgt;

— die bei ihrem übrigens orientalischen Hauswesen dem weiblichen Geschlechte eine Freiheit vergönnen, welche man in Paris und London nicht unbeschränkter findet: — welches treffliche Amalgama des Orients und Okzidents sind sie nicht, da sie sich immer noch so bereitwillig zeigen, von Europäern zu lernen, und deren weitern Fortschritten nachzueilen!

Symes berichtet *) ausdrücklich, daß der Avanerkönig den Generalstatthalter von Bengalen im Jahre 1795, durch die rückkehrende brittische Gesandschaft, um Materialien zu einer Münze, und um einen in der Sternkunde wohlerfahrnen Bramin ersuchen ließ, welcher die avanischen Professoren der Astronomie unterrichten sollte.

Lächeln erregt es freilich, wenn man der letztern Bitte noch das Gesuch um eine astronomische Braminine angehängt sieht, mit dem beigefügten Grunde, damit man auch in Ava einmal an eine astronomische Race komme. — Augenscheinlich ist diese Idee ein Kind jenes orientalischen Kastenwesens des Hindus, so wie der altägyptischen und chaldäischen Vorzeit; ein Wahn, der bei dem zweckwidrig lange fortgesetzten Gebrauche jener Kulturkrücke wohl nicht zu vermeiden war.

*) Am angef. O. S. 443 u. 477.

Aber die bildungsfähigen Avaner werden bald genug ohne Krücke gehen lernen, und somit auch von jener kraftlähmenden Einbildung gewesen. Und einstweilen kontrastiren doch wohl beide noch nicht so stark mit der damaligen Kulturhöhe dieses Volkes, als ähnliche Erscheinungen im Okzidente mit unserer jetzigen; — ich meine, als unser gelehrtes und ungelehrtes Zunftwesen, und die Erbprofessoren, die sich noch hier und da auf einigen unserer Universitäten finden.

V.

Bagatellen aus dem Orient.

I.

Dabscheliм's Fund.

Einst kam es Indien's König Dabscheliм im Traume vor, als erschien ihm ein ätherisches Wesen, das ihn dringend ermunterte, ostwärts eine Reise zu unternehmen, weil er daselbst einen Schatz von hohem Werth finden würde. Kaum hatte ihn daher die Morgenröthe von seinem Nachtlager abgerufen, als er sich in seine leichten Gewänder warf, ein Roß bestieg und sich auf den Weg machte. Unterweges begegnete ihm ein unter der Bleilast des Alters seufzender Greis, der ihn benachrichtigte: daß der erwähnte Schatz in einer gewissen Höhle, deren Lage er ihm näher andeutete, vergraben liege. Der König eilte mit seinem Gefolge an den bezeichneten Ort hin. Die Diener mußten sich mit Hacken und Grabscheiten versehen und nach einer kurzen Anstrengung fand man eine Menge Gold, Silber und Edelsteine.

Sie fuhren emsig fort und stießen nach einiger Zeit auf ein mit den köstlichsten Juwelen reichlich besetztes Kästchen. Der Regent befahl, es zu öffnen. Man fand darin eine Pergamentrolle, welche aufs sauberste und zierlichste mit unbekannten Lettern beschrieben war. Nun kehrte man in die Residenz zurück und berief sogleich die geschicktesten Ausleger in den königlichen Pallast. Nachdem der gelehrteste und weiseste unter ihnen das gefundene Manuskript eine Zeit lang schweigend durchgelesen hatte, sagte er nachdrucksvoll: „Heil Dir! o König, Du hast einen Schatz in Deine Gewalt bekommen, der alles Gold, alle Perlen weit überwiegt.“ — Diese unerwarteten bedeutungsvollen Worte entzündeten die Neugier des Königs und er ertheilte den Befehl, ihn auf der Stelle mit dem Inhalt der Schrift genauer bekannt zu machen. Jetzt ließ sich der Herrscher mit den vornehmsten Staatsbeamten nieder, die Diener zogen sich in die Vorgemächer zurück, der Interpret verneigte sich ehrerbietig und hob also an:

„Ich, der Lenker und Gebieter aller Völker, Huschenk, legte diese ansehnliche Summe Goldes und Silbers, diese zahllosen Edelsteine hier nieder, damit Dabschelim, Indiens hochberühmter König, sie gebrauchen möchte. Denn ich weiß, vermittelst einer göttlichen Weißagung, daß niemand anders außer ihm diesen versteckten Schatz finden wird. Ich habe neben dieses moralische

Testament Gold und Edelsteine gelegt, damit er, wenn er diese Schätze ansieht, die ihm ohne alle Mühe, ohne alle Bekümmerniß zu Theil werden, daran denke, daß es eines weißheitsbegabten Herzens unwürdig sey, durch die blendenden Stralen edler Metalle oder durch die zauberischen Blitze kostbarer Juwelen gefesselt und berückt zu werden und daß es eine große Thorheit sey, die Süßigkeiten und Freuden dieses Lebens übermäßig zu lieben. Gleichen nicht die größten Reichthümer und Besitzungen dem Hausgeräthe, welches sich durch den häufigen Gebrauch, durch das tägliche Angreifen abnutzt und verschlechtert? Mit Recht sagt der Dichter: „Nimmer jagt der Weise mit blinder Hast dem ungewissen Lebensglück nach. Wem blieb je das Schicksal unveränderlich hold? Der Kern der unverbrüchlichen Treue wohnt nicht in dieser Schale. Von diesem Erdenhügel weht kein Duft ewiger Festigkeit. Dieses kleine Buch von Vorschriften müsse gleichsam eine Grundsäule seyn, auf welche sich der hohe Bau der Herrschaft stütze. Ihm müsse der König alle seine Maasregeln anpassen. Wird er diese Norm zum Wegweiser seiner Handlungen machen, so wird sein Ansehen, seine Macht wachsen und sich ins Unendliche vergrößern.

Nimm Huschenks Weisungen als eine freundliche Gabe an;
So wird Dein Reich ewiglich dauern.

Der glücklichste König ist der, dessen Gerechtigkeitsruf unverwelklich blüht wie der Baum des Paradieses, dessen Beispiel das Vorbild der späten Nachkommenschaft ist. Wer den Regeln dieses Buchs zuwider handelt, der wird sich selbst eine Grube graben und den stolzen Pallast seiner Würde und Kraft allmählig in einen grausenvollen Trümmerhaufen verwandeln. Das Glück wird alsdann, wie eine schaamerröthende Braut, sein wonnebegeisterndes Antlitz von ihm abwenden.

I.

Die erste Vorschrift ist folgende. Lebt er mit einem vornehmen Manne des Staats auf einem traulichen und zwanglosen Fuße; so glaube er durchaus nicht den Verläumdungen und falschen Beschuldigungen, welche seine Neider ersinnen und gegen ihn anbringen werden. Denn es kann nicht fehlen, daß die Genossen eines solchen Mannes mit Mißgunst und neidischem Grimm gegen ihn erfüllt werden und das Bollwerk des königlichen Wohlwollens zu durchlöchern und umzustürzen suchen. Sie werden den Harmlosen so lange anbellen, so lange heimlich anschwärzen, so lange im Erdichten unedler Thaten und Worte rastlos seyn, die Edelsteine seiner schönen Handlungen so lange mit dem Faden der Bosheit umspinnen, bis es ihnen gelingt, ihm die Gunst des Königs zu entziehen und ihn in den Abgrund der Ungnade zu stoßen. Mit Wahrheit singt deshalb ein Dichter

„Hüte Dich; einer jeden Stimme Dein Ohr zu leihen, denn die Stimmen der Ruchlosen schallen aus jeder Pforte; mich aber höre an!“ —

2.

Die Verläumder und Neidhämmel verbanne er aus dem Kreise seiner Gegenwart. Sie sind eine Ausgeburt, eine Geisel der Menschheit. Findet er jemand mit dem Mahl dieses verabscheuungswürdigen Charakters bezeichnet; so lösche er den Brand seines Neids, seiner Falschheit wie eine Feuersbrunst und vertilge das Leben eines solchen Bösewichts, wie die Flamme Holz und Spreu vernichtet, damit sein unholder Geist nicht ferner die Augen der Menschen blende und das Erdenrund schände! „Das Feuer, sagt der Dichter, dessen Glut die Menschen verzehrt, kann nur dadurch unschädlich gemacht werden, daß es unverzüglich ausgelöscht wird.“ —

3.

Die vornehmsten und angesehensten Staatsbeamten suche er durch das engste Band der Freundschaft und Einigkeit mit einander zu verbinden, damit sie mit wechselseitiger Hülfe und mit vereinten Kräften die schwierigen Knoten der Verwaltungsgeschäfte lösen und die Erhaltung des Staats sich als das höchste Ziel ihrer Bestrebungen vorstecken. Durch Einigkeit und Freundschaft läßt

sich der ganze Erdkreis besiegen. Sieg und vereinte Kraft sind gleichsam Zwillingsschwestern." —

3.

Nie lasse er sich durch die hinterlistigen Liebkosungen verschmitzter Höflinge irre führen, nie traue er den Schmeicheleien feindseliger Menschen. Je sanfter, je hingebender, je zuvorkommender sie scheinen, desto mehr muß er sich in Acht nehmen, daß sie ihm nicht heimlich eine Fußangel legen, denn es ist eben so unwahrscheinlich, daß es gelingen wird, Feinde wahrhaft dankbar zu machen, als daß Greifen auf dem Kaukasus werden geboren und Silber in Gold wird verwandelt werden. Ein von Natur böser und grausamer Mensch wird nimmer in einen edeln Menschenfreund umgeschaffen. „Hüte Dich vor einem Feinde, der eine trockne Miene hat. Dem trocknen Holze gleich geräth er urplötzlich in Brand."

5.

Hat ihm die Erlangung irgend eines Vortheils große Anstrengungen, große Gefahren gekostet; so biete er alles auf, daß ihm derselbe nicht wieder entrissen werde. „Ein Pfeil, sagt der Dichter, der einmal dem Bogen entschwirrt ist, kehrt nie wieder; wolltest Du Dir auch aus Schmerz die Hand abbeißen."

6.

Alle Vorschnelligkeit, alle übertriebene Eile ist bei der Ausführung von Geschäften zu verwerfen. Er verrichte dieselben vorsichtig und Schritt vor Schritt. Denn ich weiß nicht, ob die aus reifer Ueberlegung und aus weiser Geduld entspringenden Vortheile größer sind, oder die aus allzukühner Hast entstehenden Nachtheile? „Nimmer verlaß die Straße der ruhigen Prüfung. Was Du noch nicht gethan hast, wird leicht zu thun seyn, wenn Du es Einmal gethan hast. Seufzer und Klagen sind kindisch und unnütz.

7.

Nie lasse er die Zügel der Klugheit seinen Händen entfallen. Sinnen seine Feinde auf seinen Untergang und es bietet sich ihm ein versteckter oder offener Zufluchtsort an, so bediene er sich desselben ohne zu säumen. Außerdem vereitle er ihre boshaften Anschläge durch seine Klugheit und bisweilen sogar durch seine Verstellung. „Das Eisen, sagt ein weiser Mann, wird durch anderes Eisen geschmiedet und geformt. Arglistige und schlaue Menschen muß man schlechterdings zuweilen mit gleicher Münze bezahlen.“ —

8.

Nie wähne er vor Nachstellungen sicher zu seyn. Die Schmeichelei fliehe er wie eine giftgeschwollene

Natter, die unter Blumen lauert. „Der Baum des Hasses und des Neids hat in der menschlichen Brust tiefe Wurzeln gefaßt und bringt nur herbe Früchte hervor.“ —

9.

Er trage beständig das liebliche Gewand der Versöhnlichkeit und Milde. Hat ein Staatsbeamter oder Diener ein Vergehen begangen; so strafe er nicht mit allzugroßer Härte. Es geziemt einer weisen und erhabenen Seele, die Fahrlässigkeiten und Irrthümer niederer Menschen mit Langmuth zu dulden und die Schärfe des Schwerts der ahndenden Gerechtigkeit durch den Balsam der Leutseligkeit, Sanftmuth und Güte zu lindern. Ist einer seiner Unterthanen gesunken; so richte er ihn mit seinem starken Arm auf und erquicke ihn mit dem Labetrunk des Wohlwollens, der Milde und des Mitleidens. Wer sich von allen verlassen, jeden Hoffnungsstral erlöschen sieht, der giebt sich nur gar zu leicht dem Ungethüm der Verzweiflung preis und stürzt sich in eine schaudervolle Einöde.

10.

Stets bleibe er ein Fremdling in den Thoren der Bosheit. Das Laster erzeugt bittere Früchte. In dem Herzen des Bösen wohnt keine Ruhe, keine heitere Freude. Der giftsprudelnde Zahn des bösen Gewissens nagt an seiner Seele; stets sey er bemüht, das Gärtchen des menschlichen Lebens durch die lieblichen Weste des Wohlwollens und

der Freigebigkeit zu verschönern, damit die duftreiche Rose des Glücks und Frohsinns desto lieblicher gedeihe. „Durch Wohlthun wirst Du selbst Dein größter Wohlthäter.“

11.

Geschäfte, die nicht für ihn passen, überlasse er andern. Wer sich gar zu sehr ins Einzelne und Kleinliche vertieft, stumpft sich vor der Zeit ab und verliert zuletzt allen Sinn, alle Kraft für das wahrhaft Große. Wer sich zu oft in fremden Häusern herumtreibt, wird endlich ein Gast unter seinem eigenen Dach. „Die Ente wollte einst den behendern Gang der Bachstelze nachäffen. Was geschah? Sie verlernte den ihrigen, ohne sich jenen ihren eigen gemacht zu haben.“

12.

Vor allen Dingen erwerbe er sich die Gabe der Wohlredenheit. Ein Wort dringt oft tiefer als der spitzigste Dolch; eine Rede spielt oft größere Siege in die Hände als ganze Heerschaaren.

13.

Es verräth eine schwache und kraftlose Seele, wenn man sich durch die Widerwärtigkeiten des Lebens niederbeugen läßt. Unwürdig ist es, bei Stürmen des Schicksals sein Antlitz durch die Verzweiflung wie durch schmutzigen Staub zu entstellen und den Kranz des Lebenskelchs durch die Thränenfluten der Betrübniß und des Grams wel-

lend zu machen. Oft sehen wir, daß weise Männer unter dem Joch der Sorgen und der Arbeit seufzen, während tollkühne Bösewichter jegliche Freude schmecken und in Wollustmeeren schwimmen. Vortrefflich sagt daher der Dichter: „Dem großmüthigen Löwen reiben oft Sklavenketten den mähnenreichen Hals wund, während der niedrigschlaue unflätige Fuchs bei sicherer Nachtweile fröhlich auf den Raub ausgeht und freigenießend allenthalben umherschweift.“

Mit jeder dieser Vorschriften ist eine Fabel verknüpft, die eben so lehrreich als unterhaltend ist. Will Dabschelim, Indiens hochgepriesener König, diese vernehmen; so steige er auf den Berg Serendib. Dort wird sich jeder Knoten lösen, dort wird die ersehnte Rose in zauberischer Anmuth blühen.

2.

Morgenländische Sentenzen.

Das Rauschen der goldnen oder silbernen Tropfen, welche der Quelle der Rechten entfließen, darf nicht bis zu den Ohren der Linken dringen.

Die anspruchlose Tugend gleicht dem Moschus. Wiewohl er versteckt ist; so ist doch sein Geruch höchst lieblich.

Ein Wort ähnelt der Milch. Es kann nicht wieder zurückkehren, woher es gekommen ist. Wie kann der, welcher gemolken hat, die Milch wieder in den Euter gießen? —

Mit den menschlichen Dingen verhält sich's wie mit einer Sanduhr. Was Einmal unten ist, ist das Andereмal oben.

Die Bahn des Lebens gleicht einem wildwogenden, unergründlichen, mit Krokodillen angefüllten Meere. Wie glücklich sind die wenigen Weisen, die sich ruhig am sichern Gestade sonnen! —

Was ist das menschliche Leben? — Ein Rausch, dessen Wonne schnell verfliegt und der nichts als Schwäche und Milzsucht zurückläßt.

Verschwiegenheit ist eine nothwendige Tugend. Die Beredsamkeit ist Silber werth; die Verschwiegenheit ist nicht mit Gold zu bezahlen.

Die Unwissenheit und Dummheit bringt den unwissenden Pinseln den Tod, ehe sie noch sterben, ihre Leiber sind wandelnde Gräber. Wer seine Seele nicht durch das Licht der Weisheit erleuchtet hat, wird nie sich aufrichten, bevor die allgemeine Auferstehung eintritt.

Reisen sind eine treffliche Bildungsschule. Das Sehen in die Ferne und in der Ferne schärft die Augen des Körpers wie die des Geistes. Das reinste Wasser, welches immer steht, wird zum stinkenden Pfuhl.

In dem Garten des Lebens würde man ohne den Dorn der Bosheit nie den rosigen Duft der Tugend einathmen.

Wendet das Glück dir den Rücken zu. Verzweifle nicht. Stütze dich vielmehr auf den Stab des Muths und der Hoffnung. Wie oft wehten nicht giftige Winde und, ehe man sich's versah, hatten sie erquickenden Westlüftchen Platz gemacht!

3.

Die Bescheidenheit.

(Eine Fabel nach dem Persischen des Sadi.)

Ein Regen stürzte sach herab,
Der Persien's Gefilde
Mit honigsüßer Milde
Die langerseufzte Labung gab.
Da rieselte ein Tröpfchen
Mit silberhellem Köpfchen
Aus einer Wolk' ins Meer,
Verlassen, ohne Wehr.

Nach langem tiefem Schweigen
Entfesselte die Brust
Der Zunge Redelust:
„Ich bin ach! sonder Gleichen,
So sprach's, ein elend Ding. —
Was wird noch aus mir werden
Umbraust von Flutenheerden? —
Komm, Woge, mich verschling!" —
Doch was geschah? — Ein Schneckchen
Kam segelnd schnell herbei,
Schloß auf das Muscheldeckchen
Und rief: „Wohlan! o sey
Mein Gast, mein sichrer Schooß
Winkt Dir ein beß'res Loos."
Das Tröpfchen war nicht taub und ward —
Zur Perle spiegelrein und hart.
Als Perle glänzt es jetzt in voller Lieblichkeit
Ins Königs strahlenreicher Krone,
Und lehrt, mit welchem hohen Lohne
Vergolten wird die Tugend der Bescheidenheit.

P. F. Brede.

VI.

Betrachtungen über den Nazionalcharakter der Türken.

Würdigung des ächten Charakters der Türken. — Die gemeinen Osmanen und ihre noch beibehaltene, aus den Steppen der Tatarei mitgebrachte Einfachheit und Redlichkeit. — Schuld der Griechen an der immer mehr zunehmenden Verderbtheit der Muselmänner. — Anekdoten von der Treue der Türken und der gewissenhaften Erfüllung einmal ertheilter Zusagen. — Unterschied des türkischen Charakters von dem italiänischen. —

Viel Vergnügen macht es mir, oft einen guten Theil des Tages blos unter Türken zuzubringen und nie lege ich mich dann ohne Bereicherung meiner Kenntnisse zu Bette. Meine Freunde verschaffen mir mannichfaltige Gelegenheit dazu und mit dem Türkischen bin ich nun, Dank dem Himmel, so weit, daß ich, wenn auch nicht das Ganze, doch den Sinn der Rede theils zu verstehen, theils zu errathen vermag. Und wenn ich mich auch nicht gehörig ausdrücken kann und mir noch immer eine

unendliche Menge von Worten fehlt, so habe ich ja meinen Dollmetscher stets zur Seite und dieser weiß mir geschickt auszuhelfen.

Je mehr ich die ächten Osmanen kennen lerne, je genauer und aufmerksamer ich ihre Handlungsweisen zu beobachten Veranlassung habe, je mehr fange ich an, sie zu lieben und ihrem ursprünglichen Charakter alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wahrhaftig solche gerade, biedere Naturmenschen voll innerer Kraft konnten nur durch Despotismus, Luxus und Vermengung mit fremden Nazionen zu jener Sittenlosigkeit und Verkehrtheit herabsinken, die jetzt hauptsächlich in Stambul ihr Panier über die Palläste wie über die Hütten erheben und mit der Zeit alle Spuren edler aus den Steppen der Tatarei mitgebrachter Einfachheit und jener Tugenden, die den ehmaligen Bewohnern Turkestans in so hohem Grade eigen waren, gänzlich zu vertilgen drohen.

Noch gleicht der gemeine Türk in vielen Stükken, in Gesinnungen und Handlungsarten seinen alten Vorfahren, die, ehe sie das Glück oder vielmehr das Unglück hatten, das arabische Kalifat umzustürzen und auf seinen Trümmern ein neues Kaiserreich aufzubauen, das von Osman den Namen lieh, so bieder, so brav waren und fern von den Nazionen des Okzidents und unbekannt

mit ihren Luxusgenüssen ein so einfaches Leben führten. Aber von den Marmorpalästen herab ergießen sich die Begierden nach immer mehr zusammengesetzten und verfeinerten Lebensgenüssen gleich einem unaufhaltsamen Strom auf die Stroh- und Binsenhütten der Armen und da die Regierung nichts thut, um mit dem steigenden Luxus auch zugleich die Zivilisazion gleichen Schritt machen zu lassen, die Religion aber auf der andern Seite jeder Annäherung zur Kultur tausend Hindernisse in den Weg legt; so muß die Immoralität bei diesem an sich so wackern Volke von Jahr zu Jahr mehr Feld gewinnen und ihm endlich sicher und gewiß sein Grab bereiten.

So sehr ihr Griechen auch über eure jetzigen Beherrscher schimpft, so wenig Gutes ihr an ihnen finden wollt, so sehr ihr euch bemühet, ihren Charakter in's gehässigste Licht zu setzen; so glaube ich doch mit Recht euch zurufen zu dürfen: Ihr waret es, die den reinen, ursprünglichen tatarischen Charakter der Osmanen umwandeltet in jene Halbkultur, die schlimmer ist als roher Naturstand und die jetzt so fürchterlich euch drückt; ihr waret es, die den geraden, offenen Gemüthern der tapfern Türken jene Arglist, Schlauheit und Verstellung einflößtet, die seit jeher euch und euren in den Annalen der Weltgeschichte so berühmten Ahnherren eigen war; ihr hat sie mit jener

unseligen Gewandtheit und Geschmeidigkeit bekannt gemacht, welche jeden Zug von Aufrichtigkeit verscheucht; ihr habt sie gezwungen, euren Bosheiten und Verrätherein mit Mistrauen zu begegnen und eurer Geld = und Habgier durch ein festes Unterdrückungssystem Gränzen zu setzen; ihr fast allein habt sie endlich alles das gelehrt, was sie noch nicht kannten, als sie an den Höfen zu Bagdad und Damaskus den Ruhm der tapfersten Krieger der Welt hatten und von den eine halbe Welt beherrschenden Arabern selbst noch turkestanische Tugenden geschätzt wurden.

Schwerlich würden die alten Türken die neuern geworden seyn, hätte Deutschland's Klima am Bosporus geherrscht und wären Deutsche, statt der Griechen, die unterjochte Nazion gewesen, in deren Mitte sie zu herrschen gehabt hätten. Eben so wenig dürften fremde Lebens = und Luxusgenüsse so bald unter den einfachen, kriegerischen Osmanen überhand genommen haben, wäre nicht Konstantinopel zur Metropolis des Reichs geworden und hätte nicht dessen auf dem ganzen Erdkreis einzige Lage zwischen Europa und Asien, indem sie eine leichte Berührung mit den Völkern des Morgens und des Abends darbot, so viel dazu beigetragen, die muthigen Söhne des Mars in wollüstige Weichlinge umzuschaffen. So aber mußten alle Umstände gleichsam zusammentreffen,

einer ursprünglich so edlen, so kraftvollen Nazion den jähen Sturz zu bereiten und so alle Ueberreste jener Tugenden in ihr auszulöschen, die mit der Lebensweise der Hirtenvölker unzertrennlich zu seyn pflegen.

Dennoch ist es wahrscheinlich, daß die Osmanen nie in Absicht auf Moralität so gesunken seyn würden, hätte die Nazion sich stets rein und fern von aller Vermischung mit Fremden erhalten; aber ihr Griechen habt eine große Schuld auf euch und schwer lassen eure Herren sie euch büßen; denn hauptsächlich durch euch sind die Türken, die zu euch kamen, einfach an Sitten und roh wie alle Nomaden, zu verfeinerten Despoten geworden und die Ruthe, die jetzt euch geißelt, ist selbst von euch gebunden worden. Zwar gilt dies vorzüglich in Ansehung der Türken, die Konstantinopel bewohnen; aber die Hauptstadt der Osmanen ist leider für das ganze Reich, was Paris für Frankreich ist, geworden: eine unerschöpfliche Quelle von Lastern und Wollüsten, die sich von da aus in immer stetigem Flusse in die Provinzen ergießen; und so wie die Franzosen unendlich an Sittlichkeit gewinnen würden, wenn sie keine zu große Hauptstadt hätten, so würden auch die Türken ihren ursprünglichen Charakter reiner erhalten haben, wäre der Sitz der Regierung nicht nach dem Bosporus und mitten unter die Griechen verlegt worden.

Doch indem Gewissenlosigkeit, Habsucht, Geiz und Unterdrückungsgeist immer tiefere Wurzeln bei der Nazion geschlagen haben, giebt es doch noch Familien — Individuen genug, besonders unter den gemeinern Klassen, bei denen sich der reine, edle Charakter der Osmanen in tausend Zügen und Handlungsweisen ausspricht und wenn auch hier und da einer denselben verleugnet, so ist doch leicht zu erkennen, daß mehr oder weniger der sich vervielfältigende Kontakt mit fremden Völkern den Grund davon abgiebt.

Eine außerordentliche Redlichkeit ist es, welche sich unter den gemeinen Türken bei tausend Gelegenheiten offenbart und es sind mir Beispiele davon bekannt, wovon vielleicht nur wenige Gegenstücke selbst unter den Deutschen, der sonst noch moralisch besten Nazion in Europa, aufzufinden seyn dürften. Es giebt sogar Handthierungen und Gewerbe unter ihnen, bei denen sie gleich einem Esprit de Corps herrschend zu seyn scheint. So führen z. B. die Kiradschis 50 — 60000 Piaster auf ihren Lastthieren viele Meilen, viele Tagereisen fort, ohne Empfangsscheine zu geben und, was unterweges verloren geht, wird ohne Umstände und Schwierigkeiten von ihnen dem Eigenthümer ersetzt. Fast nie hat man ein Beispiel von Betrug bei ihnen und machte sich einer einer Treulosigkeit schuldig, so würde er von allen sei-

nen Genossen verabscheuet und aus ihrer Mitte verstoßen werden.

Wenn ein Türke sagt: Ich schütze dich; so kann man sicher seyn, daß, so lange er noch am Leben ist, einem kein Haar gekrümmt werde. Die Paschen und Offiziere der Pforte geben den Reisenden oft Janitscharen und Spahis zur Bedeckung mit und begnügen sich, ihnen anzudeuten: ihr steht mit eurem Kopf für sie, daß ihnen kein Leids geschehe. Man kann sich dann seinen Begleitern wie seinen besten Freunden ergeben und selbst, wenn man sie durch etwas beleidigt hätte, kann man sicher seyn, daß sie einem so lange beschützen werden, als die Reise dauert. Folgende Züge gemeiner Türken mögen hier einen Platz verdienen.

Einem Türken, ansäßigen Einwohner von Belgrad, war eine beträchtliche Summe Geldes, woran er viele Jahre gesammelt und die er in einem Walde unter einem Steine vergraben hatte, von diesem verborgenen Orte entwendet worden. Dieser vergrabene Schatz war das Einzige, was er besaß und alle Mühe und Arbeit vieler Jahre war so in einem Tage dahin. Der Thäter war nicht aufzufinden und der durch dieses Unglück verarmte Muselmann sah sich genöthigt, bei einem Belgrader Dey Dienste zu nehmen, der ihn, da

er besonders gut mit den Waffen umzugehen wußte, zum Anführer seiner Leute ernannte. Wenige Tage nachher bat ein Jude, der eine Reise nach Konstantinopel zu machen hatte, und mit dem Dey in mannigfaltigem Verkehr stand, diesen um eine sichere Begleitung auf dem Wege und legte ihm dafür ein angemessenes Geschenk zu Füßen.

Der Dey rief Kara-Ismael — so hieß jener neue Anführer seiner Leute, und befahl ihm, den jüdischen Kaufmann mit seinem Haab und Gut und Allem, was er mit sich führe, nach Konstantinopel zu geleiten und ihn mit Hülfe der untergebenen Mannschaft vor jeglicher Gefahr, die ihm und seinen Sachen begegnen könnte, mit seinem Blute und Leben zu beschützen. Der Muselmann versprach's und hielt zum Zeichen seiner Zusage Herz und Kopf mit seiner Rechten, indem er sagte: Ehe soll mir dieses Herz aus dem Leibe gerissen und dieses Haupt von den Schultern getrennt werden, als ich zugeben will, daß dem, dem ich das Geleite geben soll, ein Uebel so groß als ein Nadelöhr zugefügt werde und Alles, was er mit sich führt, soll sicher und unversehrt nach Stambul gelangen.

Die Reise begann, ein Viertheil des Weges war bereits zurückgelegt, da stürzte eins von den

Lastpferden und einer der Säcke auf seinem Rücken bekam einen Riß. Man mußte nun umpacken und siehe da fanden sich unter den Sachen eben die Geldsäcke, welche Kara-Ismael sogleich für die seinigen erkannte: sie waren noch ganz unversehrt und selbst die Zeichen und verschlungenen Namenszüge des vorigen Besitzers standen unausgelöscht darauf.

Man denke sich das Erstaunen des Türken! Das, woran er Jahrelang gesammelt hatte, was ihm so plötzlich entrissen worden war, lag offen vor ihm und sein mühsam erspartes Vermögen mußte er in den Händen eines Fremden, eines Ungläubigen erblicken. Seine schwarzen Augen funkelten, unwillkührlich griff seine starke Hand zum Messer im Gürtel. „Wo hast du diese Beutel her — wie kommen sie in deine Hände?" — rief er entrüstet und Zorn und Rachgier malten sich in allen Zügen seines männlichen Gesichts. „Diese Beutel und dieses Geld gehören mir" — setzt er furchtbar schrecklich hinzu — „es sind kaum einige Tage, seitdem man sie mir entwendet hat."

Der Jude bebte, der Verbrecher war enthüllt und stand in seiner ganzen Blöße dar. Er war wirklich der Thäter: er hatte einen Mann zuweilen in dem Wald gegen Abend graben gesehen,

den er durchwandern mußte, wenn er von einem benachbarten Orte, wo er Verwandte hatte, nach Belgrad zurückkehrte; er erspähete die Stelle und fand unter einem großen Stein jene Geldsäcke, die er sogleich sich zueignete und da er eine Reise nach der Hauptstadt vorhatte, so glaubte er um so leichter jeder möglichen Entdeckung zu entgehen, indem er die gefundenen Beutel sogleich unter seine übrigen Waaren versteckte und sie so leicht nach Konstantinopel zu bringen hoffte. Jetzt war seine That entdeckt und vor Schrecken konnte kein Wort sich seinen bebenden Lippen entwinden.

Kara-Ismael hatte sich indessen wieder gefaßt. Er war der Anführer der Eskorte, seine Leute gehorchten ihm auf einen Wink. Nichts leichter wäre gewesen, als sich mit Gewalt wieder in den Besitz des geraubten Eigenthums zu setzen. Doch fern waren diese Gedanken von ihm. „Ich habe dem Dey, meinem jetzigen Herrn, gelobt", sagte er nach einer Pause, „dich und deine Leute und dein Haab und Gut sicher und ohne Gefährde bis nach Konstantinopel zu begleiten. Ein ächter Muselmann hält sein Wort wie der Prophet es befielt, darum sey ohne Sorge, kein Tropfen Blut soll dir und den Deinigen auf der weiten Reise genommen werden und mit meinem Säbel und Körper werde ich ein eisernes Schild

für dich und dein Haab und Gut seyn, so lange wir bei einander auf der Heerstraße zubringen."

Der Jude, der sich indessen etwas wieder gesammelt hatte, wollte manches zu seiner Vertheidigung und zur Bewährung seiner Unschuld vorbringen; doch es gelang ihm so wenig, daß er vielmehr dadurch noch mehr den Verdacht gegen sich häufte und in den Augen aller Umstehenden als Verbrecher erkannt wurde. Indessen war sein Geldgeiz zu groß, um auch nur einen Vorschlag zu einem Vergleich sich gefallen zu lassen und da er den Charakter der Türken kannte und mannigfaltige Pläne sich in seinem Kopfe bereits durchkreuzten, wie er das geraubte Gut in Konstantinopel schon in Sicherheit bringen zu können hoffen dürfte; so setzte er getrost die Reise fort und auf dem ganzen Wege kam es nie wieder über diesen Gegenstand zur Sprache.

Kara-Ismael hielt treu, was er versprochen hatte. Mit Gefahr seines eignen Lebens vertheidigte er bei manchen Gelegenheiten denjenigen, der ihm sein Eigenthum geraubt hatte und so gewissenlos ganz damit umzugehen schien, es auch behalten zu wollen, und so kam endlich die ganze Reisegesellschaft glücklich in dem Han der Hauptstadt an, den der jüdische Kaufmann zur Niederlage seiner Waaren erwählt hatte.

Doch sey es nun, daß dem Juden einige Pläne, das unrechtmäßig an sich gebrachte Gut in Sicherheit zu bringen, mislangen, oder daß die Umstände zur Ausführung seiner Entwürfe nicht günstig waren, oder daß er heimlich Kunde eingezogen hatte, Kara-Ismael wolle ihn vor den Kadi ziehen, genug in der folgenden Nacht entfloh er mit Zurücklassung aller seiner Waaren aus dem Han und er wußte sich so lange in einem entfernten Winkel der Hauptstadt bei irgend einem seiner Bekannten verborgen zu halten, bis die Belgrader Türken wieder abgereist waren.

Diese brachten, da der Jude nicht wieder zum Vorschein kam und um sich bei dem Dey gehörig rechtfertigen zu können, die Sache vor den Gerichtshof und der Kadi ließ nicht nur sein Eigenthum wieder dem Kara-Ismael zurückgeben, nachdem er hinlängliche Beweiße dafür gegeben hatte, sondern ließ ihm und seinen Begleitern auch noch einen Theil des zurückgelassenen Guts des Juden zukommen. Das Uebrige behielt er für sich und der Jude, den das böse Gewissen folterte, konnte froh seyn, durch eine lange Verborgenheit den Ahndungen der Gesetze zu entgehen.

Aehnlicher Art ist folgende Geschichte, deren Wahrheit durch Zeugen mir bewährt worden ist. Ein Grieche, der sich lange Zeit in Wien aufge-

halten hatte und östreichischer Unterthan geworden war, glaubte sich eben dadurch das Recht erworben zu haben, ungestraft gegen seine ehemaligen Oberherren losziehen zu können. Er war auf einer Reise nach Konstantinopel begriffen, welche zum Zweck hatte, neue Handelsverbindungen anzuknüpfen; auch führte er eine ziemliche Menge von ausländischen Waaren mit sich. In Silistria bat er den Pascha um einige Reiter zur Eskorte, welche ihn und seine Sachen bis zur Hauptstadt bringen sollten, weil die Straßen, welche nach Varna führten, durch Räuberhaufen unsicher gemacht waren. Er hatte die Unbedachtsamkeit, seiner Zunge freien Lauf zu lassen und ohne Scheu über mancherlei den Muselmännern heilige Gegenstände zu spötteln; sein Leichtsinn gieng so weit, daß selbst der Koran und der Prophet Muhamed nicht unangetastet blieben. Ein solches Verbrechen verdient in der Türkei allezeit eine schnelle, schwere Ahndung; doch unser Grieche reiste unter dem Schutz der östreichischen Regierung und, mit Pässen und Geleitsbriefen von Konsulen und Gesandten versehen, glaubte er sich alles erlauben zu können, um seinen Haß gegen die Unterdrücker seiner Nazion an den Tag zu legen.

Die Türken, welche die Eskorte bildeten, erwiederten keine Sylbe auf die unanständigen Reden des griechischen Kaufmanns, dessen Beschä-

hung auf der Reise ihnen anvertrauet war; im Gegentheil rissen sie ihn unterwegs aus mancher Gefahr und erfüllten in allen Stücken vollkommen den Auftrag, den sie von ihrem Pascha erhalten und zu dessen Befolgung sie sich anheischig gemacht hatten. Als sie ihn aber sicher und wohlbehalten nach Konstantinopel gebracht hatten, als er von einem seiner Bekannten in Galata in's Quartier aufgenommen worden war, da trat der älteste unter den Muselmännern, die ihm das Geleit gegeben hatten zu ihm und sprach: Der Zweck unserer Reise ist zu Ende; was wir zugesagt hatten haben wir gehalten. Von nun an zerreißen wir alles Band, welches uns an dich und dein Wohlergehen knüpfte und, ohne unser Wort gebrochen zu haben, können wir von nun an als Rächer unsers Glaubens auftreten. Christ! würdest du es uns ungestraft haben hingehen lassen, wenn wir so kühn gewesen wären, in deinem Lande deiner Religion zu spotten. Doch damit du sehen mögest, daß wir nur aus Gerechtigkeitsliebe nach Rache dürsten wegen der dem Propheten, dessen Name gelobt sey in Ewigkeit, zugefügten Beleidigungen, so warnen wir dich vorher ernstlich und gewissenhaft und indem wir unsere Hände auf die Brust drücken und zu den Mordgewehren greifen, kündigen wir dir an, daß mit dem ersten röthlichen Schimmer des kommenden Morgens die Zeit der Rache und der Ver-

geltung gekommen seyn wird. Darum fliehe, wenn dir dein Leben lieb ist, bis an die äußerste Gränze des Erdballs oder stirb unter den scharfen Schneiden unserer Messer.

Kaum hatte der Alte seine Worte geendigt, so riefen alle: Gelobt sey Gott und Muhamed, sein erster Prophet! und nun eilten die Muselmänner von Galata nach der Hauptstadt hinüber. Die That hat viel männlich-edles und schwerlich läßt sich annehmen, daß ein Italiäner von gewöhnlichem Schlage in gleichem Falle und unter gleichen Umständen eben so gehandelt haben würde; aber Meuchelmord wird auch von vielen Türken für eine feige und einen Muselmann entehrende Handlung gehalten.

(Wird von Zeit zu Zeit fortgesetzt.)

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

H. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erster Jahrgang 1805.

4. Heft

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, 8 — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zu Ergänzung verlorener gegangener abgelassen und kosten 1 Thaler. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezahlung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Auswahl
einiger vorzüglicher Verlagsartickel von
F. Dienemann und Comp.

H. von Reimers Reise der außerordentlichen russisch Kaiserl. Gesandschaft an die Othomannische Pforte. 3 Bände in Quart mit 6 Kupfern in gros folio einem Portrait und einer Charte. St. Petersburg auf kaiserliche Kosten. 16 thlr.

Gemälde von Konstantinopel von Fr. Murhard. 3 Bände mit 1 Kupfer in Folio und 2 in Quart. (Von diesem Werk wird jetzt die 2te Auflage gedruckt.)

La divina Comedia di Dante Alighieri. 3 Vol. mit neuen Didotschen Schriften auf großes geglättetes Schweizer Papier in Quart und 1 Vol. mit 39 Umrissen zu der Hölle des Dante nach Flaxmann von Hummel in Quersolio, 25 Thlr.

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

Hr. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erster Jahrgang 1805.

Viertes Heft.

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

Inhalt

1. Die Frauenzimmer des Orients.

Grundlinien zu einer Würdigung des Zustandes und Glücks der verheiratheten Frauenzimmer im Orient. — Ueber das Verhältniß der morgenländischen Weiber zu den Männern. — Anhänglichkeit und Treue der Ehegatten in der Türkei. — Allgemeine Betrachtungen über die im Morgenlande allgemein herrschende Polygamie. — Versuch einer Apologie dieser uralten Sitte, welche den Orient charakterisirt. — Gründe, warum die Vielweiberei in diesem Klima unvermeidlich ist. — Erklärung wie und in wie fern sie statt hat. — Unterschied der Eheweiber und der Sklavinnen. — Differenz zwischen einer ersten Gattin und den andern Gattinnen. — Beste Art nach europäischen Begriffen die Sache zu betrachten. — S. 443

Die Verborgenheit und Zurückgezogenheit, worin die orientalischen Weiber lebrn. — Gründe und Vertheidigung dieser Sitte. — Die Hitze des Klima's macht, daß man überhaupt hier wenig ausoder spazieren geht. — Sie haben übrigens völlige Freiheit, den Harem zu verlassen, wenn sie Lust haben. — Das Dekorum, das hier beobachtet wird, hat viel Analogie mit dem in Europa üblichen. — Widerlegung der irrigen Vorstellung, daß die asiatischen Weiber keines Mannes Angesicht außer dem ihres Gatten sehen dürfen. — Der Aufent-

halt im Harem ist nicht freudenleer. — Verschleierung der Orientalerinnen. — Wahrer Grund derselben. — Vortheile, welche die Frauenzimmer hier davon haben. — Vergleichung dieser morgenländischen Vermummungen mit den europäischen zur Karnevalszeit. — . . . S. 464

XI. Der Kaukasus. (Beschluß.) . . . S. 479

XII. Einige Blicke auf St. Petersburg im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. . . . S. 501

XIV. Notizen über das von der Kaiserin Anna gestiftete Institut für das adliche Landkadettenkorps. S. 512

V. Die marmorne Isaakskirche in St. Petersburg. S. 518

VI. Die neue Wechselbank in St. Petersburg. S. 521

VII. Klubs und Kaffeehäuser in St. Petersburg. S. 528

VIII. Die Vorstädte von Konstantinopel an den Gestaden der thrazischen Meerenge. . . S. 530

IX. Das Bergwerk-Institut in St. Petersburg. S. 552

X. Armenanstalten von St. Petersburg unter Katharina II. . . . . S. 556

XI. Merkwürdige Verordnungen Sultan Selim's, die Finanzen betreffend. . . . . S. 558

XII. Einige Züge aus den Annalen von St. Petersburg, in dem Zeitraum von dem Tode Peter's des großen bis zum Regierungsantritt der großen Katharina. . . . . S. 564

XIII. Der Marmorpallast in St. Petersburg. S. 588

XIV. Chinesische Gedichte.

1. Der Landmann. . . . S. 591

2. Der Weise. . . . . S. 592

XV. Zamor und Miris. Maurische Romanze. S. 594

I.

Die Frauenzimmer des Orients.

Grundlinien zu einer Würdigung des Zustandes und Glücks der verheiratheten Frauenzimmer im Orient. — Ueber das Verhältniß der morgenländischen Weiber zu den Männern. — Anhänglichkeit und Treue der Ehegatten in der Türkei. — Allgemeine Betrachtungen über die im Morgenlande allgemein herrschende Polygamie. — Versuch einer Apologie dieser uralten Sitte, welche den Orient charakterisirt. — Gründe, warum die Vielweiberei in diesem Klima unvermeidlich ist. — Erklärung wie und in wie fern sie statt hat. — Unterschied der Eheweiber und der Sklavinnen. — Differenz zwischen einer ersten Gattin und den andern Gattinnen. — Beste Art nach europäischen Begriffen die Sache zu betrachten. —

Es ist Zeit, daß wir uns einmal auch zu derjenigen Hälfte der Bewohner Konstantinopel's wenden, die in der ganzen Welt den Beinamen der schönen führt und von allen Merkwürdigkeiten des Bosporus unsere europäischen Schönen doch am meisten interessirt. Sowie nach einer oft gemachten Bemerkung die Orientaler in tausend Stücken die Gegenfüßler der Abendländer sind, so sind es

auch die Orientalerinnen in Ansehung der Abendländerinnen. Nicht nur in Kleidungen, Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, sondern auch in Rechten und Befugnissen sind die Frauenzimmer der Türken das Gegentheil von den unsrigen und eben so verschieden ist auch ihr Verhältniß zum Männergeschlecht von dem unserer Schönen zu ihren Gatten. Die Sache verdient, mehr als irgend eine, eine ausführliche Erörterung und man wird es mir gewiß Dank wissen, daß ich ihr in diesen Blättern einige Bogen widme.

Schon öfter ist zwar in dem Gemälde von Konstantinopel von den Türkinnen die Rede gewesen; indessen nirgends haben wir es noch versucht, eine umständliche Würdigung ihres Zustandes und Glücks aufzustellen; zu erzählen, was der Morgenländer eigentlich von dem Weibe erheischt, in wiefern dieses mit den Begriffen unserer Ehemänner übereinstimmt oder ihnen zu widerstreben scheint, was die Gattin dem Orientaler ist, oder seyn muß, giebt oder geben muß. Eben so wenig haben wir irgendwo, so vollständig wie es die Sache werth ist, untersucht, was für Pflichten, Gefälligkeiten und Wohlthaten die Morgenländerin von dem Gatten, mit dem sie vor dem Kadi das Band der Ehe knüpfte, verlangen, mit Recht und Befugniß verlangen kann und was dieser ihr ist und nach einer durch ganz Asien verbreiteten Sitte seyn soll.

Das nämliche Verhältniß, was zu Konstantinopel zwischen den Männern und Weibern statt findet, herrscht durch den ganzen großen Welttheil, der durch die Hauptstadt der Türken mit Europa zusammenhängt bis an die äußersten Gränzen von China und der Mongolei. Da wo in unserm Erdtheil das osmanische Gebiet sich endigt, fängt es an aufzuhören, doch einige Ueberbleibsel desselben erblickt man noch in der Wallachei, Moldau und Siebenbürgen, ja sogar in Ungarn, Sklavonien und Polen, obgleich in diesen Ländern der Christianismus jede Spur von Polygamie ausgetilgt hat, und im höchsten Süden Europa's, in Spanien, Portugal, Sizilien und Malta glaube ich hin und wieder einige Reste und Analogien davon zu entdecken.

Sitten, so allgemein verbreitet durch ungeheure Erdstriche; so allgemein und einstimmig erkannt als die besten für Klima und äußere Verhältnisse nicht von Tausenden — von Millionen, von Hunderten von Millionen; seit undenklichen Zeiten bei eben den Völkern, wobei wir sie noch jetzt finden, im Gange und von Religionsstiftern, von allen Religionsstiftern des Orients, für den Orient bestätigt und geheiligt, können unmöglich grundlos seyn; es müssen wichtige Ursachen vorhanden seyn, warum sie seit jeher beibehalten wurden, warum sie nie und in keinem Zeitalter eine bedeutende Aenderung erlitten.

Sowie wir bei den griechischen und römischen Schriftstellern lesen, daß ein Xerxes oder Darius ihren Harem unterhielten, so finden wir noch heut zu Tage die Einrichtung des innern Serails eines Sultan-Selim's. Die Zeiten verändern sich im Morgenlande, doch unveränderlich bleiben die Sitten in diesen Gegenden und würde es auch nicht verwegen heißen, Dinge durch Machtsprüche über den Haufen zu werfen, welche die Erfahrung nicht von Jahrhunderten — von Jahrtausenden so unwidersprechlich sanktionirte? Man sey doch behutsam im Tadel der Gebräuche ganzer Völkerschaften, ganzer Welttheile und spreche nicht ohne Ehrerbietung von Gesetzen, die Jahrtausende vorher schon statt hatten, ehe in dem kleinen Europa es noch Staaten gab. Wenn ein weiser König Salomo, dessen steiniges Gebiet mitten im felsigen Arabien jetzt kaum eine Paschalik des türkischen Kaiserreichs ausmacht, einen Harem von 300 Frauenzimmern halten konnte, so verdenke man es einem osmanischen Sultane nicht, wenn er einen Hofstaat von 900 Odaliken in seinem Pallaste beherbergt.

Man hat in Europa die seltsamsten, oft abentheuerlichsten Begriffe von dem Zustande und dem Eheglück der asiatischen Weiber. Man tadelt ohne die mindeste Kenntniß der Umstände, man zieht darauf los aus Unwissenheit und aus selbstsüchtiger Ueberzeugung, daß unsere Gewohnheiten die

besten seyen; an eine gehörige Prüfung, an eine befriedigende Bestätigung durch Gründe ist dabei nicht zu denken. Wenn man unsern Frauenzimmern etwas von den Morgenländerinnen und ihren ehelichen Verhältnissen erzählen will, sind sie gewohnt, die Achsel zu zucken und ihr Bedauern über diese, ihrer Meinung nach, so unglücklichen Geschöpfe zu erkennen zu geben. Ach! möchten doch manche unter euch so glücklich seyn wie jene eure holden Schwestern des Morgenlandes! dachte ich oft, wenn ich dies bemerkte und in der That bin ich überzeugt, daß im Ganzen im Orient die ehelichen Verbindungen weit mehr Familienglück verbreiten und weit häufiger gut ausschlagen als bei uns.

Mag die Natur, das Klima oder die Erziehung daran Schuld seyn, ich will nicht darüber entscheiden; aber selten ist in Europa die innige und feurige Anhänglichkeit der Gattin zu dem Mann, wovon der Orient so voll von Beyspielen ist. Aber jene geheime Kraft, durch welche die Natur die beiden Geschlechter aneinander knüpft, zeigt sich auch nirgends bei uns in der ganzen Lebendigkeit als im Morgenlande. Voll Regsamkeit und Sympathie schuf da die Natur den Mann und das Weib und reizbar und fein sind da die Saiten der Herzen gestimmt zum schönsten Einklang. Rascher als in unsern trägen Körpermaschinen läßt das Klima dort das Blut die Adern

in beiden Menschenhälften durchströmen und grössere Empfänglichkeit für die Eindrücke von aussen giesst da der immer heitere, strahlende Himmel in die Seelen unserer Gattung. Alles, sey es ein geistiges oder sinnliches Vergnügen, sey es eine Mischung von beiden, es verschönert sich hier mit allem Zauber der Schwärmerei und der romantischen Begeisterung. Die Menschen empfinden durch lauter Extreme und gehen unaufhörlich von einem zum andern über. Alles oder nichts, ihr Charakter kennt keine Mässigung. Heftig sind alle Leidenschaften, heftig auch die Liebe.

Doch das höchste, das innigste Gefühl dieser letztern scheint es nicht jenem Geschlechte eigen zu seyn, das die Natur zum schönsten Modell ihrer Herrlichkeit erschaffen zu haben scheint? — Und die Morgenländerinnen mit ihrem Feuer, mit ihrer innern Gluth und lebendigen Phantasie, mit ihrer raschen Hingebung und dem, jeglichen Gegenstand so innig umfassenden, Herzen, wie ganz sind sie nicht dazu gemacht, die Eindrücke, die Amor's Pfeile erzeugten, tief in die Brust zu drücken? Bei den Weibern ist ohnedies alles zarter und sanfter, reiner und himmlischer als bei den Männern, alles wird von ihnen inniger, lieblicher und poetischer aufgefasst und die orientalischen Weiber — die Türkinnen — bedarf es da noch einer weitern Erläuterung? —

In dem ganzen Anstande, Tone und Betragen offenbaren die Orientalerinnen freilich ein gewisses Etwas, das eben keine Neigung zum Platonismus zu verrathen scheint; allein um so ungetheilter, um so fester umschlingt auch ihre Liebe den Gegenstand, den das Schicksal ihnen zuführte. Hat man je Beispiele in unserm Zeitalter in Europa erlebt, daß Weiber nach dem Verlust ihrer Männer ganze Monate und Jahre in der Dunkelheit zubrachten, daß einige, von Kummer und Betrübniß niedergebeugt und entschlossen, den Tod des Gatten nicht zu überleben, sich todt hungerten, weil sie zu fromm waren, um sich den Dolch in die Brust zu stoßen? Aber wird man sich darüber wundern, wenn man bedenkt, daß hier alle Vorfälle des Lebens weit stärker wirken auf das reizbare Gemüth als bei uns, daß das idealische Klima, die poetische, orientalische Religion, die romantische Legendengeschichte, die seltsamen immer exzentrischen Sagen des Moslemismus — Alles der weiblichen Phantasie in den Ländern der Levante einen Flug, einen Reichthum, eine Regsamkeit geben muß, die unbeschreiblich ist, und das dann auch nicht wenig dazu beitragen wird, jedem Ereigniß, sey es der Freude oder der Trauer, die Kraft zu ertheilen, einen mächtigern Eindruck auf die Seele zu machen, als in dem Norden unter gleichen Umständen statt finden kann.

Die eheliche Treue findet im ganzen Morgenlande in einem Grad statt, der in unsern Tagen und in großen Städten Europa's nur als Ausnahme von der allgemeinen Regel gelten würde. Was sich auch Abentheurer und reisende Glücksritter rühmen mögen, daß das Glück ihnen einen leichten Zutritt in diesem oder jenem Harem beschied, unter Hunderten glaubet kaum Einem, daß er das Antlitz einer Morgenländerin unverschleiert zu betrachten Gelegenheit fand und unter Tausenden würde schwerlich Einer aufzufinden seyn, der sich mit Wahrheit rühmen könnte, die Gewänder einer Schönen des Orients gelüftet zu haben. In Europa muß der Ehemann sehr viel Zuversicht auf den Charakter seiner Gattin setzen, wenn sie schön, jung und reich ist, indem er überzeugt seyn will, der einzige Genießer ihrer geheimen Reize zu seyn; in Asien bedarf es dessen nicht, um gewiß zu seyn, als der einzige Mann in den Armen der Ehegenossin zu ruhen.

Ich hoffe, die Leser durch die folgenden Blätter zu dem Gedanken zu leiten, ob nicht das morgenländische Verhältniß der Ehegatten viele wesentliche Vorzüge vor dem europäischen habe, und, wenn es auch nicht für unser Klima und unsere Lage passend seyn dürfte, dennoch für den Orient sehr gut berechnet seyn möchte. Auf jeden Fall glaube ich mich durch hunderte von Daten und Fakten überzeugt zu haben, daß das unsrige

wenn es mit allen seinen weitläuftigen Anhängseln in Asien eingeführt werden sollte, daselbst von weit größerm Schaden seyn würde, als die Einführung des asiatischen bei uns, wenn sie die übrigen Umstände möglich machten, Nachtheil bringen könnte. Mögen Alle meine Gründe aufmerksam anhören und in Ueberlegung ziehen.

Am meisten hört man bei uns gegen die Polygamie der Orientaler streiten; untersucht man indessen die Begriffe, welche sich die meisten derjenigen, die ohne Scheu ihr Wort und ihre Meinung über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen sich getrauen und es nie unterlassen, ihre Lehre mit Heftigkeit zu vertheidigen, so wird man finden, daß bei ihnen Irrthum zum Grund liege und diese Leute so verwegen sind, über eine Sache abzusprechen, von der sie wenige oder gar keine Kenntniß haben. Die sogenannte Vielweiberei ist im Morgenlande das gar nicht, wofür man sie in Europa hält und ich muß gestehen, daß ich selbst sehr irrige Begriffe darüber hatte, ehe ich den Boden der Türkei betrat und mich nun eigene Erfahrung, eigene Ansicht der Dinge eines Bessern belehrte.

Die Männer haben im Orient ein durch das Herkommen, die Sitte der Vorfahren und Gesetze bestimmtes Vorrecht, mehr als Eine Frau zu unterhalten und mit mehrern Schönen die Freuden der Liebe zu theilen. Dieses scheint den Euro-

päern unterdrückend und erniedrigend für das schöne Geschlecht und unsere Frauenzimmer geben sich das Ansehen, eine tiefe Verachtung gegen diejenigen zu empfinden, welche sich diesem harten Druck unterwerfen können. Bei Erwägung der nähern Umstände wird Alles dies schon von selbst wegfallen.

Die Veranlassung zu diesem durch ganz Asien und einen großen Theil von Afrika verbreiteten Gesetz ist in der Natur des weiblichen Geschlechts so sehr gegründet, so wichtig und vernünftig, daß sie auch mehr oder weniger in unserm Erdstrich statt finden könnte. Das Weib ist in den letzten Monaten der Schwangerschaft und während der Zeit des Kindersäugens genöthigt, sich von dem Manne zu trennen; sie befindet sich dann nicht in dem Zustande, um an Genüssen des Beischlafs Vergnügen zu finden und muß demselben, schon der Gesundheit und mancher statt findenden Umstände wegen, völlig entsagen. Daß schwangere Weiber von den Gatten nicht mehr berührt werden dürfen, ist ein heiliges Gesetz bei vielen Nationen der Erde und die Natur scheint es selbst als Instinkt den Thieren eingepflanzt zu haben, daß das trächtige Weibchen sich des Männchens enthalte: denn sehen wir es nicht stets, daß die Hündin, die sich belegt fühlt, unter keiner Bedingung bis zur Zeit, wo sie Junge wirft und

auch lange nachher nicht, einem Hunde eine Näherung zu sich gestattet?

Nun fragt es sich mit Recht: Soll denn darum auch der Mann während der ganzen erwähnten langen Zeitperiode sich des Vergnügens des Beischlafs berauben, soll er unter den weiblichen Umständen der Gattin leiden, soll er die Kräfte, deren er eine Fülle in sich fühlt, jetzt zur Fortpflanzung seines Geschlechts ganz ungenützt lassen? In Europa mag ihm das immerhin als Pflicht aufgelegt werden können: denn im Klima des Nordens würde es für manche männliche Konstitutionen von großem Vortheil für die Gesundheit seyn, sich alles weiblichen Umgangs zu enthalten und für alle kann es nicht anders als heilsam seyn, solche Perioden, als die Schwangerschaft und die Säugung einnehmen, ohne Anwendung der Zeugungskräfte zu durchleben. Aber unter einem morgenländischen Himmel, wo die Begierden so heftig, der Ueberfluß von Säften im Organismus so groß, die Genüsse der Wollust so heilsam und stark sind, da kann es nicht anders als nachtheilig für die Körpermaschine werden, sich einen unnatürlichen Zwang aufzulegen und den Neigungen, die die Natur so unwiderstehlich hier einpflanzte, nicht freien Lauf zu lassen. Der Orient, die Wiege der Menschheit, ist auch zugleich derjenige Theil der Erde, den das über dieselbe waltende Schicksal dazu bestimmt zu haben scheint, die Sorge für

die Fortpflanzung und Vermehrung unserer Gattung ganz vorzüglich zu übernehmen: alle Revolutionen und Zerstörungen eines Genzis-Khan oder Tamerlan haben die Provinzen Asiens nicht merklich im Ganzen zu entvölkern vermocht und wie die Population im Zeitalter eines Cyrus oder Darius, eines Alexander's oder Mithridates war, so ist sie auch jetzt noch; Europa würde einer Wüste und menschenleeren Steppe noch jetzt gleichen, hätte es Alles das erlebt, was Asien von den Welteroberern, Völkerstürmen und bei so vielen andern Gelegenheiten hat erdulden müssen. Aber die Zeugungskraft und Zeugungsbegierde ist hier ganz vorzüglich in den Menschen gelegt und darum ist Asien immer so geblieben wie es war und selbst unter dem barbarischen Despotismus persischer Sophi's und Khan's und osmanischer Sultane und Paschen. So enthaltsam und mäßig auch der Morgenländer im Essen und Trinken ist und seyn muß, so wenig vermag er den unwiderstehlichen Regungen des Geschlechtstriebes einen hinlänglich starken Zügel anzulegen und die Natur selbst scheint ihm, indem sie ihn mit dieser Vollkraft begabte, einen Fingerzeig gegeben zu haben, daß es ihr Wille, ihr Befehl sey, jenen Begierden ohne Unterlaß nachzuhängen. Dem Nordländer ertheilte sie diese Fähigkeit und diesen Trieb nicht in einem so hohen Grade und schrecklich bestraft sie bei ihm den übermäßigen Genuß

wollüstiger Freuden. Wie viele Europäer stoßen dem Beobachter nicht überall und an allen Orten in unserm Welttheil auf, die auf diese Art ihre Gesundheit zu Grunde richteten und für alle Zukunft ein elendes, sieches Leben dahinzuschleppen genöthigt sind? Aber nie erinnere ich mich von einem Orientaler gehört zu haben, faßte sein Harem auch Hunderte von Frauenzimmern, daß er einen zerrütteten Körper durch die Wollust davon getragen hätte.

Schon aus dem Grunde also, daß der Orientaler mit einer Fülle von Zeugungskraft ausgestattet ist, die zu Befriedigung mehrerer Frauenzimmer hinreichend ist, ja dieselbe nothwendig zu erheischen scheint, wäre also das Gesetz zu billigen, das ihm in der Ehe den Genuß mehrerer Weiber gestattet. Wenn man nun bedenkt, daß er während der Schwangerschaft und des Säugens, im Fall er nur eine einzige Gattin hat, ganz seinen Trieb zurückhalten und seine Kräfte unbenutzt lassen muß, dies aber in diesem Klima theils schädlich ist, theils nur zu unnatürlichen Lastern, zur Befriedigung der Wollust führen wird, so wird man die Wohlthätigkeit dieses Gesetzes noch mehr einsehen lernen.

In Europa ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes bei sehr vielen Menschen nichts als Gewohnheit; könnten sie es über sich bringen, sich derselben ganz zu enthalten, so würden sie oft

glücklicher und gesünder seyn. Nichts erhält in unserm Klima den Körper besser und macht zur Erreichung eines hohen Lebenszieles geschickter als Enthaltsamkeit und Mäßigung in diesem Stücke. Aber der Wollüstling kann seine Begierden, wenn sie einmal Wurzel bei ihm gefaßt haben, eben so wenig bezügeln wie der Weintrinker in einem beträchtlichen Alter seinen Gaumen und Magen an frisches Quellwasser oder gleich dem Chinesen an ein warmes Theewasser zu gewöhnen im Stande ist. Wie viele unserer Eheleute, die ihren Weibern die größte Treue beweisen, werden kränklich, wie vielen jungen Männern dient bei uns die Ehe nur zur Zerrüttung der Gesundheit und die Aerzte klagen noch dazu, daß dieses Uebel, bei dem zunehmenden Luxus und der eben dadurch immer größer werdenden Weichlichkeit der Menschen, noch stets im Wachsthum begriffen sey. Offenbar zeigt diese Erfahrung also, daß für den Europäer höchstens Ein Weib zuträglich sey und er die Befriedigung mehrerer der Regel nach nur mit Zerrüttung seiner Gesundheit und Schwächung seines Körpers übernehmen könne. Von Ausnahmen rede ich nicht: denn sie finden überall statt. Aber bei dem Orientaler ist gerade der entgegengesetzte Grund, welcher die Polygamie entschuldigt.

Wenn wir nun sehen, daß selbst viele Ehemänner des Nordens in der Zeit, daß die Schwangerschaft und das Säugen sie von dem Bette ih-

rer Weiber entfernt, die Befriedigung ihrer Lüste außerhalb ihren Häußern suchen und sich in den Armen von Buhlerinnen für einen Genuß entschädigen, welcher bei den Weibern jetzt nicht erlangt werden kann; so wird man um so weniger den Morgenländer tadeln, der sich unter gleichen Umständen nach einem andern Gegenstand der Liebe sehnet, bei dem er den Trieb des Beischlafs zu erfüllen vermag, und noch minder das Gesetz, das ihm auf eine rechtmäßige Weise Gelegenheit dazu an die Hand gab.

Ueberdies haben die asiatischen Weiber noch manche Zeitpunkte, wo sie von ihren Männern entfernt leben, sie haben das Recht, bei mehrern Gelegenheiten den Gatten lange den Zutritt zu versagen und bei den verschiedenen weiblichen Umständen und Krankheiten verbietet es sogar streng die Religion. Ein Europäer wäre in dem Falle ganz verwaist; der Asiate flüchtet sich zur zweiten Gattin.

Man hat es oft bei uns als einen Grundsatz der Politik aufgestellt, die Polygamie entvölkere jeden Staat, indem im Allgemeinen überall auf der Erde so viel männliche wie weibliche Individuen geboren würden, mithin bei einer solchen Einrichtung immer viele Mannspersonen ohne Ehehälften bleiben müßten. Ob dieser Nachsatz auch völlig richtig sey, hätte man doch vor allen Dingen untersuchen sollen, da er als Grund gelten

soll. Wie nun aber, wenn es erweislich wäre, daß im Orient weit mehr weibliche als männliche Individuen geboren werden und darum in der That viele Frauenzimmer ledig bleiben müßten, wenn die Vielweiberei nicht eingeführt wäre. Daß dies nun seit jeher wirklich der Fall gewesen sey, scheinen mehrere Nachrichten von Reise- und Geschichtschreibern zu bestätigen, und daß es noch statt habe, ist mir von vielen Seiten her versichert worden. Das Gesetz, welches die Polygamie zuläßt, ist also in der That sehr nützlich und angemessen für das Morgenland.

Allein, wird man einwenden, bei solchen Ehen, in der mehrere Weiber mit einem Manne verknüpft sind, wird die Liebe und die Neigung des letztern immer getheilt seyn und keine gelangt also je zu dem Ansehen, welches die Europäerinnen behaupten. Man bemühe sich inzwischen, ehe man hierüber ein Urtheil fälle, folgende Punkte zu erwägen.

Erstlich ist es ein großer Irrthum, wenn man sich einbildet, daß die Männer in Asien mehrentheils zwei oder mehrere Weiber hätten. Im Allgemeinen herrscht auch im Morgenlande überall Monogamie und unter tausend Männern giebt es vielleicht nur funfzig, die zwei hätten und höchstens zehen, die mehr als zwei nähmen oder auch nehmen könnten. Die Unterhaltung der Weiber ist hier noch mit mehrern Unkosten verbunden als

bei uns und es kann also immer nur eine geringe Anzahl von Personen geben, die von der Erlaubniß, die ihnen das Gesetz giebt, in Polygamie zu treten, Gebrauch machen können.

Der Landmann, der Handwerker begnügt sich hier so gut mit einem Weibe als in Europa; nur der Begüterte, der Reiche, der Vornehme, der seine Tage im Ueberfluß zubringt, der seinen Körper nicht durch harte, anstrengende Arbeiten zu ermüden braucht, der sich nach Belieben wohl und kräftig ernähren kann, strebt nach dem Genuß mehrerer Weiber und er bedarf bei seiner Lebensweise auch desselben. So ist es denn auch nach und nach zu einem neuen Zweige des Luxus geworden, einen glänzenden, zahlreichen Harem zu unterhalten, eben so wie der Europäer seinen Geschmack und Reichthum in prächtigen Equipagen, kostbaren Meublirungen der Zimmer und Säle, großen Pallästen und Parks an den Tag zu legen bemühet ist.

Dabei aber ist nun auch zugleich zu bemerken, daß es dem Muselmann auf keine Weise durch den Koran gestattet ist, mit so vielen Weibern in eheliche Verhältnisse zu treten, als er nur Lust hat; die Zahl der rechtmäßigen Weiber ist bestimmt auf vier beschränkt, worüber er auf keine Weise hinausgehen kann. Außerdem kann er freilich so viele Beischläferinnen halten, als er will und sein Vermögen zuläßt; aber diese werden doch immer nur

als Dienerinnen der rechtmäßigen Weiber betrachtet und stehen an Ansehen im Hause weit unter diesen. Diese Anordnung findet sogar in dem Serail des Großherrn statt, obgleich dieser eine eigentliche eheliche Verbindung mit keiner der Odalisken eingeht: diejenigen vier Frauenzimmer, welche den Titel Basche-Kadunen führen, treten nämlich an die Stelle und in die Rechte der rechtmäßigen und durchs Gesetz erlaubten vier Eheweiber und sind zugleich jederzeit die Gebieterinnen aller übrigen Frauenzimmer des kaiserlichen Harems.

Auch herrscht in der That in den müselmännischen Häusern eine solche Einrichtung, daß, wenn auch mehrere Weiber statt finden, sie einander nicht leicht in die Quere kommen können. Oft hat jede ihre besondere Wohnung und Bedienung und das Gesetz weiß Alle in ihren Rechten zu beschützen. Die asiatische Freiheit ist so gerecht gegen den Mann, ohne im mindesten die Frauen zu beeinträchtigen und ist es nicht angenehm, mehrere Pflegerinnen und Gehülfinnen um sich zu haben? Wird die Eine Frau alt, so kann der Muhamedaner eine junge dazu nehmen; brummt die Eine, so wird die andere lachen.

Dieses zu frühe Veralten der asiatischen Frauenzimmer ist auch zugleich ein Grund mehr, warum in diesen Gegenden die Polygamie gestattet werden muß. Sehr früh fangen sie an, mannbar zu wer-

den, oft schon im zehnten Jahre, aber nach dem 30ten Jahre hören sie bereits auf, Kinder zu gebähren und verblühet sind ihre Reize. Der Mann aber behält seine Kraftfülle und sein Zeugungsvermögen bis in's späte Alter; die Bevölkerung würde also offenbar darunter leiden, wenn er neben der verblühten Gattin nicht noch andere junge Frauenzimmer hätte, in deren Armen er den Mysterien der Liebe huldigen könnte.

So groß inzwischen auch die Anzahl der Muselmänner seyn mag, in deren Haremen mehrere Frauenzimmer zum Genuß des Hausherrn bereit sind, so wird man doch meistens finden, daß gewöhnlich nur jedesmal Eine Frau unter ihnen ist, die ein gesetzliches Ehebündniß geknüpft hätte, oder daß, wenn ihrer auch mehrere wirkliche Gattinnen vorhanden sind, doch Eine vorzüglich die Ehre der ersten Gattin genießt. Diejenigen Frauenzimmer, welche sich entschließen, einem schon verheuratheten Manne ihre Hand zu geben, sind nämlich sehr selten aus einer reichen oder vornehmen Familie, indem fast nie ein Mann von Ansehen seiner Tochter erlauben würde, eine solche Verbindung zu treffen. Sehr oft wird es auch zur Bedingung bei der ersten Verheurathung gemacht, daß die Braut die einzige Gemahlin bleibe, wobei es dem Manne jedoch immer frei steht, so viele Sklavinnen zu halten als ihm beliebt.

Die Frauen, welche das Personale des Harems Eines Mannes ausmachen, sind also von gar verschiedener Art und man pflegt folgendermaaßen damit zu verfahren: Diejenigen, welche von guter Abkunft sind, haben eine besondere Wohnung für sich, wie etwa eine femme entretenue zu Paris und die von geringerm Stande wohnen entweder besonders und alle zusammen oder als Dienstboten in dem Hauße der ersten Frau. Gemeine Personen können daher, wenn sie auch gleich mit einem reichen, angesehenen Manne ehelich verbunden sind, nie den Zutritt in vornehme Gesellschaften erlangen.

Diese Weiber dürfen auch keine Eingriffe in die Rechte der vornehmsten Gattin wagen: denn obgleich sie und ihre Kinder ebenfalls Ansprüche auf das Erbe haben, so wird doch der ersten Frau im Heurathskontrakte ein so ansehnliches Witthum ausgesetzt, daß mehrentheils das ganze Vermögen des Mannes zur Bezahlung desselben aufgeht und für die Kinder dieser Ehen wenig oder nichts übrig bleibt. Ueberhaupt kommt sehr vieles in Ansehung des Verhältnisses der verschiedenen Genossinnen Eines Harems zum Herrn des Hauses und unter einander auf die Ehepakten an.

Am besten wird man den Unterschied einer ersten Frau von den andern Weibern kennen lernen, wenn man sich jene als die eigentliche einzige Gattin des Hausherrn denkt, diese hingegen

nur als Maitressen desselben betrachtet. Alsdann wäre hier nur das Besondere, daß die Maitressen immer mit der Frau unter einem Dache wohnen, da sie bei uns gewöhnlich von einander geschieden sind: denn Polygamien der Art sind auch in Europa gar nichts seltenes.

Bisweilen giebt es unter den Türken auch solche Ehen, worin zwei Weiber statt finden, die ziemlich einerlei Rang und Rechte haben und am besten mit den Trauungen mancher Fürsten und anderer vornehmen Personen an die rechte und linke Hand verglichen werden können. Die an die rechte Hand getraute genießt dann gewöhnlich die meiste Ehre, die an der linken aber die meisten Vortheile und den vielfachsten Genuß.

Die Morgenländer wissen übrigens sehr wohl, daß der Frieden in einer Familie nicht besser erhalten werde, als wenn nur eine Frau Gebieterin ist und die Regentschaft führt; darum hüten sie sich gar wohl, zweien oder mehrern Weibern gleiche Rechte zuzugestehen: denn es ist selbst eine Art von Sprüchwort unter ihnen, daß es besser und leichter sey, mit zwei weiblichen Tigern als mit zwei gleichen Frauen hauszuhalten.

Die Verborgenheit und Zurückgezogenheit, worin die orientalischen Weiber leben. — Gründe und Vertheidigung dieser Sitte. — Die Hitze des Klima's macht, daß man überhaupt hier wenig aus- oder spazieren geht. — Sie haben übrigens völlige Freiheit, den Harem zu verlassen, wenn sie Lust haben. — Das Dekorum, das hier beobachtet wird, hat viel Analogie mit dem in Europa üblichen. — Widerlegung der irrigen Vorstellung, daß die asiatischen Weiber keines Mannes Angesicht außer dem ihres Gatten sehen dürfen. — Der Aufenthalt im Harem ist nicht freudenleer. — Verschleierung der Orientalerinnen. — Wahrer Grund derselben. — Vortheile, welche die Frauenzimmer hier davon haben. — Vergleichung dieser morgenländischen Vermummungen mit den europäischen zur Karnevalszeit. —

Man hat in Europa die sonderbarsten Vorstellungen von der Lebensweise der Morgenländerinnen in den Haremen. Unsere Frauenzimmer sind geneigt, nach dem, was ihnen durch Hören-sagen davon bekannt geworden ist, sich einzubilden, ihre Schwestern im Orient besäßen gar keine Freiheit, sondern lebten wie Sklavinnen ohne Ehre und Ansehen in den Häusern ihrer Männer. Sie unterlassen es dann nicht, die Männer zu tadeln wegen dieser Tyrannei und die Weiber, daß sie sich bequemten, so herabgewürdigt zu leben.

Der Hauptpunkt, der Allen am meisten auffällt, ist ohne Zweifel der geringe und beinahe verbotene Umgang mit dem männlichen Geschlecht, und die Nothwendigkeit, sich in Verborgenheit zu halten und stets verschleiert zu erscheinen.

Dieses, was so sehr von der europäischen Gewohnheit in dieser Hinsicht abweicht, hat hauptsächlich jene so irrigen Vorstellungen veranlaßt: die Weiber würden von den Männern eingesperrt gehalten und es würden von ihnen Wachen vor die Thüren gestellt, die ohne Unterlaß ein sorgsames Argusauge auf die Frauenzimmer haben müßten.

Kennt man aber genauer das Leben der Orientaler, so wird einem vieles, was Anfangs so seltsam schien, ganz natürlich vorkommen. Daß die Morgenländerinnen den größten Theil des Tages zu Hause zubringen wird niemand wundern, der weiß, daß die Männer hier ein Gleiches beobachten. Unter diesem warmen Himmel strebt jeder nach Muse, Bequemlichkeit und Ruhe von den Beschwerden der Bewegung. Man schätzt den Divan und die Polster auf demselben höher als alles andere, läßt sich Erfrischungen bringen, allerhand Zeitvertreib vormachen und denkt selten an Spaziergänge oder an den Genuß, den das Einathmen der freien, reinen, frischen Luft gewährt, es müßte denn seyn, daß die Neugierde die Trägen von den Kissen aufrief, oder daß das Bad sie zum Aufstehen einladete, in welchem sie denn freilich in Gesellschaft mit fremden Frauenzimmern und Bekanntinnen, aber im Ganzen doch eben so wie zu Hause, in der Ruhe und Unthätigkeit Labung für den Druck der äußern schwülen Luft suchen. Daß die Orientalerinnen,

besonders die Vornehmern, so viele Zeit in ihren Zimmern zubringen, ist also mehr die Folge ihres freien Willens als eines von den Männern zu erleidenden Zwangs.

Wollen sie aber ausgehen, um die Lieblichkeit der Atmosphäre unter den Schatten von Fruchthainen oder im Kanal in Tschaiken auf dem kühlen Wasser zu genießen, so wehrt es ihnen niemand; im Gegentheil sind sie hierin oft freier als die Europäerinnen. Ich habe eine Menge Familien gekannt, von denen die Hausväter den ganzen Tag über Geschäfte in einer entfernten Gegend des Bosporus hatten, des Morgens früh das Haus verließen und erst spät gegen Abend zurückkehrten. Ihre Weiber waren darum schlechterdings nicht verbunden, zu Hause einsam zu zu bringen, sondern in den Herbsttagen machten sie nicht selten Morgens und Nachmittags Spaziergänge oder Fahrten im Hafen. Schwerlich werden sie vorher den Mann erst immer um Erlaubniß haben fragen können, wie wohl die meisten unserer Frauen genöthigt gewesen seyn würden.

Wollen sie spazieren fahren, so stehen ihnen eine Menge Kaleschen zu Gebot, die nur für sie bestimmt sind und dessen sich keine Mannsperson hier bedient. Auch das wird ihnen vom Manne nicht untersagt und im Gegentheil hat er es gewöhnlich gern, daß sie sich Vergnügen machen: denn ihre Treue ist ihm sicher. Eben so können

sie auch reiten, wenn sie Lust haben, besonders in einiger Entfernung von der Stadt auf Maulesseln oder Pferden, mit oder ohne Gefolge, wie es der Stand und das Vermögen des Mannes mit sich bringt.

Vornehme Türkinnen vermeiden sehr das Straßengewühl, um ihre Ehre unbefleckt zu erhalten, sich nicht mit dem Pöbel zu vermischen, ihre Person nicht den Beleidigungen des ungezogenen, oft nur zu sehr ausgelassenen Volks auszusetzen, welches beständig hier die Gassen anfüllt. Dieses Gefühl haben sie mit den Frauen der Vornehmen in Europa gemein, die, um ihre Würde zu behaupten, nie in den Straßen zu Fuß gehen.

So wie es ferner auch bei uns für ein Frauenzimmer von Stande nicht anständig ist, in einer volkreichen Stadt sich allein auf die Straßen zu wagen und so wie es da die Sitte gebietet, daß die Dame allezeit von einer Mannsperson oder Bedienten begleitet werde, der ihre Beschützung über sich nimmt, so ist es auch in Konstantinopel. Eine vornehme Türkin geht nie allein aus, entweder müssen sie ihre Sklavinnen allein oder diese nebst einem oder mehrern Eunuchen begleiten und selbst das Gehen zu Fuß wird sie in der geräuschvollen Stadt nie wagen. Sowie die vornehmen Europäerinnen sich der Karossen bedienen, um den Weg durch die menschenreichen Gassen einer Hauptstadt zurückzulegen, so nehmen die

Türkinnen von Stande ihre Zuflucht zu den Gla-
terwagen und Kaleschen, deren es hier eine so
große Menge giebt und die auch von Standesper-
sonen selbst zu diesem Zweck gehalten werden.

Ist die Türkin Frau eines angesehenen Man-
nes, so wird sie übrigens eben so wenig ohne
Begleitung ausfahren, als unsere Standesdamen
die Bedienten und Lakaien vergessen würden. Die
Bedienten der Damen aber sind hier allgemein
Eunuchen und diese stehen auch beim Volke im
besondern Ansehen und wissen sich beständig in
Furcht bei demselben zu erhalten. Was könnten
die hiesigen Damen also für eine bessere Begleit-
tung verlangen als die von Verschnittenen?

Weiber gemeiner Türken erblickt man übrigens
in Menge auf den Straßen und alle Spazierplätze
sind damit angefüllt. Man sage also nur nicht:
eine Morgenländerin könne sich nicht öffentlich se-
hen lassen. Auf dem platten Lande, wo ein
Frauenzimmer vor dem Pöbel nichts zu befürch-
ten hat, und in kleinen Städten und Dörfern
erscheinen sogar die vornehmen Damen nicht sel-
ten zu Fuß. C'est tout comme chez nous.

Die Ehrbarkeit und Sittsamkeit befiehlt unsern
Damen, besonders des Abends und des Nachts
die Straßen zu meiden; ein gleiches Motiv ha-
ben die Türkinnen, warum sie sich zur Zeit der
Dämmerung nach Hause zurückzuziehen pflegen.
Sobald es dunkel wird, sieht man wenig Manns-

personen in den Gassen und hat sich die Nacht völlig eingestellt, so verschwindet alles noch mehr von denselben. Man wird also auch wohl nicht erwarten, daß nun die Türkinnen sich auf die Straßen begeben sollten: denn selbst liederliche Personen würden von den Patrouillen zu der Zeit aufgefangen und zur Strafe gezogen werden.

Ferner können die orientalischen Frauenzimmer, ohne daß sie nöthig haben, es dem Manne vorher zu melden, ihre Freundinnen und Verwandten besuchen, wäre auch die Wohnung derselben sehr entfernt. Ob sie eine Begleitung dahin mitnehmen wollen oder nicht, hängt ganz von ihnen ab; wenigstens schicken sie sie meistens wieder nach Hause, sobald sie an Ort und Stelle angelangt sind. Man sage also nun noch, die Weiber hätten im Morgenlande keinen freien Willen.

Je vornehmer die Türkinnen sind, desto mehr haben sie freilich darauf zu sehen, daß der Anstand nicht verletzt werde und desto seltener zeigen sie sich dann auch öffentlich. Ihr Stolz erlaubt es alsdann nicht anders auszugehen als mit Halleih d. i. mit großem Gefolge und orientalischem Gepränge. Aber der Grund, warum die meisten andern Frauenzimmer auf den Straßen erscheinen, fällt auch bei ihnen durchaus weg. Denn zum Einkaufen ihrer Bedürfnisse und Luxuswaaren haben sie ihre Sklavinnen und Diener; außer dem

haben sie auch diese Sorge nicht einmal, denn der erste Eunuch des Hauses hat gewöhnlich darauf zu sehen, daß Alles im Ueberfluß vorhanden oder gleich bereit sey, was die Dame nur verlangen kann. Endlich besitzen die vornehmen Türken meistens Kioske am Kanal mit weitläuftigen Gärten und Bädern, den Sommer bringt auch der Harem in denselben zu. Sie können also in denselben frische Luft genug schöpfen und brauchen gar keine entfernten Spazierplätze zu besuchen, und im Winter bleibt man ohnedies gerne zu Haus, wenn man es kann.

Von allen Frauenzimmern in Konstantinopel scheinen noch am meisten die Serailsbewohnerinnen, die allein das Glück haben, den Kalifen und Padischah der Muselmänner in ihrer Mitte zu sehen, in ihren Freiheiten beschränkt zu seyn. Die meisten Odaliken kommen nie aus dem innern Thore des Serails heraus und nur wenige haben die Erlaubniß einen Theil des Sommers in den kaiserlichen Lustschlössern am Bosporus zuzubringen. Doch dafür haben sie ja auch die Ehre, die vornehmsten unter allen Türkinnen zu seyn und im Range über alle zu stehen, wenn sie je Gelegenheit hätten, ihren Rang geltend machen zu können.

Indessen muß man auch bedenken, daß die Odaliken eigentlich nicht als verehlichte Frauenzimmer zu betrachten sind und darum auch auf

keine Weise auf die Rechte von Ehewibern Anspruch machen können. Sie sind nichts mehr und nichts weniger als Sklavinnen, alle ohne Ausnahme und daß sie kaiserliche Sklavinnen sind, macht hier keinen Unterschied. Damit nämlich keine türkische Familie mit dem kaiserlichen Geschlechte der Osmanen verwandt werde und dadurch die Befugniß erhalte, auf den Thron einst Anspruch zu machen, ist es seit Bajazet des ersten Tode eine nach der Hand immer treu befolgte Serailspolitik geblieben, keine der Odaliken zur Würde einer Gemahlin oder Kaiserin kommen zu lassen. Daß aber diejenigen, welche die vier ehmaligen Kaiserinnen ersetzen, immer schon größere Freiheiten haben als die übrigen, sieht man an den Basche-Kadunen.

Auch denke man nicht, daß die Freiheiten aller Frauenzimmer des Serails so beschränkt wären. Die Kaiserin-Valide hat einen fast ganz freien Willen und die Sultaninnen und Frauenzimmer des ersten Ranges im Pallaste bringen einen guten Theil des Jahrs außerhalb dem Serail in ihren Kiosken auf dem Lande zu. Daß sie sich, wenn sie sich öffentlich zeigen, als die höchsten Damen des Reichs, auch bemühen müssen, den höchsten Anstand blicken zu lassen, versteht sich von selbst und derjenige, der mit den Sitten des Orients nicht bekannt ist, verwechselt nur zu oft Streben nach Anstand bei den Morgenländerinnen

mit Sklaverei und ist geneigt, das als enge Bewachung zu betrachten, was doch hier eigentlich nur den Rang und den Reichthum der Personen, die nicht anders als umgeben von einer Menge Sklavinnen und Verschnittenen erscheinen, an den Tag legt.

Sowie nämlich vornehme Europäerinnen den Rang, den sie behaupten wollen, durch prachtvolle Equipagen und durch reich gekleidete Domestiken darstellen, so zeigen vornehme Türkinnen ihren Glanz durch eine Menge Sklavinnen und Eunuchen. Diese sollen ihr nicht etwa zur Bewachung dienen, nein sie hängen oft ganz von der Dame ab, müssen jeden ihrer Winke treu befolgen und dienen ihr nur als Hofstaat. Sie selbst kann mitten unter ihnen freier seyn als irgend ein europäisches Frauenzimmer. Der Name Keuschheitswächter, den man bisweilen den Verschnittenen beizulegen pflegt, kann nur insofern eigentlich hier von Bedeutung sey, als sie ihre Dame gleich einer Leibgarde zu beschützen verbunden sind. Die Keuschheit wird von den Morgenländerinnen selbst am besten beobachtet.

Die Vorstellungen, welche sich die Europäer machen, daß die asiatischen Weiber keines Mannes Angesicht außer dem ihres Gemahls sehen dürfen, und von aller Gesellschaft und allen Vergnügungen ausgeschlossen sind, beruhen ferner ebenfalls auf ganz falschen Nachrichten. Erstlich

können sie mit allen ihren nächsten Verwandten männlichen Geschlechts, Großvätern, leiblichen Vätern und Brüdern umgehen und zwar so frei als irgend ein Frauenzimmer bei uns. Diese können sie nämlich in ihrem Harem entweder besuchen oder sie verfügen sich nach dem Harem ihrer Häuser, wo sie mit ihnen zusammen treffen. Sie können allein mit ihnen ganze Tage nach Gefallen zubringen, im Harem speisen und über alle Gegenstände sich mit ihnen unterreden, woran sie Interesse finden. Zweitens haben auch die männlichen Verwandten des Mannes Zutritt in dessen Harem, besonders der Frauen Schwiegervater und Schwäger. Drittens sogar Freunde des Mannes, Nachbaren und Hausgenossen. Aber freilich befiehlt die Sittsamkeit, daß der Kreis der Bekanntschaft mit männlichen Personen für das Frauenzimmer so beschränkt als möglich sey.

Bisweilen sogar ist die Tafel im Harem mit einer sehr gemischten Gesellschaft besetzt und beide Geschlechter sitzen alsdann mitten unter einander. Selbst Fremde, besonders bejahrte Fremde, wenn sie Gastfreunde des Mannes sind, können hier zugelassen werden; doch ist das immer sehr selten. Je weniger vornehm die Familie ist, desto weniger wird darauf gesehen. In den angesehenen Häusern speist der Mann selten im Harem, da fällt dies also an und für sich weg. Auch ist es in großen Städten schon seltener als in den kleinern und auf dem Lande.

Indessen werden beim Mittelstande zu Konstantinopel auch sogar Franken zuweilen an die Tafel in dem Harem genommen; gewöhnlich erscheinen dann aber die Frauenzimmer verschleiert und der Gast muß sehr auf seiner Hut seyn, um nicht durch irgend eine unbedachtsame Handlung oder Frage den Anstand zu verletzen.

Uebrigens ist auch der Aufenthalt in dem Harem, selbst in Abwesenheit des Mannes, nicht freudenleer. Allerhand Feste wechseln da mit einander ab, die Frauenzimmer mehrerer Häuser versammeln sich an einem Ort und verrichten ihre weiblichen Arbeiten, man läßt Musikanten, Tänzerinnen, Schattenspiele kommen und weiß allerhand Zeitvertreibe hervorzusuchen, um sich zu belustigen; das Gespräch selbst nimmt allein schon einen großen Theil der Zeit weg. Was für fremde Frauenzimmer den Harem besuchen, braucht der Mann nicht zu erfahren und die Männer derselben bekümmern sich auch eben so wenig darum, wohin sie gegangen sind.

Daß Ein Mann im Orient seinem Harem mehr Freiheiten gestatte als ein anderer, daß dieser liberal, jener despotisch denkt, läßt sich wohl vermuthen; daß einer auch sein Weib mit größerer Eifersucht bewacht als ein anderer, dieser seiner Frau weniger Freuden gönnt als jener, wer wollte das in Zweifel ziehen? Aber giebt es nicht auch in Europa eifersüchtige und kalte eigensinnige Ehe-

männer genug und wo ist ein Winkel der Erde, wo man ihrer nicht antrifft? —

Eine Sache, die sehr in die Augen fällt und wodurch sich die Morgenländerinnen so sehr von unsern Schönen unterscheiden, ist die tiefe Verschleierung, worin sie den Körper gleichsam begraben, alle Formen und Glieder desselben sorgsam verbergen und sich dergestalt vermummen, daß sie schlechterdings nichts als die beiden Augen und den obern Theil des Nasenblatts offen tragen. Ein Europäer, der diese verhüllten Gestalten zuerst sieht, sollte fast glauben, sie begäben sich alle nach einem Reboutensaale oder wollten eine Maskerade vorstellen.

Man hat bei uns oft geglaubt, nur die Eifersucht der Ehemänner wäre die Ursache, daß die Weiber des Orients nie anders als in diesen Verhüllungen sich öffentlich zeigen könnten und doch ist es nur eine Folge der Sittsamkeit. In den Klimaten Asien's, wo die auflodernden Leidenschaften schnelle Befriedigung erheischen, wo wollüstige Gefühle und Begierden nach Genuß plötzlicher erregt werden, wüthender um sich greifen als bei uns, würden die offenen Gesichter der Schönen nur Neigungen erregen, bestärken und entflammen, die doch keine Sättigung finden könnten. Besser ist es also, durch eine Sitte die Veranlassung dazu bei den Männern zu benehmen, welche weit entfernt, die Freiheit der Wei-

oder jenem erkannte, Person gegen die Andern ihr Inkognito beibehalten könne.

Was man übrigens bei uns zur Karnevalszeit am meisten zu verlarven bemühet ist, nämlich die Augen, das bleibt gerade bei den orientalischen Frauenzimmerlarven ganz offen und unverstellt. Auch weiß ich nicht, ob nicht die Nase, das Kinn und die Stirn oft mehr zur Erkennung eines Gesichts beitragen als die Augen und die Morgenländer also nicht Recht haben, ihre Art von Verunstellung der europäischen vorzuziehen. Wie oft wird nicht ein Gesicht auf unsern Redouten erkannt und zwar vermittelst der offen und frei gelassenen Theile, obgleich die Augen, mit noch so viel Zierrathen und Schnörkeleien umgeben worden sind, um sie völlig unkenntlich zu machen? Allein ich glaube nicht, daß man ein Frauenzimmergesicht lediglich an den Augen erkennen kann, es müßte dann besonders ausgezeichnete haben. Doch käme auch dabei vielleicht viel, sehr viel auf Uebung an.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Der Kaukasus.

(Beschluß.)

Glücklicher war ohnstreitig dies Land, als es noch Iberien hieß, in seiner Regierungsverfassung. Schon damals unterschieden sich die Iberier in 4 Kasten. Aus der ersten wurde der König gewählt, der der nächste, aber zugleich der älteste Verwandte des Verstorbenen seyn mußte; der jüngere Bruder, der zunächst auf den neuerwählten König folgte, erhielt die Würde eines Oberrichters und Oberbefehlshabers der Armee, zugleich den ersten Rang nach dem König. (Diese Würde eines Oberrichters, der aber jetzt blos Civilobrigkeit ist, existirte bisher noch in Georgien, man nannte ihn Diwanbeck, und zählte vier Diwanbecks im ganzen Lande.) Die zwote Kaste der Iberier war die der Priester, sie behaupteten den ersten Rang nach dem König und dem Oberrichter, und mußten die Rechte der Nation in ihren auswärtigen Angelegenheiten besorgen, und zu schützen suchen. Die dritte Kaste war die der Soldaten und Ackerleute,

die vierte die der Sklaven, die die Bedienung des Königs, und die Befriedigung der Lebensbedürfnisse desselben besorgen mußten, selbst aber nicht leibeigen waren, sondern Eigenthum besaßen, welches daraus abzunehmen ist, daß die Gütergemeinschaft bei ihnen eingeführt war. In jeder Familie führte der Aelteste Aufsicht und Gewalt über die übrigen Glieder derselben.

Ihren Ursprung leitet die Nation nach Reineggs Versicherung aus Spanien ab, indem sie glaubt, ihre Vorfahren seyen zuerst aus Spanien ans kaukasische Gebirge abgeschickt, um Metalle daselbst zu holen, und hätten sich in diesen anmuthigen Ebenen, die überall von der Gebirgsmauer des Kaukasus eingeschlossen, ihnen ruhige Wohnsitze angeboten hätten, niedergelassen. Jetzt findet man in Georgien, außer den Eingebohrnen, auch viele Armenier und Juden. Nur die letztern sind vom Soldatenstande ausgeschlossen, dem sonst alle Einwohner unterworfen sind. Die Edlen und Magnaten kommandiren die aus den Provinzen, in denen sie hausen, gezogenen Truppencorps und das Oberkommando führt einer von jenen, der Saltuchseff heißt *). So wenig Thätigkeit die Georgier im Anbau ihres Landes beseelt, so gut sind sie als Soldaten im Felde; ja man hält die

*) Bisweilen waren auch mehrere Saltuchseff's bei der georgianischen Armee.

Georgien für die besten Soldaten Asiens, daher denn oft die persischen Schachs vom Beherrscher Georgiens Hülfsvölker verlangten, die vorzüglich bei der Kavallerie ihnen immer die wichtigsten Dienste geleistet haben.

Die Gesichtsfarbe der Georgier ist blühend, und die Schönheit der Georgianerinnen so berühmt, daß sie häufig für die türkischen und persischen Serails entführt werden, welches jedoch die Aeltern der georgischen Jungfrauen dadurch zu verhindern sich bemühen, daß sie ihre Töchter frühzeitig in Klöstern verbergen.

Die Sprache der Georgier hat sich nach der persischen gebildet, so wie denn auch hier persische Tracht, persische Münze, persische Bauart herrscht, überhaupt alle Sitten und Gebräuche nach denen der Perser geformt sind. Die Ursache hiervon liegt nicht blos in der Nachbarschaft dieses Reiches, sondern in den ehemaligen Verhältnissen desselben zu Georgien, indem Gurgistan sonst eine persische Provinz war, seit sich die Perser im Jahr 1639 dieses Landes völlig bemächtigt, und dasselbe gegen die Anmaßungen der Türken behauptet hatten. Anfänglich waren in dieser Zeit die Könige von Georgien bloße Vasallen des persischen Throns, in neuern Zeiten aber wußten sie sich so weit unabhängig zu machen, daß den persischen Schachs nur die Landeshoheit übrig blieb.

Die Revenüen dieses Königs von Georgien

bestanden bisher aus dem fünften Theil alles dessen, was die Weinberge, Aecker und Fluren eintrugen — außerdem noch aus besondern Zöllen und Abgaben, und endlich aus dem Geld, das die Bergwerke liefern.'

Seit dem 2ten Jahrhundert sind die Georgier zum Christenthum übergegangen, es herrscht aber auch hier der Glaube der Muhammedaner und Perser. Die christlichen Georgier bekennen sich übrigens zur griechischen Kirche.

Unter die beträchtlichsten Lücken der Wohlfahrt Georgiens möchte ich noch das bis jetzt unbefriedigte Bedürfniß der Volksbildung rechnen; im ganzen Lande ist keine einzige Schulanstalt anzutreffen. Die Erziehung und Bildung der Kinder ist allein den Aeltern überlassen, und was diese — selbst roh und unwissend, für ihre Kinder thun können, ist leicht zu ermessen. Gewiß wird Alexanders Weisheit und Milde auch in dieser Hinsicht für Grusinien einen schönern Morgen anbrechen lassen!

Jetzt noch einen flüchtigen Blick auf das übrige, geographisch bemerkenswerthe in Georgien, um in dem Gemälde eines Landes, das uns nun immer merkwürdiger werden muß, keine beträchtliche Lücke zu lassen.

Georgiens erster Strom, der Kur, ehmals Cyrus genannt*), entspringt wie schon erwähnt

*) Es ist wohl wahrscheinlicher, daß dieser ältere Name

ist, am südlichen Kaukasus, in der ehmaligen Provinz Moschika, strömt bei der Hauptstadt Grusiniens vorbei, und nimmt, ehe er schiffbar sich durch Schirwans Gefilde wälzt, viele andere auch nicht unbeträchtliche Flüsse in Georgien auf, unter andern den Arak oder Aragi, ehmals Araxes, der von des Kaukasus höchstem Gipfel herabströmt, und zwei Meilen von Tiflis in den Kur fällt, und den Alason, der dem Strabo und Plinius die natürliche Grenze zwischen Iberien und Albanien war. Diese sind die zwei beträchtlichsten Flüsse Georgiens außer dem Kur.

Tiflis, die Hauptstadt in Grusinien, wird von den Einwohnern Kala genannt, liegt am Kur, unter einer Anhöhe in einer reizenden Ebene und war bisher die Residenz der Souveraine von Georgien. Sie ist eine große volkreiche Stadt, hat glänzende Paläste, große Basars, bequeme Caravanseras, und treibt starken Handel nach Persien, Rußland, Armenien und die übrigen Provinzen der asiatischen Türkei. Das Menschengewühl aus den verschiedensten Nationen Asiens, von Grusiniern, Persern, Armeniern, Türken, Mingreliern, Russen ꝛc. das sich täglich durch die Straßen und auf den öffentlichen Plätzen drängt, gewährt einen interessanten Anblick. Vierzehn Kirchen glänzen

des Kur's vom persischen König Cyrus abgeleitet worden ist, als daß das Umgekehrte statt findet, wie einige wollen.

prachtvoll unter den übrigen ansehnlichen Gebäuden hervor, die schönste ist die Sionskirche, die von Quadersteinen aufgeführt ist. Nahe dabei ist die prächtige Wohnung des Tibilele, oder Bischoffs von Tiflis.

Uebrigens wird Tiflis von einer starken Zitadelle beschützt, die 1576 von den Türken, welche damals Herren von Georgien waren, erbaut worden ist. Zweimal ist Tiflis in türkischen Händen gewesen, einmal unter Ismael II. und dann unter Solyman, als dieser Tauris eroberte. Im 17ten Jahrhunderte nahmen es die Perser wieder ein und der damals regierende Schach von Persien gab darauf Tiflis den Namen Dar-el Melek (königliche Stadt.)

Außer Tiflis sind in ganz Georgien nur noch drei Städte, die diesen Namen und einige Auszeichnung verdienen, Aly, Suram und Gory, wovon die letztere ein durch Natur und Kunst stark befestigtes Schloß auf einer Anhöhe hat, an deren Fuß das Städtchen in einer Ebene, zwischen zwei Bergen am Kur liegt. Die Festung ist 1670 vom persischen Chan Rustam erbaut, und es ist merkwürdig, daß ein Missionair vom Augustinerorden, der sich damals gerade dort aufhielt, den Grundriß dazu gemacht hat. Die Einwohner von Gory sind wohlhabend, und beschäftigen sich größtentheils mit dem Handel.

Denkmähler des Alterthums aus den Zeiten

der Iberier findet man in den Ruinen mancher von Strabo und andern ältern Schriftstellern als blühend geschilderten Städten, so z. B. die Trümmer von Harmopika *) und Seumara, zwei festen Felsenstädten am armenischen Eingang in Georgien, ohnweit dem Arak, in der Gegend wo er in den Kur fällt. Hier drangen einst die römischen Krieger unter Pompejus und Canidius Vassus in Iberien ein. Starke Mauern, die eigensinnig der verzehrenden Gewalt der Zeit widerstanden, Ruinen von Tempeln und Kapellen zeigen die Stätte an, wo diese einst nicht unberühmten Städte standen. Die Reste der erstern nennen die Georgier Horum-Zighe, und die der andern Tsoumar oder Tsoamar.

Von dem von Strabo erwähnten Idoessa, das an der Grenze von Kolchis gelegen hat und noch früher Phryxopolis (Stadt des Phryxus von der Expedition, die Phryxus, nach der Mythe der Griechen, noch vor dem Argonautenzug dahin unternommen haben soll) genannt wurde, existiren jetzt auch keine Spuren mehr, wohl aber von Sarapana (an der Grenze von Imiretta). Diese Stadt war ein fester Grenzort Iberiens gegen Kolchis, und für die damalige Fortifikationskenntniß eine Festung von weitberühmter Größe

*) Beym Plinius, Hermastis und von Ptolemäus Armastika genannt.

am Fluß Phasis, der hier schiffbar wurde, daher Sarapana Beschützung der Grenze, und zugleich des starken und einträglichen Handels, der hier getrieben wurde — für Iberien also ein sehr wichtiger Platz war. In vier Tagereisen konnte man von da zum Kurfluß kommen; daher alle Waaren hier vom Phasis abgeladen, und zu Wagen auf den Kur transportirt wurden, mit denen man nach Persien handelte. Es sollen hier zur Erleichterung des Handels 120 Brücken über den Phasis geschlagen gewesen seyn, von denen aber nur noch eine und zwar sehr schlechte, den Reisenden über diesen Strom in die engen Grenzpässe führen, an deren Spitze das feste Sarapana den Eingang bewachte. Die jetzigen Trümmer dieser Festung nennen die Türken Chorabar, und nicht weit davon haben sie eine neue Festung gebaut, die Sanawarda heißt, und nach Peyssonells Angabe schon von 12000 Menschen bewohnt war. —

Aus der westlichen Grenzprovinz Georgiens, die ehdem Kambysene hieß (vom König Kambyses) — jetzt Kisik — kommt man endlich zu den kaspischen Küstenländern des Kaukasus, nach dem blühenden Schirwan, nach dem rauhen Dagheſtan und Lesghistan, oder dem ehmaligen Albanien.

Die Nachrichten der Alten über die Beschaffenheit und das Klima dieser Länder, wovon das erstere zum persischen Reich gehört, die beiden

letztern aber eigne Regierungsverfassungen haben, finden auch in unsern Zeiten vollkommene Bestätigung. „Die Luft Albaniens," sagt Strabo, „ist sehr gesund, und der Boden äußerst fruchtbar. Ohne sorgfältige Bemühung bringt er die „schönsten Früchte und Gewächse hervor, und ein „Acker, der nur einmal besäet ist, trägt 2 bis 3 „mal davon, und zwar das erstemal gewöhnlich „fünfzigfältig. Die Fluren der ganzen reizenden „Ebene werden vom Cyrus und andern Flüssen, „mehr als Aegypten und Babylon gewässert, so „daß, wohin das Auge nur blickt, überall alles „frisch und grün ist. Trefflich sind daher die „Viehweiden in Albanien. Die Weinstöcke werden nie umgraben, und nur alle 5 Jahre beschnitten, tragen schon im zweiten Jahre, und „wachsen, wie in Georgien, zu einer solchen Höhe, „daß viele Trauben in den Reben hängen bleiben „und vertrocknen." So war es einst in Albanien, so ist es noch in Schirwan, dem fruchtbarsten Distrikt des alten Albaniens, und einer der blühendsten Provinzen Persiens. —

Mit einem ewigen Grün geschmückt, sieht man da Berge, Thäler, blühende Wiesen und Fluren, daher auch Schirwan und besonders die Gegend zwischen Baku und Derbent das Rosenparadies genannt wird. Strabo's Schilderung der Fruchtbarkeit der Reben scheint dem, der dies Eden sah, aus dem Anblick der neuesten Zeit ent-

lehnt zu seyn, so treu ist die Natur mit ihren Segnungen diesen Gegenden geblieben. Die Reben beugen sich unter ihrer süßen Last, und unter allen Produkten Schirwans ist der Wein das reichste: denn an manchen Orten sieht man aus jeder Felsenspalte eine Rebe hervorlauschen. So wie in Georgien werden die Weinstöcke hier nicht gepflanzt, sondern nur nach der Lese geschnitten, und an Stäbe gebunden. Für den besten Wein am ganzen Kaukasus hält man den, der vom Volke Gumrah gezogen wird. — Außer dem Wein hat Schirwan Ueberfluß an reizenden Obstfrüchten, Waizen, Gerste, Safran, Seide und andern Produkten, die größtentheils nach Astrachan geführt werden.

So reizend aber der Aufenthalt in diesem von der Natur so gesegneten Lande ist, so hat er doch wegen der vielen schädlichen, wilden Thiere und giftigen Insecten, die hier sich aufhalten, seine Gefahren; ein evidenter Beweis, daß eine höhere Stuffe des Glücks gewöhnlich auch größere Gefahren umschweben. Im Okzident finden wir wenig Provinzen, die nur eine Vergleichung mit Schirwan aushielten; dafür hat man im Abendland auch eine solche Menge reißender oder giftiger Thiere, als Taranteln, Skorpionspinnen und Skorpionen nicht zu befürchten, die in den reizenden Auen Schirwans hausen. Skorpionen und Tarantein halten sich besonders ohnweit des Fluß

ses Alason in der Gegend gewisser Anhöhen, wo viel Thonerde sich findet, und beim Dorf Nawasi auf, das ausserdem wegen seiner vorzüglich fruchtbaren Gegend, in der es liegt, bekannt ist. Die Skorpionspinne hat Bieberstein kennen gelernt*). Ihr Gift ist tödtlich, wenn nicht schleunige Hülfe geschafft wird; schon Strabo erwähnt der giftigen Erdspinnen in Albanien, und erzählt, daß die Gestochenen bald unter abwechselndem Weinen bald unter Lachen den Geist aufgäben.

Der Nationalcharakter der alten Albanier erscheint im Gemälde der Vorzeit rauh, und barbarisch. Von aller Kultur und Industrie weit entfernt, legten sie sich vorzüglich aufs Rauben, Jagen und Kriegen. Mit Handel und Gewerbe beschäftigten sie sich gar nicht, hatten wenig oder gar kein Geld, und tauschten alle ihre Waaren ein. Wie wenig sie vom Handel, wozu ihnen die Küste des kaspischen Meeres winkte, Gebrauch machten, zeigt sich darin, daß sie nicht über hundert zählen konnten, auch weder Maas noch Gewicht kannten. Viehzucht war der einzige Nahrungszweig, den sie mit Sorgfalt trieben, indem sie ein nomadisches Leben führten und keine Städte und Dörfer hatten. Kam's aber zu einem Kriege,

*) Biebersteins Beschreibung der Länder zwischen dem Terek und Kur.

so sah man sie schnell vereinigt — sie bildeten eine größere Armee als die Iberier, dem Pompejus stellten sie 60,000 Mann zu Fuß und 22,000 Mann zu Pferd entgegen. Ihre Rüstung bestand aus Panzern und Schildern, nach Armenischem und Medischem Kostüme*), auf dem Kopf trugen sie Helme von den Knochen wilder Thiere, wie die Iberier. War der Krieg zu Ende, so jagten sie entweder in den dichten Eichenwäldern **), oder plünderten die Bewohner benachbarter Provinzen, oder besorgten ihre Viehzucht.

Der schönste Zug, der aus dem Charaktergemälde der alten Albanier hervorschimmert, ist ihre Achtung gegen ihre Aeltern, und überhaupt gegen das Alter. Um so greller sticht dagegen die schauderhafte Gewohnheit der Menschenopfer ab, die bei den Albaniern herrschend war, und die auf folgende Art erzählt wird: Die Albanier verehrten die Sonne und den Jupiter als Götter, und die Luna als Göttin. Ihr war an den Grenzen Iberiens ein Tempel geweiht, dessen Priester der erste nach dem König war, und an der Spitze mehrerer Unterpriester und zum Tempeldienst ge-

*) Noch tragen sie so die Jaguschin oder Kisten in Lesghistan.

**) Noch immer eine der liebsten Beschäftigungen der Nachkommen dieser Albanier. Ihre Jagdhunde sind die besten in Asien.

höriger Personen stand, von denen sich manche plötzlich inspirirt und mit der Weißagungsgabe erfüllt glaubten. Denjenigen, welchen diese Inspirationswuth nun am stärksten ergriff, und wahnsinnig in einsame Wälder trieb, ließ jener Oberpriester greifen, mit einer geweihten Kette binden, und ein ganzes Jahr hindurch, als bestimmtes Opfer der Luna, reichlich und kostbar ernähren. Darauf ward er an einem festgesetzten Tage mit Salben besprengt, zum Opferaltar jenes Tempels geführt, an welchem ihm einer aus der umstehenden Menge mit einer für heilig gehaltenen und nur zu solchen Menschenopfern bestimmten Lanze das Herz durchbohren mußte. Aus dem Niedersinken des Geopferten wurden nun Auguri en abgeleitet und öffentlich bekannt gemacht, den Leichnam aber schleppte man auf einen großen geräumigen Platz, wo ihn jeder Anwesende mit den Füßen treten mußte, um dadurch eine gewisse Expiation zu bewirken, und die Göttin zu versöhnen. Nach Reineggs Versicherung finden sich noch bei den Kabardinern, und in manchen Gegenden Persiens Spuren dieser empörenden Sitte.

Ein wegen seiner Sonderbarkeit nicht minder auffallender Originalzug der alten Albanier war außerdem ihr Widerwille gegen Verstorbene, der so weit gieng, daß sie es nicht nur für unrecht und beleidigend hielten, die Verstorbenen zu er-

wähnen, sondern auch nicht einmal durch die Erbschaft des ihnen zufallenden Vermögens irgend eine Gemeinschaft mit ihnen unterhalten, und lieber arm leben, als das Vermögen der Verstorbenen erben wollten. Sie begruben es daher, um sich ganz davon zu trennen, mit dem Leichnam. Nichts wird zwar unser Zeitalter für so abentheuerlich, thörigt und lächerlich halten als dies, aber wirklich hat diese Gewohnheit existirt, und noch heut zu Tage findet man bei den Samojeden Spuren eines so weit gehenden Widerwillens der Lebenden gegen Todte. „Den Na„men eines Verstorbenen," erzählt Pallas in dem 3. Theil seiner Reisen in die verschiedenen Provinzen des russischen Reichs S. 76 „nennt „(bei den Samojeden) niemand mehr, sondern „wenn man von demselben reden will, so muß es „durch einen Umschweif geschehen. Wer einen „solchen Namen aussprechen würde, wäre der „erklärteste Feind der Verwandschaft des Verstor„benen." Die große Aehnlichkeit nun, die zwischen der Sprache der heutigen Lesghier, die einen Theil des ehemaligen Albaniens bewohnen, und der Samojeden statt findet*), könnte auf die Vermuthung bringen, daß die Samojeden albanischen Ursprungs seyen, und daß sich jene

*) Die so auffallend ist, daß Gatterer die Lesghier umgekehrt zu finnischen Völkern rechnet?

charakteristische Abneigung gegen die Todten von hier, dorthin fortgepflanzt, und daselbst erhalten habe.

Ehmals bestanden die Albanier aus 26 Völkerschaften, wovon eine jede ihre besondere Sprache redete*), und mit der andern in keiner Verbindung stand, denn jede hatte vor Strabo's Zeit ein besonderes Oberhaupt. (Zu Strabo's Zeiten waren sie jedoch unter Ein Oberhaupt vereinigt.) Jetzt unterscheiden wir nur 3 Hauptvölker unter den Nachkommen der alten Albanier, die Bewohner von Schirwan (Perser) die Bewohner von Dagheſtan (Tataren) und die Lesghier (oder sarmatische Kaukasier). Wir verlassen daher die Albanier, und wenden uns zuerst zu ihren Nachkommen in Schirwan.

Dies reizende Küstenland, das zwischen Dagheſtan, Lesghiſtan, und den persischen Provinzen Mogan und Nackſiwan am kaspischen Meere liegt, und nördlich an das russische Circaſſien stößt, enthält den östlichen Anfang des Kaukasus, den Ausfluß des Kur's ins kaspische Meer und die Vereinigung des Araks (Aragi, ehmals Araxes) mit dem Kur beim Dorfe Scha-

*) Noch jetzt findet bei den Gebirgsbewohnern des östlichen Kaukasus in Dagheſtan und Lesghiſtan eine große Verschiedenheit der Mundarten statt, ob sie gleich alle Aehnlichkeit mit einander haben, und sich sehr gut auf eine gemeinschaftliche Landesursprache zurückführen lassen. —

wat, wo der letztere schiffbar wird. Durch häufige Kriege der Perser mit den Türken hat diese blühende Provinz Persiens sehr gelitten, besonders in dem im 17ten Jahrhunderte zwischen beiden Mächten geführten blutigen Kriege; dennoch ist sie eine der volkreichsten Gegenden des persischen Reichs. Ihre Fruchtbarkeit ist schon oben geschildert worden, eine Darstellung der Sitten, Gebräuche, Denkart ꝛc. der Bewohner Schirwans aber würde eher in ein Gemälde des persischen Reichs, als des Kaukasus gehören, und die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten. Verweilen wir lieber einen Augenblick bei den vorzüglichsten Städten Schirwans, Derbent, Baku und Schamachie.

Die Bewohner jener schönen Gegend zwischen den zwo erstern Städten heißen Aghwanen, in deren Namen sich die Spuren der Abkunft von den alten Albanern abdrücken*). Sie sollen schon im 10ten Jahrhundert — nach andern aber zur Zeit Tschingischans, vor dem sie flüchteten — an die Grenzen Persiens und Indiens nomadisch fortgewandert seyn, ein Theil von ihnen sich hierauf bei Kandahar niedergelassen haben.

*) Das l sprechen die Aghwanen, wie die Armenier, deren Sprache mit der ihrigen am meisten übereinkommt, nicht aus, daher Aghlanen, Aghwanen.

Derbent, die Hauptstadt der Provinz Schirwan, die bei den Osmanen Demi oder Temirkapi (das eiserne Thor) bei den Arabern Bal al Abuad (das Thor) heißt, ist groß und volkreich, durch eine Zitadelle befestigt, hat einen bequemen Hafen, und ist als der Schlüssel des persischen Reichs, und der Vereinigungspunkt alles Handels der Perser auf dem kaspischen Meere anzusehen. Die Einwohner behaupten, ihre Stadt sey von Alexander dem großen erbaut. Im Jahr 1723 ergab sich Stadt und Festung an die Russen, als diese einem vom persischen Throne verstoßenen Prinzen zu Hülfe kamen. Baku, auch groß, volkreich und nach Derbent die erste Handelsstadt am kaspischen Meere. Schamachie (Skamaki, Sumachi, Samachi) ehedem Cyropolis genannt, die dritte Stadt in Schirwan hat enge Straßen, schlechte Häuser von Bretern mit Thonerde überzogen, treibt aber starken Handel nach Norden. Durch Kriege und Erdbeben ist sie sehr verwüstet worden. Im J. 1578 eroberte sie der türkische Sultan Amurath III., sie ward aber in dem nämlichen Jahre von den Persern, nach einer gegen die Türken gewonnenen Schlacht, wieder eingenommen, und beinah ganz eingeäschert — wieder aufgebaut, und durch ein 1667 erfolgtes, wüthendes, lang anhaltendes Erdbeben abermals beinahe ganz zerstört. Erst 1670 kam sie wieder in die Verfassung, in der sie sich jetzt befindet.

Aus Schirwans blühenden Gefilden kommt man nach dem nördlichern und gebirgigten Dagheſtan, oder dem Land der Gebirgstataren, das 40 deutſche Meilen lang und vom Kaukaſus durchſchnitten iſt. Es iſt unbegreiflich, wie ſchnell man Klima und Boden verändert findet, wenn man aus Schirwan nach Dagheſtan kommt. Der ganze Reichthum der dagheſtaniſchen Tataren beſteht in der Viehzucht, und ihre Leidenſchaft iſt Rauben. Hauptſächlich gehn ſie darauf aus, Sklaven zu machen; ſie ſtehlen ſich unter einander ihre Kinder, um ſie zu verhandeln. Doch leben ſie nicht in völliger Anarchie, wie der gröſte Theil ihrer noch rohern Nachbarn der Lesghier, ſondern gehorchen einem aus ihrer Mitte ſelbſtgewählten Oberhaupt. Ihr Hauptort iſt Terku, der am kaſpiſchen Meere zwiſchen ſchroffen Felſen liegt und gegen 1000 Häuſer haben ſoll. Hier iſt die Hauptniederlaſſung des Sklavenhandels der dageſthaniſchen Tataren. Kubeſcha oder Kuwaetſcha, ein geringerer Ort in Dagheſtan, iſt wegen der oben erwähnten Gewohnheit ſeiner Bewohner, den Tod und das Begräbniß ihrer verſtorbenen Angehörigen mit groſem Jubel zu feiern, merkwürdig.

Eine Nation ſcheinen mit den dagheſtaniſchen Tataren die Lesghier auszumachen, wenn man auf ihre Barbarei Rückſicht nimmt, worin ſie faſt alle kaukaſiſche Völker übertreffen;

doch ist jenes nicht der Fall, und die Tataren bewohnen Daghestan bei weitem so lange nicht als die Lesghier, die schon zu Strabo's Zeiten den nämlichen Namen führten, und durch denselben Nationalcharakter sich auszeichneten, Lesghistan, das angrenzende Gebirgsland, bewohnen, das zwischen Georgien, Daghestan und Schirwan liegt. In der Wildheit und Raubsucht dieser furchtbaren Nation erkennt man ganz das alte albanische Stammvolk, — der Name der Lesghier ist am ganzen Kaukasus fürchterlich — ein Schrecken sind sie der Nachbarn, besonders der angrenzenden georgischen Distrikte von Kartuel und Kacheti, die durch sie hauptsächlich in den verödeten und verarmten Zustand versunken sind, in dem wir sie erblickt haben. Kein Reisender wagt es daher auch, diese unwirthbaren Gebirgsgegenden zu durchwandern, und auch Güldenstädt wich diesem Distrikte sorgfältig aus, ward aber selbst in Georgien oft von den räuberischen Lesghiern beunruhigt. Von den höchsten Spitzen des nordöstlichen Kaukasus, auf denen sie mit dem Adler um die Höhe der Felsennester wetteifern, stürzen sie — ein verheerender Bergstrom — auf die Armen herab, die ihre Beute werden sollen. Nie haben sie bisher, wie andere kaukasische Völker, durch Auswanderung ihre Wohnplätze verändert — für ihre beinahe instinktartig scheinende Raubsucht sind die Felsen-

Klüfte und Spitzen des Kaukasus die günstigsten Schlupfwinkel. — Sie theilen sich in viele kleinere Staaten oder Stämme, wovon ein jeder einen andern Dialekt redet. Nur bei wenigen derselben sind Spuren von Kultur sichtbar, und bei ihnen findet man auch eine gewisse bürgerliche Einrichtung, indem sie aus ihrer Mitte einen Anführer wählen, dem sie bei allen Unternehmungen gehorchen, und unter ihnen mag die oben erwähnte Ausübung des Grundsatzes, keine Verbrecher zu tödten, sondern zu verbannen, statt finden. Andere leben in völliger Ungebundenheit, und überlassen sich ihrer ungezähmten Willkühr. Wegen ihrer Barbarei hat man die wenigsten dieser verschiedenen lesghischen Völkerschaften kennen lernen können. Bei den Alten werden die Lesghier Legi genennt, und mit ihnen die Gelen erwähnt, die vielleicht ehemals ihre Nachbarn waren, und sich in der südlichen persischen Provinz Gilan niedergelassen haben, wo sie von ihren Nachbarn Gelaky genannt werden.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über den Ursprung der Hunnen. Es ist beinahe außer allem Zweifel, daß in Lesghistan der Stammort der Hunnen oder Awaren (welche nach den Resultaten der neuesten Untersuchungen eine Nation ausmachen, und nur von verschiedenen Völkern verschieden genannt worden sind) angetroffen wird. Ein Dorf auf dem Kaukasus im Gebiet der Les-

ghier heißt in der lesghischen Sprache Awar, Ouar, Oar, in der georgischen aber Chunsag (Reich der Hunnen). Nimmt man dabei auf die Bemerkung Rücksicht, daß die alten barbarischen Völker bei der damaligen Simplizität der Sprache allgemeinere Bezeichnungen zu speziellern brauchten, so wie aus dem Worte Leg der Name der Lesghier in der Sprache der Ossier *) entstanden ist, so ist auch mehr als wahrscheinlich, daß der Name der Hunnen sich aus dem in der Sprache der Kalmucken und Nogai-Tataren noch jetzt „einen Mann" bezeichnenden Worte Houn ursprünglich entwickelt hat. Heißt nun jener lesghische Ort Awar, auch Chounsag: so ist zugleich mit dem Stammworte der Awaner auch der der Hunnen, oder vielmehr dieser einen untheilbaren Nation, die nur in verschiedenen Sprachen verschieden genannt ist, gefunden. (Chounsag, Sitz der Hunner.) — Endlich ließe sich dann auch behaupten, daß die Aorser (die in neuern Zeiten den Kaukasus verlassen, und sich weiter nördlich jenseits des Kubans und Terecks bei den ehemaligen Sirakern niedergelassen haben) mit den Hunnen und Awaren ursprünglich eine Nation ausgemacht haben, wenn man nämlich die Entstehung ihres Namens, wie den der Awaren von dem Orte Awar, Ouar, Oar ableitet. Anders

*) Ossier, eine lesghische Völkerschaft.

ist es freilich, wenn man der Ableitung des Namens der Aorser aus dem Szythischen Worte [illegible] (Aior) das nach Herodot bei den Szythen einen Menschen oder Mann bedeutete, folgen will. Hier würde dann, nach der festgesetzten Regel der Derivation vieler kaukasischer Völkernamen, das allgemeinere wieder die Stelle des speziellern vertreten — darnach aber die gemeinschaftliche Abstammung der Aorser mit den Hunnen oder Awaren nicht zu erweisen seyn.

Diejenigen Awaren, die am Kaukasus noch wohnen, und dicht an den Lesghiern nordwärts an diesem Gebirge sich aufhalten, sind als die ihren Urstzen treu gebliebenen Ueberreste jenes lesghischen Völkerstammes der alten Hunnen und Awaren anzusehn.

III.

Einige Blicke auf St. Petersburg im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

St. Petersburg, die jetzt hundert Jahre alte Residenz der russischen Beherrscher, ragt wie ein schönes, blühendes Kind unter Greisen, durch Pracht und herrliche Anlagen über alle ihre, Jahrhunderte ältere Schwestern hervor. Seitdem Rußlands Monarchen hier ihren Thron aufschlugen, verwendete jeder derselben Millionen, um den ehemaligen Sitz ihrer Vorfahren, um das große Moskau, die alte Hauptstadt des Reichs, wenn nicht an Größe, doch bei weitem an innerer Schönheit und einer gefälligern Regelmäßigkeit zu übertreffen.

Die Natur, zwar in so mancher Hinsicht stiefmütterlicher hier, als unter jenem mildern Himmelsstrich, begünstigte durch eine zum Handel glücklichere Lage den neugewählten Aufenthalt, und unter jedem Regenten wetteiferten die zu seinem Hofe gehörigen Großen, die angesehensten des, an innerm Reichthum und an unerschöpflichen Ressour-

cen alle übrigen europäischen Staaten übertreffenden Rußlands unter einander in Erbauung und im Aufführen prächtiger Paläste. Der Handel stieg und steigt immer von Jahr zu Jahr, bereicherte und oft in kurzer Zeit den, der ihn emsig und mit Glück trieb und gab ihm Mittel an die Hand, sein geschmackvolles Wohngebäude an die Hotels der Großen zu reihen. Der Handwerker, den der Erwerbfleis zum Theil aus dem Auslande herbrachte und zum Theil hier bildete, erwarb sich durch Industrie, Geschicklichkeit und Geschmack in seiner Arbeit und durch den Hang zum Luxus derjenigen, die derselben bedurften und sie großmüthig bezahlten, schnell ansehnliche Reichthümer und auch er war nun im Stande, sich ein großes und geschmackvolles Haus erbauen zu lassen.

Die Krone sparte keine Kosten, wo es auf die Anlage gemeinnütziger, öffentlicher Anstalten und zu ihrem Etat gehöriger Gebäude ankam, und so entstand Nordens Palmyra, das prächtige Petersburg, das unter den schönsten Städten Europa's und also der ganzen, jetzt bekannten Welt, mit Recht den Namen der schönsten Stadt verdient.

Wie imposant fand nicht schon Schlözer diesen großen Ort im J. 1761, wie treffend schildert er nicht in der ihm eigenen Kraftsprache den großen Eindruck, den er auf ihn machte; aber unter der vorletzten, 34jährigen Regierung ist besonders viel auf die Verschönerung desselben verwandt und er

hat während dieser langen Epoche Werke aufzuweisen, deren wahrlich das alte Rom sich nicht geschämt haben würde. Allein auch unter der 43jährigen Regierung des Kaiser Paul des Ersten und unter der des jetzigen Monarchen ist hierselbst so manches Neue mit vielem Geschmack und mit unvergleichlicher Pracht aufgeführt worden.

Wer St. Petersburg vor wenigen Jahren sah und jetzt herkommt und wieder sieht, findet sich überrascht und wird es an mancher Stelle nicht wieder erkennen; statt eines, in dem Geschmack damaliger Zeit gebauten, hölzernen Palais sieht man jetzt einen prächtigen Pallast von Stein (das Michailovsche Schloß) hingezaubert; ein Fluß (die Moika), der Einzige in der Kaiserstadt, der nicht das Vorrecht seiner Brüder genoß, zwischen Wänden von Granit zu fließen, nimmt jetzt, froh über das mit den übrigen Flüssen der Residenz ihm gleichmäßig ertheilte Privilegium, zwischen Granitufern seinen Lauf; ein großer und schöner freier Platz, (das kaiserliche Feld oder der so genannte Feuerwerksplatz), den ehemals einige unregelmäßige hölzerne Gebäude verunstalteten und auf dem sich jetzt ein majestätischer Obelisk und eine Kolossal-Statue zu Ehren zweier, um das Vaterland sich verdient gemachter Helden erheben, ist nun geebnet, zu militärischen Evoluzionen, auch bisweilen zum Tummelplatz bei Volksvergnügungen aptirt, und zum Marsfelde umgeschaffen. Hier

stand nämlich das von Holz gebaute Theater und in der Mitte des Platzes jenes hölzerne Gebäude, aus welchem der Hof dem Abbrennen eines, bei feierlichen Gelegenheiten veranstalteten Lustfeuerwerks zuzusehen pflegte. Am 4ten Februar 1804 ward hier am Geburtstage der Großfürstin Maria Pawlowna (der am 1ten Januar dieses Jahrs mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar und Eisenach Karl Friedrich verlobten Braut und nunmehrigen vermählten Erbprinzessin) zwischen dem Rumänzowschen Obelisk und der großen Million, ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, welchem der Hof aus den dazu appretirten Zimmern des zum Marmor-Palais gehörigen Nebengebäudes zusah. In der Maslinitza oder dem russischen Karneval werden bisweilen die Eisberge und Schaukeln, wenn die Eisdecke der Newa zum Tragen der erstern nicht stark genug ist, hier aufgeführt.

Um dem Wanderer im Schatten von Bäumen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu verschaffen und den Fußgänger ungestört und ohne Gefahr von schnellfahrenden Kutschen und Wagen gerädert zu werden und mit mehrerer Bequemlichkeit seinen Stab weiter fortsetzen zu lassen, ist in der Hauptstraße, wie in Berlin, eine über drei Faden breite schöne Linden-Allee angelegt. An dieser stehen, nach der Straße zu, nunmehr Laternenpfähle, so daß seit der Anlage dieser Baumpflanzung die Newskische Perspektive durch eine vier-

fache Reihe von Laternen erleuchtet ist, welches besonders bei einem dunkeln Winterabend einen vortrefflichen Effekt macht.

Am Ende der Newskischen Perspektive, jenseits der Anitschkovschen Brücke nach dem Newskischen Kloster zu, standen übrigens schon seit der Anlegung dieser langen Straße Bäume einzeln und an mancher Stelle auch in doppelten Reihen. Man sah (wie sich dessen mehrere Petersburgische Einwohner noch erinnern) dergleichen Baumalleen schon unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth auch diesseits der obenerwähnten Brücke; allein unter der darauf folgenden Regierung wurden sie niedergehauen. Im Februar und März 1800 wurde wieder in der Newskischen Perspektive, auf Befehl des Kaisers Paul I., mit Anlegung neuer Alleen der Anfang gemacht. Diese sollten sich auf beiden Seiten eben erwähnter Gasse von der grünen oder ehmaligen Polizeibrücke bis zur Anitschkovschen Brücke erstrecken. Links aus der Perspektive ward auf beiden Seiten der kleinen und schmalen Gartenstraße bis zur Hauptavenüe zum Michailovschen Schloß eine einfache Reihe von Bäumen hingesetzt. Bei dem damaligen strengen Winter mußte das Pflaster durch kochendes Wasser und kleines angemachtes Feuer gewaltsam aufgerissen werden, um die Löcher zu graben, in welchen die Bäume, die man theils aus den kaiserlichen Gärten hob, theils sehr theuer von Privat-

Personen kaufte, gepflanzt werden sollten. Die vielen Menschen, die man zu dieser Arbeit gebrauchte und noch mehr der theure Ankauf der Bäume machte diese Anlage ziemlich kostbar. Am 1ten Mai und am ersten Pfingsttage des Jahres 1800 mußte die, vormals an diesen beiden Tagen in dem Katharinenhoffschen Walde, (worin sonst zwei kaiserliche Lustschlösser Katharinen- und Annenhof lagen, die der Kaiser kurz zuvor der Fürstlich Gagarinsschen und der gräflich Pahlenschen Familie geschenkt hatte) gewöhnliche Lustfahrt, eine Nachahmung des bekannten long champ im bois de Boulogne bei Paris, auf Befehl des Monarchen längs der neuangelegten Alleen durch die Newskische Perspektive und die Gartenstraße bis zum Marsfelde und von dort wieder zurück in brillanten Equipagen angestellt werden. Am benannten ersten Mai ritt der Kaiser selbst, von seinem ganzen Hofstaat zu Pferd begleitet, Nachmittags diesen Weg, und der übrige Hof, wie auch das Publikum folgte in glänzenden Karossen und Aufzügen nach. Im darauf folgenden Jahre 1801, unter der Regierung des gegenwärtigen Monarchen, fuhr man indessen am ersten Mai, so wie auch am ersten Pfingsttage, schon wieder, wie zu ehemaligen Zeiten, in dem Katharinenhoffschen Walde. Wenige der Bäume dieser neuangelegten Alleen kamen, da man sie in einer ansehnlichen Größe gepflanzt hatte, fort und von den vielen

Tausenden hatten nur einzelne wenige neue Wurzel gefaßt. Der größte Theil der daselbst gepflanzten Birken ging schon im nämlichen Sommer von 1800 wieder aus; zwar hatte man diese am Ende Oktobers desselben Jahres durch junge Linden ersetzt, aber auch diese wollten eben so wenig gedeihen. Diese Alleen von meist verdorrten Bäumen blieben dennoch lange Zeit stehen und der junge Monarch tolerirte, wahrscheinlich aus Achtung für seinen Vorgänger, den traurigen Anblick, um nicht gleich das niederzureißen, was der Vater angelegt hatte. Erst im Julius 1802 hob man die Bäume völlig aus und verlegte die Allee nach der Mitte der Straße. Der über das Niveau derselben etwas erhöhete Spaziergang ward auf beiden Seiten mit einer niedrigen, von Ziegeln gemauerten und mit Granit bekleideten Einfassung verziert und mit einer sorgfältig gepflanzten Linden-Allee besetzt, die an beiden Seiten mit einer schmalen Rasenborde eingefaßt ist. Die nach der Straße hingehende Seite der Allee ward durch ein hölzernes, bunt angestrichenes Geländer eingeschlossen und soll künftighin mit einer eleganten eisernen Einfassung vertauscht werden. St. Petersburg hat so, gleich Berlin einen Spaziergang innerhalb seiner Mauern erhalten und wenn auch durch die neue Anordnung der Fuhrweg durch die Alle für Equipagen in der Perspektive enger geworden ist, so wird es jedem doch einen erfreu-

lichen Anblick gewähren, wenn man an schönen Tagen die Wärterinnen mit Kindern aus den hier herumgelegenen Häusern hieselbst unter den Bäumen herumwanteln, letztere ihre Spiele dort treiben oder auf den Bänken sitzen sieht.

Tausende von Menschen aus der ärmern Volksklasse werden durch Kron- und Privatbauten jährlich in Thätigkeit gesetzt und verschaffen sich durch reichlich gezahltes Tagelohn eine glückliche Existenz. Sie arbeiten hieselbst in den Sommermonaten d. h. während der Bauzeit und kehren dann im Herbst mit ansehnlichen Geldsummen nach ihrer Heimath wieder zurück.

Mit eben der Betriebsamkeit, wie in der Residenz, sah man auch während der vorigen Regierung zu gleicher Zeit die öffentlichen Bauten in den kaiserlichen Lustschlössern betreiben. Dadurch wurden denn die Baumaterialien und der Lohn der Maurer, Zimmerleute und Handlanger im Preise erhöht und der begüterte Privatmann bedachte sich dieser Theurung wegen zu der Zeit vielleicht länger, als vormals, ob er einen Bau unternehmen solle, besonders da damals der Preis der Häuser überhaupt in Petersburg zu sinken anfing.

Doch jetzt unter Alexanders glücklicher Regierung, da die oben erwähnten Artikel um vieles wohlfeiler geworden sind, jetzt da die Residenz einen so großen Zufluß von Fremden aus dem

Innern des Reichs und aus dem Auslande erhalten hat und jetzt, da sich so viele Familien, besonders aus Moskau hieselbst häuslich niedergelassen haben, sind eine Menge neuer Häuser aufgeführt, leere Plätze bebauet und mehrere einstöckige Gebäude durch ein zweites und drittes Stockwerk erhöhet worden, und so nähert sich dieser schöne Ort immer mehr und mehr seiner Vollendung und erweckt nur den Wunsch, daß in den schönsten Quartieren desselben noch dastehende Lücken, wo entweder durch einen bretternen Zaun, oder durch eine elende hölzerne Barrake oder auch durch einen hochaufgestapelten Holzvorrath der Anblick auf eine gutgebaute Häuserreihe unterbrochen wird, bald von Baulustigen mit eleganten Hotels ausgefüllt werden möchten.

Hoffnung dazu giebt ein durch den St. Petersburgischen Kriegs-Gouverneur ertheilter und durch die Hofzeitung bekannt gemachter kaiserlicher Befehl, worin verordnet wird, daß, wenn vom 24ten Julius 1803 an gerechnet, binnen Jahresfrist ein leerer, in der Stadt gelegener, ehemals der Krone gehöriger und von ihr verschenkter Platz von seinem nunmehrigen Eigenthümer nicht bebauet seyn sollte, derselbe ihm abgenommen und in einer Auktion durch Hammerschlag demjenigen für Rechnung der Krone verkauft werden soll, der ihn bebauen will. Nach dieser Verordnung sollen sich der Baulustigen sogleich eine gehörige Zahl

gemeldet haben und so wird sie das Gute erzwecken, daß man in den gangbarsten Gassen der Stadt nicht mehr auf leere, das Auge chokirende Plätze stoßen wird. Eben so sehr ist es zu wünschen, daß in entlegenen Gegenden der Stadt die annoch zwischen steinernen Palläsien stehenden hölzernen Häuser bald mit soliden, geschmackvollern Gebäuden vertauscht werden möchten.

Der Wachsthum von St. Petersburg ist seit Katharina's glorreicher Regierung außerordentlich gewesen. Im Jahr 1762 bei ihrer Thronbesteigung zählte die Residenz 460 steinerne, 4094 hölzerne Häuser und etwas über 160000 Einwohner. Im Jahr 1774 verlohr die Metropolis in dem heißen Sommer, während eines heftigen Windes durch eine große Feuersbrunst 140 Häuser, worunter 20 steinerne Gebäude waren. Doch diesem Schaden wurde bald abgeholfen, indem man diese Lücke sowohl als andere wüste Plätze neu bebauete. *) So entstand bald da

*) Die unglücklichen Ereignisse in der übrigens immer glücklichen Regierung der großen Kaiserin fallen überhaupt in die Jahre 1771 — 1774. Dahin gehört die Auswanderung mehrerer tausend Kalmückenfamilien nach China, die Pest in Kiew und Moskau, der in letzter Stadt aus Religionsschwärmerei entstandene große Aufruhr, die Rebellion von Jemelka Pugatschew und überhaupt die Unruhen wegen des Pseudo-Pe-

nach und nach die Reihe schöner Paläste, die jetzt dem Glacis der Admiralität gegenüber liegen, wo vormals nur eine morastige mit Bäumen bewachsene Wiese gewesen war, auf der das Hofvieh während den Sommermonaten weidete. Im J. 1787 hatte St. Petersburg bereits 1291 steinerne Gebäude, von welchen 108 der Krone gehörten. Hölzerne Häuser der Krone waren 127 vorhanden und die Zahl derer, die Privatleuten gehörten, belief sich auf 2013. Die Anzahl aller Häuser war also 3431, indem viele kleine unansehnliche

ter III. Auch kann man füglich unter die Rubrik der unglücklichen Begebenheiten die vielen Brandzettel zählen, die man während des ersten Türkenkriegs, besonders im Jahr 1771, so häufig in den Straßen von St. Petersburg fand und deren Urheber nie ausfündig gemacht werden konnten. Auf einem solchen war die Gegend der Stadt und das Haus oder oft die Häuser angezeigt, die am folgenden Tage brennen sollten, und siehe da! sie brannten, unerachtet aller Vorsichtigkeitsmaaßregeln und Wachsamkeit der Polizei. Da man auf diese Weise das Mißvergnügen mit der Regierung in der Türkei anzudeuten pflegt, so fand man für gut, das absichtlich angelegte Feuer den vielen, sich um die Zeit in der Residenz aufhaltenden Türken zuzuschreiben; allein wahrscheinlich mögen es wohl Eingeborne aus der Volksklasse gewesen sein, die Arbeit suchten, um sich etwas zu verdienen und wegen Mangel an Geld keine Beschäftigung finden konnten.

in größere verwandelt worden waren und die der Einwohner hatte sich bis zu 195000 vermehrt. Im Jahr 1790 hatte die Stadt schon 56 griechische Kirchen, Ein Mönch- und Ein Nonnenkloster, 6 protestantische Kirchen und 5 Betsäle, Eine römisch katholische und Eine armenische Kirche. Im letzten Regierungsjahre der Monarchin war die Zahl der steinernen Gebäude schon 4000, die durch 5471 Laternen erleuchtet wurden und die der Einwohner zwischen 225 — 230000.

Katharina die Große empfing St. Petersburg hölzern und hat es größtentheils steinern ihrem Nachfolger hinterlassen. In entlegenen Gegenden der Residenz sieht man zwar noch jetzt hin und wieder hölzerne Häuser aufführen, doch fast mit Gewißheit läßt es sich behaupten, daß Alexander wenigstens den größten und am meisten bewohnten Theil seines Kaisersitzes ganz steinern zurücklassen wird.

IV.

Notizen über das von der Kaiserin Anna gestiftete Institut für das adliche Landkadettenkorps.

Der Graf Münnich, den die Kaiserin Anna an die Stelle des verwiesenen Feldmarschalls Fürsten Dolgorukky zum Präsidenten des Kriegskolle-

thums erhoben und zum Feldmarschall ernannt hatte, vollendete da im Militair, was Peter der Große begonnen hatte. Er disziplinirte dasselbe und erhob es zu dem Grade von Ansehen, in welchem es zeither immer gestanden hat. Auf seinem Vorschlag vermehrte die Monarchin den Gehalt ihrer einheimischen Offiziere, die vorher schlecht bezahlt waren. Von nun an erhielten sie eben so viel Gehalt als ausländische Offiziere in russischen Diensten, die bisher besser als die inländischen besoldet gewesen waren.

Schon im Jahre 1731 hatte Graf Münnich einen Vorschlag überreicht, in welchem er bewies, daß, um die Armee mit guten Subaltern-Offizieren zu versehen, eine Militairschule von jungen Leuten aus dem Adel errichtet werden müsse. Sein Plan gefiel und er erhielt die Direkzion der zu diesem Zweck zu errichtenden Anstalt. Unter ihm arbeitete der Generalmajor Baron Lübras und dies ist der Ursprung des im Jahr 1732 von der Kaiserin Anna zu St. Petersburg gestifteten adlichen Landkadettenkorps.

Zur Errichtung desselben wies die Krone das ehemalige Menschikowsche Palais auf Waßili-Ostrov an. Diese Anstalt war anfangs in vier Klassen eingetheilt, zu den drei ersten gehörten rußische, esthländische und liefländische Edelleute, in die vierte Klasse kamen die Söhne fremder Offiziere in rußischen Diensten. Man zählte bei der ersten

Einrichtung 247 Russen, 41 Esthländer, 33 Liefländer und 14 Söhne ausländischer Offiziere *), 335 in allem, obgleich es für 360 Kadetten, nämlich für 240 rußische und 120 deutsche adliche Kinder eingerichtet war. Diese konnten mit ihren Offizieren und Lehrern eine bequeme Wohnung in dem weitläuftigen Gebäude finden, das jetzt, nachdem es mehr ausgebaut ist, über 2200 Einwohner faßt.

Bald nach Errichtung desselben schickte der König von Preußen mehrere Offiziere und Unteroffiziere nach Petersburg, um die jungen Eleven das preußische Exercice zu lehren.

Das Landkadettenkorps war gleich anfangs und ist auch noch seinem Hauptzwecke nach eine Militairschule. Das System der Erziehung, folglich auch die Leitung und Aufsicht desselben sind militairisch. Die Direkzion der ganzen Anstalt wurde bei ihrer, unter Katharina der Großen erneuerten Stiftung im Jahre 1767 einem Generaldirektor übertragen, welchem ein Administrazionsrath zugeordnet war, der aus vier, von der Kaiserin ernannten, Personen bestand. Nachmals ist dieser Rath eingegangen und der Direktor oder Oberaufseher hat diese Stelle ohne alle Einschränkung bekleidet. In den letzten Jahren von Katharinens

*) S. Oude en nieuwe Staat van't Rusl. Keizerryk. T. IV. p. 620.

Regierung betrug die Zahl aller der in dieser Anstalt erzogenen Kadetten über 700, die in fünf Alter eingetheilt waren. In den beiden letzten Altern standen sie unter der Aufsicht der Offiziere des Korps, welche damals im Rang eine Stufe vor der Landarmee voraushatten. Dieses hat aber unter Paul dem ersten seit dem Jahre 1800 aufgehört und seitdem stehen sie mit Feldoffizieren in gleichem Rang. Seit dem 10ten März 1800 wird das Landkadettenkorps das erste Korps genannt. Kaiser Paul ernannte seinen zweiten Prinzen, den Zesarewitsch, Großfürst Konstantin Pawlowitsch zum Chef dieser Anstalt. Von der Zeit an werden, wenn sich durch Auslassung der Kadetten zur Armee Vakanzen ereignen, auf Befehl des Monarchen und mit Bewilligung des Chefs Zöglinge in das erste Korps angenommen. Jetzt steht demselben der als vortrefflicher Schriftsteller rühmlichst bekannte Generalmajor und Ritter v. Klinger als Direktor vor.

Diese Anstalt besteht nunmehr aus fünf Militairkompagnien, die auf dem Musketierfuß gekleidet sind. Das kleinere Alter steht noch jetzt so wie ehemals unter der Aufsicht von Gouvernanten und nach dem für das Korps gemachten Etat ist die Anzahl dieser Zöglinge auf 70 festgesetzt. Dieses kleine Alter sowohl als die bürgerlichen Zöglinge sind dunkelgrün gekleidet. Jetzt werden nur Knaben von acht bis zehn Jahren in diese

Anstalt aufgenommen, doch trifft es sich bisweilen, daß auch jüngere daselbst angebracht werden. Außer den 600 adlichen Kadetten und 80 bürgerlichen Zöglingen dieses Korps vermehrte Paul der Erste im Jahr 1799 die Anzahl der letztern noch um 80 *). Uebrigens befinden sich schon seit

*) Es ist jetzt in Vorschlag, da unter der Regierung des gegenwärtigen Monarchen mehrere neue Schulanstalten errichtet sind, die bürgerlichen Knaben oder die sogenannten Gymnasiasten an dieselben abzugeben und aus dem dadurch ersparten Gelde eine Kompagnie Kavallerie von den adlichen Zöglingen zu formiren, alsdann würde das Kadettenkorps, das bisher nur Offiziere für die Infanterie bildet, zugleich eine Pflanzschule für künftige Kavallerie-Offiziere seyn. — Auch beschäftigt man sich jetzt mit der Einrichtung der Kadettenkorps in den Gouvernements, wozu eine eigene Kommission niedergesetzt ist. In Petersburg soll alsdann eine Zentral-Militairschule oder eine Art von Ritter-Akademie errichtet werden, wo die jungen Edelleute, nachdem sie ihren Kursus in einem der Provinzial-Kadettenkorps vollendet haben, ihre völlige Bildung als Offiziere, es sey für die Infanterie, Kavallerie, Artillerie oder für das Ingenieurwesen, erhalten und zugleich praktischen Unterricht in der Taktik bekommen und für jeden dieser verschiedenen Dienste im Großen geübt werden. Dies wird alsdann eine vortreffliche Pflanzschule von Offizieren für die ganze Armee und unstreitig die größte und vollkommenste Anstalt werden, die in dieser Art bisher existirt.

mehrern Jahren sehr viele Ueberkomplette in diesem ersten Korps.

Es wird in dieser Anstalt in drei Religionen, in der rußischen, deutschen und französischen Sprache, in der Geographie, Geschichte, reinen Mathematik, Fortifikazion, Taktik, Physik und im Zeichnen Unterricht ertheilt, auch üben sich die Kadetten in Situazions-Zeichnungen und nehmen während des Sommers militairische Plane außer der Stadt auf. Ehemals pflegten die Kadetten während der guten Jahrszeit im Lager zu stehen, jetzt geschieht dies nicht mehr, sondern diese Zeit wird nunmehr mit Exerziren und überhaupt mit militairischen Uebungen zugebracht. Nach vollendeter Erziehung werden die Kadetten und Bürgerlichen nach ihren Kenntnissen und in dem dienstfähigen Alter aus dem Korps entlassen, erstere als Unterlieutenants und Fähndriche und letztere zur vierzehnten Klasse des Staatsdienstes. Das erste Kadettenkorps besitzt eine gute und zahlreiche Bibliothek meist militairischen Inhalts. Der jährliche Etat zur Unterhaltung dieses Korps beträgt jetzt 227,891 Rubel 41 Kopeken. *)

*) Seit dem Jahre 1782 hatte die jährliche Unterhaltung des Landkadettenkorps 200,000 Rubel gekostet; wer die ehemalige Einrichtung desselben näher kennen lernen will, den verweisen wir auf

V.

Die marmorne Isaakskirche in St. Petersburg.

Den 30ten Mai 1768, dem Geburtstage Peter des Großen und am Feste des heil. Isaak's legte Katharina II, als einen Beweis der öffentlichen Achtung für ihren erhabenen Ahnherrn und zu dessen Andenken den Grund zu diesem kostbaren Gebäude. In frühern Zeiten stand unweit des Platzes, worauf es aufgeführt worden ist, eine hölzerne und dann eine steinerne, eben demselben Heiligen geweihete Kirche. Die Lage des jetzigen Marmorpallastes ist vorzüglich schön. An der Nordseite hat es den Petersplatz und an der Südseite den unregelmäßigen, mehrentheils dreieckigen sehr gut bebauten Isaaksplatz. Beide Plätze reichen von der Newa bis zur Moika und seit dem Herbst 1804 scheinen sie nur Einen Platz auszumachen, indem man über den Krukov-Kanal, der sie trennte, ein starkes Gewölbe geschlagen hat, das nun überpflastert ist. Ueber ebenbenannten Kanal führte seit Paul's I. Re-

den Versuch einer Beschreibung von St. Petersburg von Dr. Georgi B. I. S. 110 u. 276 und Gemälde von St. Petersburg von H. Storch Th. I. S. 279.

zierung eine hölzerne Zugbrücke, deren Bügel die Aussicht benahmen.

Die Kirche hat einen stark pilotirten Grund, auf welchem das Fundament von Granit und auf diesem die mit finnischem und sibirischem, auch ausländischem Marmor (der gelbe ist italiänischer aus Siena, der bunte aus Tivdis und Ruskol im olonetzschen Gouvernement) bekleideten Mauern aufgeführt wurden. Es ist von Außen und Innen viel Marmor und selbst Jaspis und Porphyr in der Kirche angebracht; Basen und Kapitäler der Säulen und Pfeiler sollten aus stark vergoldetem Bronze seyn. Ein schöner Thurm und fünf Kuppeln über dem Altar sollten sie zieren und sie war dazu bestimmt, die prächtigste Kirche der Residenz zu werden; allein die häufigen Kriege unter Katharinens Regierung haben den Bau und die Vollendung desselben verzögert.

Rinaldi, ein Italiäner und Wüst und Steugel, zwei Deutsche, waren die ersten Baumeister dieses Tempels, der nach 28 Jahren noch unvollendet da stand, als Kaiser Paul I. den Thron bestieg. Die hölzernen, verfallenen Häuser, in welchen die bey dem Bau angestellten Meisterleute und Marmorpolirer um der Kirche herum wohnten, verunzierten den Platz und mißfielen dem Monarchen. Er beauftragte daher im J. 1799 seinen Architekt, den wirklichen Staatsrath Brenna, auf die damals bis zum Gesimse

aufgeführten und mit Marmor bekleideten Mauern einen Glockenthurm und eine Kuppel von Ziegeln zu setzen und den Bau der Kirche vollends zu beendigen. Dies geschah denn auch in nicht gar langer Zeit.

Die Länge der Kirche mit dem Glockenthurm, dessen Basis $4\frac{1}{2}$ Faden lang, eben so breit und 20 Faden hoch ist, beträgt $37\frac{2}{3}$ und die Breite 30 Faden; die 16 Faden hohe Kuppel hat 9 Faden im Durchschnitt. Basen und Kapitäler der Pfeiler sind aus Stucco gemacht und mit dunkelgrauer Oelfarbe überstrichen. Die Kosten des Baues von Marmor kann man auf zwei Millionen Rubel anschlagen, der mit Ziegeln beendigte Bau kostete 282000 Rubel.

Paul I. erlebte das Ende desselben nicht und erst während des Anfangs der Regierung des gegenwärtigen Kaisers ward das Ganze fertig. Die herumliegenden alten Barraken wurden niedergerissen und der Platz rund umher ward gereinigt. Am 30ten Mai 1802, also gerade 34 Jahre nach Grundlegung der Kirche, ward selbige (da der Monarch wegen seiner Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen in Memel abwesend war) in Gegenwart der regierenden und verwittweten Kaiserin, wie auch des Zesarewitsch Großfürsten Konstantin Pawlowitsch und der Großfürstinnen Maria und Katharina Pawlowna von dem Metropoliten zu Nowgorod Ambrosii

und dem Erzbischof von Pskov Irinei nebst der übrigen Geistlichkeit nach der gewöhnlichen Kirchenordnung eingeweiht. Nach Beendigung des Hochamts, welches gedachter Metropolit hielt, ward von dem Mitgliede des heil. Synods, dem Archimandriten Michailo, eine angemessene Hirtenrede gehalten. Im verflossenen Jahr faßte endlich Kaiser Alexander den Entschluß, das prächtige Gebäude ganz nach Katharinens Idee vollenden zu lassen und nun sind schon alle Anstalten getroffen worden, das Ziegeldach und den Glockenthurm niederzureißen und den obern Theil des Tempels ebenfalls durch Marmor auszubauen.

VI.

Die neue Wechselbank in St. Petersburg.

Schon im Jahr 1768 ward von der Kaiserin Katharina II. eine Assignazions- oder Zettelbank für St. Petersburg und Moskau verordnet und im J. 1770 an beiden Orten eröffnet. Von der Zeit an wurden Assignazionen und Bankzettel von 25, 50 und 100 Rubel zum erstenmal in Rußland eingeführt. Man machte auch Anfangs Bankzettel von 75 Rubeln und brachte sie in Kours; weil es aber häufig Betrü-

ger gab, die die 2 auf den Banknoten von 25 Rubeln in eine 7 verfälschten und dadurch mehr Bankzettel von 75 Rubeln in Zirkulazion kamen, als die Bank ausgegeben hatte, so zog diese alle Banknoten von 75 Rbl. bald darauf wieder ein. In der Folge errichtete man auch in den Gouvernementsstädten Bankokomtoirs, die gegen Kupfermünze die Assignazionen verwechselten oder die ihnen präsentirten Banknoten wieder gegen Kupfergeld einlöseten. Man fand diese Einrichtung so bequem, daß diese Banknoten Anfangs al pari mit Gold = und Silbermünze waren und das Kupfergeld oftmals ein kleines Aufgeld gegen Bankzettel zahlte.

Im J. 1786 ward die Assignazions= oder Zettelbank in eine Reichsassignazionsbank verändert und diese allein nach St. Petersburg verlegt. Anfangs war die kleinste Banknote auf 25 Rubel gestellt; dabei blieb noch immer Gold und Silber im Gange. In dem letzten Türkenkriege aber, der viel Geld aus dem Lande zog, wurden die Noten von 5 und 10 Rubeln eingeführt. Daß dadurch Bequemlichkeit im Handel hervorgebracht wurde, ist allerdings wahr; aber blos deswegen, weil Gold und Silber immer seltener wurden. Das, was bei Einführung der kleinen Zettel leicht vorauszusehen war, erfolgte: die Theurung aller Lebensbedürfnisse ist seitdem unendlich gestiegen und dadurch das Mißverhält=

niß zwischen dieser und der geringen Gage sowohl im Militair- als im Zivilstande noch fühlbarer geworden.

Unter der Aufsicht der Direkzion werden in Sarskoe-Selo halbseidene weiße, rothe und blaue Papiere zu Assignazionen, die blauen zu 5, die rothen zu 10 und die weißen zu 25, 50 oder 100 Rubel fabrizirt, von der Direkzion benumerirt und von ihren Mitgliedern beschrieben. Wenn, wie es damals hieß, auch gelbe Bankzettel von 1, 2 und auch 3 Rubeln an Werth gemacht worden wären, so würde dies nur zur Verfälschung noch häufiger Gelegenheit gegeben und gewiß die Theurung noch ansehnlicher vermehrt haben. Bis jetzt hat es 175 Verfertiger falscher Banknoten gegeben, von welchen 60 noch nicht entdeckt sind. Einige derselben sind sehr täuschend nachgemacht, insonderheit die aus einer ganz neuerlich in Moskau entdeckten Fabrike. Die von der Bank gegen falsche Banknoten in ächten Bankassignazionen bezahlte Summe beträgt indeß nicht mehr als 300000 Rubel. Daß alle rußische Bankzettel auf Kupfermünze gestellt sind, ist bekannt. Nach der Erklärung von Seiten der Regierung werden die Bankassignazionen zusammen die Summe von einhundert Millionen Rubel nie übersteigen.

Die neue Wechselbank befindet sich im dritten Admiralitätstheil in der großen Gartenstraße neben den Kaufhöfen und gehört zu den

schönsten Gebäuden der Residenz. Es besteht aus drei abgesonderten Palästen, von denen das mittlere, als das Hauptgebäude zurücksteht, wodurch ein Hofplatz gebildet wird, der an der Gasse von einem einfachen und geschmackvollen Gitterzaun (Granitsäulen mit eisernen Stäben ohne Vergoldung) eingeschlossen ist. Zwei bedeckte Kolonnaden verbinden das Hauptgebäude mit den Seitengebäuden. Jenes sowohl als diese haben zwei Stockwerke über dem Erdgeschoß und prächtige Peristyle. Die edle Einfalt des Styls und die imposante Masse des Ganzen machen die trefflichste Wirkung; doch würde dies Alles noch besser in's Auge fallen und einen größern Eindruck hervorbringen, wenn der Raum, von dem man das Ganze übersehen kann, nicht so beschränkt wäre. Die Absicht des Architekts (Hrn. Etats-Raths und Ritters des Maltheserordens Quarenghi) war, der andern Seite dieses vortrefflichen Gebäudes, nach dem Katharinenkanale zu, eine ebenfalls schöne Façade zu geben; doch Katharina II., die den Plan nicht bewilligte, ließ die eben gedachte Seite mit einer Mauer umgeben.

Im Bezirk derselben befindet sich seit 1786 die Münze, seitdem der Bank von der Kaiserin die Freiheit zugestanden ward, vom eingeführten gemünzten oder ungemünzten Silber und Golde, auch hiesigen Kupfer, nach dem gesetzlichen Münz-

fuß, Münzen zu prägen. Im J. 1795 fing sie aber erst an, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen und unter der Direkzion der damaligen Direktoren der Assignazionsbank, des Fürsten Alexei Kurakin und Herrn v. Alexin wurde die noch jetzt existirende Münze in den Hintergebäuden der Wechselbank und von Scherif, einem Engländer, die daselbst befindliche Feuermaschine angelegt, welche mit einer Kraft, wie von 16 Pferden, die vier Walzen in Bewegung setzt, durch welche die aus der Festung nach der Münze in der Bank abgelieferte und nach dem gesetzlichen Münzfuß legirten Silberbarren von 83⅓ Dicke bis zu der gehörigen Dicke gezogen werden. Seit dem J. 1797 hat nämlich der in der Festung gelegene Münzhof das daselbst legirte Silber zum Vermünzen in die Bank geschickt, obgleich man noch Anfangs fortfuhr, auch dort zu münzen, das jedoch bald darauf aufhörte.

Die gewalzten Silberstangen werden nachmals durch die von zwei Pferden in Bewegung gesetzte Walze der Justirmaschine gezogen, dann geglüht, geschnitten, gesotten und polirt. Die übrigbleibenden Silberschnitzel werden in einem, ebenfalls in der Münze befindlichen Schmelzofen zu Stangen verschmolzen und mit diesen wird dann wie mit den andern Silberbarren verfahren. Nachdem der Gurt oder der Reif um das Geld gemacht ist (der ganze Rubel hat in seinem Gurt eine Schrift,

welche die Probe anzeigt, die übrigen silbernen Scheidemünzen sind lediglich mit einem geriefelten Gurt versehen), wird es geprägt, welches vermittelst vier hierselbst befindlichen Pressen geschieht, von denen zwei zum Prägen der ganzen und halben Rubeln und die andern beiden zum Prägen der 25 und 10 Kopekenstücke dient. Eine solche Presse kann in 24 Stunden 15, höchstens 18000 Schläge machen und also so viele ganze und 8 — 9000 halbe Rubel schlagen. Es wird ununterbrochen das ganze Jahr hindurch (ausgenommen während der mehrere Tage hinter einander folgenden Ferien wie z. B. Ostern, Pfingsten und Weinachten) in der Münze gearbeitet und zwischen 4 — 5 Millionen Rubel werden jährlich hierselbst gemünzt.

Bei der Münze sind täglich 80 Kronarbeiter und 50 — 80 Mann freie Leute beschäftigt, die hinter eisernen, verschlossenen und versiegelten Thüren wohnen und blos zur Zeit der benannten Ferien abgelassen werden, während welcher Zeit das Schadhafte in dem Innern der Münze ausgebessert wird. In der Goldmünze, die auch hier, aber abgesondert für sich ist, wird jährlich nur während vier bis fünf Monate gearbeitet. Es ist in dieser nur Eine Presse und hier werden jährlich in ganzen und halben Imperialen 1 — 1½ Million Rubel gemünzt.

Nur in St. Petersburg allein und zwar in

dieser Münze der Bank wird Gold und Silber für das ganze Reich geschlagen, so wie das Kupfer nur in Katharinenburg (jährlich gegen 1 Million Rubel) und in Koliran (ungefähr 200000 Rubel im Jahr) zu Geld verarbeitet wird. Man hatte zwar auch gleich bei Einrichtung der Münze in der Bank eine sehr große Feuermaschine angelegt, die noch unvollendet daselbst zu sehen ist, um das Kupfer ebenfalls hierselbst zu vermünzen; allein dies unterblieb. Außer den 4 Pressen für Silber- und Einer Presse für Goldmünzen giebt es in der Bank noch zwei Pressen für Medaillen und ein eigenes Zimmer, in welchem die Stempel aller, seit Peter dem Großen in Petersburg verfertigten Medaillen aufbewahrt werden.

Bei der Münze sind angestellt ein Wardein, ein Münzmeister für Gold- und ein anderer für die Silbermünze, ein Münzprobirer, ein Schmelzmeister u. s. w. Diese wohnen nebst einem Medaillenschneider in dem Münzgebäude selbst. Aus diesem wird das gemünzte Gold und Silber in die Reichskasse, nach der Bank, nach der Hauptkasse des Münzdepartements in der Festung u. s. w. abgeliefert; auch werden zu Chatullgeldern des Monarchen und der kaiserlichen Familie eine Million 400000 Rubel theils in Gold, größtentheils aber in Silber, jährlich in das Kabinet abgelassen. Der Kaiserin Katharina der Großen

wurden vom Kabinet monatlich 25000 Rubel in Gold und Silber geliefert.

VII.

Klubs und Kaffeehäuser in St. Petersburg.

Im Jahr 1770 entstand der erste Klub in der Residenz. Er ward von Engländern und andern hiesigen Ausländern errichtet und hieß der englische Klub. Am ersten März dieses Jahres eröffneten ihn die Mitglieder desselben in einem Hause im zweiten Admiralitätstheile an der Moika, wo er noch bis jetzt seine Zusammenkünfte hat. Zwei Jahre später entstand der musikalische Klub, 1776 der Bürgerklub, 1783 der Klub der vereinigten Gesellschaft, gewöhnlich der amerikanische genannt, 1785 der ältere Tanzklub und 1790 die neue bürgerliche Tanzgesellschaft. Wenn man zu diesen Klubs noch die deutschen und englischen Ballgesellschaften, die gewöhnlich jeden Winter zu Stande zu kommen pflegen, hinzufügt, so fehlt es den Einwohnern der Residenz eben nicht an Zerstreuungsorten, während der langen Herbst- und Winterabende; indeß haben erstere doch durch Mißbrauch die nachtheilige Wirkung, daß sie bei

manchen Individuen die Neigung und den Hang zur Geschäftlosigkeit befördern und die Spielsucht vermehren. Ein gelehrter Klub oder ein Lesekabinet, das 1781 entstand und der im darauf folgenden Jahre gestiftete Militairklub hatten keine rechte Konsistenz und lösten sich bald nach ihrer Entstehung wieder auf. Der zur Zeit der Regierung Kaisers Paul I. mit Recht so verschrieene Name Klub veranlaßte auf kaiserlichen Befehl das Sperren aller hiesigen Klubs; nachmals wurden dieselben zwar größtentheils alle wieder eröffnet, mußten sich aber von nun an Gesellschaften nennen, z. B. musikalische Gesellschaft, englische Gesellschaft u. s. f. Der gegenwärtige Monarch gab den Klubs die unter Seiner erhabenen Großmutter gehabten Privilegien wieder und erwies sogar dem musikalischen die Ehre, sich als Mitglied desselben aufnehmen zu lassen. An Balltagen pflegen der Kaiser und die Kaiserin bisweilen daselbst zu erscheinen und am Tanz der übrigen Mitglieder mit Theil zu nehmen. Ein großes Lesemuseum zu errichten, ist jetzt beschlossen.

So gut die Klubs auf dem St. Petersburgischen Boden gedeihen, so wenig prosperiren Kaffeehäuser hierselbst, deren man doch in andern großen Städten eine so große Menge findet. Die Hauptursache möchte wohl in der ausnehmenden Gastfreiheit der Einwohner dieses Orts liegen,

indem es hier leicht ist, Zutritt zu Privatgesellschaften zu bekommen. Das Caffé du Nord in der Isaaksstraße hat sich am längsten erhalten und ist das beste; unbedeutender sind das Caffé du Midi in der Newskischen Perspektive und das rigische Kaffeehaus in der großen Meschtschanskaja.

VIII.

Die Vorstädte von Konstantinopel an den Gestaden der thrazischen Meerenge.

Wenn ich den Boden einer großen Stadt betrete, pflege ich mir gewöhnlich ein Verzeichniß derjenigen Sehenswürdigkeiten zu entwerfen, die ein besonderes Interesse für mich zu haben scheinen; diese Regel befolgte ich auch an den Ufern des Bosporus. Schwer war es indessen, theils weil es hier ganz an einem guide des voyageurs fehlt, theils weil man fremd unter Fremden nicht sogleich wie zu Hause Gelegenheit findet, sich diejenigen Bücher zu verschaffen, die zu diesem Zweck dienen könnten. Auf die Eingebornen kann man sich nun vollends gar nicht verlassen: denn die rühmen hier so manches, was gar nicht rühmenswerth ist und übergehen vieles, was doch den europäischen Reisenden so sehr interessirt,

durchaus mit Stillschweigen. Ein Katalog von Merkwürdigkeiten der türkischen Kaiserstadt, bereits vor der Reise im Vaterlande niedergeschrieben und auf den Wanderungen durch die europäische Levante durch Hören-Sagen- ergänzt, kam mir dabei noch am besten zu statten; doch ich fand nur gar zu bald, daß auf meinem Papiere so viele Dinge fehlten, die einer genauern Aufmerksamkeit werth waren. Ich warf es endlich zur Seite und beschloß, es erst nach einer geraumen Zeit wieder zur Hand zu nehmen.

Der Augenblick dazu war jetzt gekommen und nun schlug ich meine Blätter von neuem auf, verfertigte mir eine Liste von Gegenständen, die ich in Augenschein nehmen wollte und nahm mir vor, so lange es möglich wäre, ganz nach der Ordnung der aufgeschlagenen Artikel zu verfahren und mich durch kein Hinderniß, deren es hier so viele giebt, davon abhalten zu lassen. Obenan auf diesem Etat standen die Vorstädte an den beiden Gestaden der Meerenge und um sie näher kennen zu lernen, ward sogleich dieser Tag zu einer Fahrt im Kanal bestimmt.

Ein Freund war bald gefunden, der sich mit mir in eine Tschaike setzte und nur ein Ruderer durfte die Bank besteigen, damit die himmlischen Ansichten dieser Gegenden nicht zu schnell unsern Blicken vorüberschwänden. Es war einer der schönsten Tage, die ich mir erinnere, je erleb

zu haben. Eben verkündigten die hellen Stimmen der Muezems auf den Höhen der Dschemienthürmchen die Stunde des Mittags, als wir die Rheede von Typhana verließen.

Von tanzenden Wellen geschaukelt schwebt sanft das schön verzierte kleine Fahrzeug dahin in Stambul's reizender Bay. Wie das Wasser sich kräuselt, wie die Silberschillernden Fische spielen und scherzen und ihres Daseyns sich freuen; wie die weißen Meerschweinchen uns überall zu begrüssen scheinen; wie goldschimmernd die glatten Kiesel am Boden in tausend Gestalten verändert mir glänzen; wie das Sonnenbild im Zenith, im blauen Aether blendend strahlend, Millionenmal zurückgeworfen wird von den silbern mit leisem Gerieſel am furchenden Kiele zerschellenden Wogen, während dem die Ruder harmonisch plätschern und die Vögel in den Gärten und auf den Zweigen der Zypressen uns ein liebliches Konzert zum Abschied geben.

Die Kanonen donnern auf den Schiffen und von den Batterien des Serails herab und die Echo's wiederholen das Gebrüll in's Unendliche, machen dem Ohr glauben, es käme aus hundert verschiedenen Feuerschlünden. Alle Schiffchen, welche den Eingang des Hafens bedecken, nehmen uns links ihre Richtung, alle Gallionschi's arbeiten mit großer Anstrengung, die Seite von Galata zu erreichen. Von der Spitze des Pallastes sind

eben drei vergoldete Tschaiken, zehnmal länger und geräumiger als die unsrige, mit vielen schön gekleideten Ruderern besetzt, ausgelaufen, das Auge durch ihren Prunk verblendend. In der ersten befinden sich kaiserliche Offiziere, die zweite trägt einen Bostandschih, gegen die Tschaike des Sultans zu ehrfurchtsvoll auf den Knieen liegend. Gold und Purpur strahlen von dem prächtigen Baldachin, der sie zu erkennen giebt.

Das einförmige Geräusch aller Ruder in abgemessenen Zwischenräumen, die auf einmal erhoben, auf einmal alle niedergeschlagen werden, die Schnelligkeit, womit diese Fahrzeuge die Meeresfläche durchlaufen, der unabsehbare Zulauf der Menge, die furchtbare Stille, die tiefe Ehrerbietung derselben an dem Orte, wo die Tschaiken an's Land gehen, alles verkündigt Neptun'en her von der Herrschaft der Meere Besitz nimmt oder den Großherrn, der eines seiner Lustschlösser am Kanal besuchen will.

Wir spannten unsere Schirme auf: denn ohne schwerlich ist ohne diese bei der Hitze des Tages die Fahrt auf der unverdeckten Tschaike, der Ruderer zog sein Oberkleid aus und entblößte Brust und Arme. Der unabsehbare Spiegel des Meeres, in dessen Tiefen tausendfältiges Leben wimmelte, war das Bild der größten Ruhe, ein sanftes Gegenbild der grausen Zerstörung, wird es von wüthenden Orkanen erschüttert.

Wir befanden uns gerade im Mittelpunkte des Zusammenflusses der drei Meere, als wir der prächtigen Hauptstadt noch einmal Lebewohl sagten und der kaiserliche Pallast mit seinen mannigfaltigen Gebäuden, Domen, Thürmen und Gärten das schönste Schauspiel dem Auge entgegenwarf. Die Meerenge zwischen dem Serail und Skutari kann kaum tausend geometrische Schritte breit seyn, soviel man von diesem Standpunkte aus mit dem Augenmaaß abnehmen kann. Ein scharfes Auge kann ziemlich deutlich alle die Bewegungen erblicken, welche auf den drei Gestaden zugleich vor sich gehen.

Wir fuhren dicht an dem Leander's Thurm vorbei, der die ganze Oberfläche der Klippe einnimmt, auf die er gebauet ist. Die Türken nennen ihn Kez-Qunla, den Jungfernthurm, und erzählen mancherlei wundersame Mährchen davon. Wir sahen eine Barke an demselben landen, der Thurm dient zu einer Art von Festung und zu einem Leuchtplatz für die in der Nacht einlaufenden Schiffe. Es sind Kanonen hier aufgepflanzt, welche den Eingang des Hafens, den Kanal beider Meere, das Serail, die Halbinsel von Pera, Galata und Tophana und Skutari beschießen können. Eine kleine Besatzung wird vom Großherrn von Zeit zu Zeit darin unterhalten. Sonderbar und äußerst merkwürdig bleibt es immer, daß sich mitten auf dieser aus der Meeres-

tiefe sich erhebenden Felsenkluft ein Brunnen von vortrefflichem süßem Wasser befindet. Auch Franken dürfen diesen Ort besuchen; ein alter Bostandschih wohnt daselbst, der alsdann ein Trinkgeld erhält.

Nachdem unsere Tschaike der gegebenen Ordre gemäß ihre Richtung nach der linken Seite zur europäischen Küste genommen hatte, langten wir bald vor Fondukli an, wo wir eine Weile an's Land stiegen. Diese Vorstadt liegt am Saume der Anhöhe, auf deren Spitze sich zum Theil Pera befindet, das ihr gegen Süd-Westen steht. Gegen Norden stößt sie an Dolma-Backdscheh, gegen Süden hängt sie fast mit Tophana zusammen.

Einer der reichsten Türken zur Zeit Sultan-Muhammed IV. war Hußein-Aga. Er legte sich in dieser schönen Gegend im Angesicht des Serails hart am Meere einen Pallast an, den er Fondukli nannte, wovon nachher die ganze Vorstadt den Namen bekommen hat. Man hatte hier mit großen Kosten mehrere Pavillons aufgebauet, deren Erker weit über die Meeresfläche hervorragten, damit man aus den Fenstern herab sich mit dem Fischfang belustigen konnte. Die Pracht dieser Zimmer war äußerst groß und entsprach ganz dem Reichthume des Besitzers.

Keine Woche vergieng, daß sich der Sultan hier nicht bei Hußein-Aga einfand und die

Fische, die er an Angeln und in Netzen mit eigener Hand fieng, wurden dann als eine besondere Gunstbezeugung des Kaisers den Höflenten und Großen der Hauptstadt zugesandt. Ward das Geschenk durch einen gemeinen Serailsdiener überbracht, so mußte ein Beutel oder 500 Piaster das Honorar dafür seyn, war es aber ein Tschuadar oder ein Garderobemeister des Großherrn, der sich dieses Auftrags entledigte, so mußten wenigstens fünf Beutel gegeben werden. Der Fischfang des Sultans in Fondukli war also damals eine wahre Kontribution für die Hof- und Reichsbeamten.

Es befinden sich hier nahe an den Meeresgestaden noch eine Menge Lusthäuser vornehmer Türken mit offenen Gallerien und Gitterbalustraden gegen den Kanal hin nebst vielen andern weißen morgenländischen Gebäuden. Der Fischfang ist da besonders ergiebig. Unter andern giebt es hierselbst eine erstaunliche Menge von Schwerdfischen (Pesce-Spada von den Italiänern genannt), deren Nasenbein zwei, drei und noch mehrere Fuß lang vorragt und eine Art eines großen stumpfen Schwerdes bildet. Sie sind von ansehnlicher Größe und ihr Fleisch wird besonders von den Griechen für sehr wohlschmeckend gehalten.

Die Umgebungen von Fondukli sind äußerst romantisch. Hinter den Häusern ziehen sich eine Menge Gärten und Baumhaine hin, dem Hügel über der Vorstadt hinauf winden sich mancherley

Schlangenwege und zwischen den Anhöhen erscheinen kleine Waldhöhlen mit glänzendem Grün und Blumen bedeckt oder längliche engbekränzte Thäler öffnen ihren grasigten Busen im Schatten der Klippen, die bis zu dem Meeresufer hin sich ausbreiten und dort den fluthenden Gewässern einen festen Felsendamm entgegensetzen.

Ich ging am Strande der See spazieren, das herrliche Schauspiel der sich längs den Küsten üppig und herrisch wälzenden Wogen in der Nähe zu sehen. Die Aussicht von diesem Standpunkte ist entzückend und noch prächtiger muß sie von den Höhen der Altanen, welche mit mannigfaltigen Zierrathen die Häuser schmücken, dem Auge erscheinen. Man erblickt rechts den reizenden Hügel mit den Serailspalästen, sieht links nach der Gegend des Sommeraufenthalts des Großherrn hin, hat vor sich Skutari mit allen seinen weitläuftigen Environs.

Wir bestiegen die Tschaike wieder, unser Ruderer hatte das Segel aufgespannt, ein freundlicher Südwind wölbte es hoch auf. In kurzem hatten wir die Gärten des Melonenkiosks (Dolma-Backdscheh) umfahren und nun begrüßten uns die langen Gebäude der Vorstadt Bechik-Tasch, die sich in einer langen ununterbrochenen Reihe hart an den Gestaden hinziehen.

Im Rücken ist dieser Ort von hohen Hügeln

umschlossen, gegen Süden stößt er zunächst an die umliegenden Gegenden von Dolma-Backdscheh, nach Osten aber breitet sich der Kanal und die mit schönem Waldgrün und hin und wieder mit Häusern bedeckte Küste Kleinasiens vor den Augen des Beschauers aus. Bald verschließen hier mit dickem Laubwerk bewachsene Anhöhen alle Aussicht auf das Land, bald lassen sie wieder einen kleinen Blick auf die ferne innere Gegend zu, die der Einbildungskraft Winke giebt, sich interessantere, reizendere Landschaften zu malen, als sie bisher noch gezeigt hatte.

Mit großer Verehrung wird in dieser Vorstadt die Asche des Hadschi-Bektasch aufbewahrt, des berühmten Stifters jener bewaffneten Mönche, jener furchtbaren Miliz, die Jahrhunderte lang Europa und Asien zittern machte. Das Korps der Janitscharen bestand Anfangs aus einer kleinen Anzahl Gefangener, die Sultan Amurat der erste beim Uebergang des Hellesponts gemacht hatte. Als er sie zahlreich genug fand, um ein besonderes Korps zu bilden, schickte er sie an Bektasch und bat ihn, ihnen einen Namen und ein Feldzeichen zu geben. Als dieser sie sah, riß er einen Theil seines Aermels ab, heftete ihn einem von ihnen an den Kopf und rief: Ihr Name sey Janitschar, ihre Tapferkeit, ihr Betragen edel und stolz, ihre Säbel scharfschneidend und

ihre Lanze stets bereit, das Haupt ihrer Feinde zu treffen.

Von dieser Zeit an war der Name Janitschar furchtbar und schrecklich für alle Feinde des osmanischen Reichs und, gleich den Strelizen des moskovischen Zaare, gelangte diese Miliz bald zu einem Ansehen, die oft selbst den Sultanen gefährlich wurde. Nördlich von Bechik-Tasch befindet sich auch die den Janitscharen eingeräumte Vorstadt Orta-keu, welche mit jener gleich zusammenhängt. Sie erstreckt sich weit mehr in die Tiefe als Bechik-Tasch, nimmt aber dagegen am Bosporus einen kleinern Raum als diese ein.

Ungefähr vierhundert Schritte von Bechik-Tasch und etwas über Orta-keu ist das Vorgebürge Tefterdar oder Tefterdar-Burun, welches die Aussicht auf den Rest des Kanals nach Norden verschließt und weit gegen die Küste von Anatolien hervorragt. Als wir es umsegelten, bliesen frischer die Seewinde und trieben uns schnell nach Kuru-Tschesmeh hin, wo wir von neuem an's Land uns begaben.

Diese Vorstadt besteht aus einer Menge von Landhäusern, welche von griechischen Fürsten, Metropoliten und Bischöffen bewohnt werden und die man von den Häusern der Muselmänner durch den weniger grell in die Augen fallenden Anstrich leicht unterscheiden kann. Auch einige reiche ar-

mensche und jüdische Familien haben sich hier Sommerpaläste erbauet.

Die Anzahl der Gärten und Parks, womit die Wohnungen umgeben sind, ist sehr groß, und da sie zum Theil am Abhange von Hügeln angelegt sind, so genießt man von da den schönsten Prospekt auf die nördlichen Gewässer des Kanals und das gegenüberliegende feste Land von Asien. Gegen Süden ist indessen die Aussicht durch das Rosterdar-Vorgebürge beschränkt.

Der Aufenthalt zu Kuru-Tschesmeh hat vor dem zu Tarapia den Vorzug, daß man näher bei der Hauptstadt ist, daher wählen ihn besonders diejenigen griechischen Prinzen, welche Stellen bei der hohen Pforte bekleiden und sich darum täglich in Konstantinopel einfinden müssen. Die Pracht in ihren Häusern ist hier übrigens eben so groß als in Tarapia, ob sie gleich da ungestörter und mehr von den Türken entfernt leben können. Nahe dabei gegen Norden liegt das Herrenvorgebürge oder Effendi-Burun.

Als wir wieder in der Tschaike fortruderten, hatte sich der Wind allmählig noch verstärkt und frischer wurden die Lüfte. Wir gelangten nun an die Stelle des Bosporus, wo sich die Gewässer mit einem außerordentlichen Ungestüm brechen und den Strom bilden, den die Türken Sheitan-Akindisi (Teufelsstrom) nennen. Wohlbedachtsam wurde das Segel wieder eingezogen: denn

hier hätte es uns nur Gefahr bringen können. Dem Ufer immer nahe schwebte unser kleines Fahrzeug im weit hinfluthenden Meere, brandend wogte das Wasser an's felsige Riff und schäumend sprudelten die sich wälzenden Wogen um uns her. Mit den Rudern mußte oft das Gleichgewicht wieder hergestellt werden, das immer gestört wurde und es war nöthig, daß wir uns mit unserer Körperschwere bald auf diese bald auf jene Seite hinneigten, um nicht umgeworfen zu werden von den aufgethürmten Seewellen.

Wir kamen endlich bey der Vorstadt Arnaut-keu an, die nahe an dem Vorgebürge Akindi (Akindi-Burun) liegt. Hat man dieses umfahren, so hat man eine freie Aussicht bis zu den Schlössern am Kanal hin. Zwischen dem Akindi-Burun und dem Kislar-Burun, so wird nämlich das nun zunächst folgende Vorgebürge genannt, wird von der europäischen Küste ein Golf gebildet, in dessen Mitte ungefähr die Anlagen von Bebek sich ausbreiten.

Nördlich von dem Frauenvorgebürge (Kislar-Burun) erblickt man ein Kastell, das das neue Kastell von Europa oder Rumeli-Hißar genannt wird. Es liegt am Abhange eines Hügels und ward unter dem letzten griechischen Kaiser Konstantin Paläologus von Sultan Mu hammed dem zweiten angelegt, als dieser bereits seine Gedanken auf die Eroberung von

Konstantinopel richtete: denn bis soweit waren die Türken schon Meister des Bosporus, als die Hauptstadt des orientalischen Kaiserthums noch frei war; allein indem man sich ruhig es gefallen lassen mußte, daß sich der Sultan hier an der Meerenge, in dieser großen Nähe des Hafens festsetzte, war auch die Herrschaft der Griechen so gut wie dahin.

Das Kastell, wie es jetzt beschaffen ist, sieht furchtbarer aus als es ist. Zwar wird beständig eine Besatzung darin gehalten, zwar blicken schwere Kanonen mit ungeheuern Mündungen aus den Schießlöchern durch; aber doch wird es nicht im Stande seyn, einem Kriegsschiff den Durchgang zu verwehren. Eben so wenig Schaden dürften in diesem Falle die um das Schloß herum erbaueten Bastionen und stark mit Geschütz besetzten Batterien längs dem Ufer hin anrichten: eine einzelne gute Fregatte würde alle diese Werke demontiren und die Artilleristen in die Flucht jagen, die nichts haben, wohinter sie Sicherheit vor den feindlichen Kugeln finden könnten. Ueberhaupt hat das ganze Kastell mehr das Ansehn einer großen Ruine, die von Tag zu Tag mehr zerfällt und dem gänzlichen Umsturze entgegensieht, als einer Veste, die einem einbrechenden Feinde Widerstand thun kann.

Das Kastell dient jetzt auch zur Aufbewahrung angesehener Personen, die man nicht in das

Schloß der sieben Thürme setzen will. Das auf der asiatischen Seite gerade gegenüber liegende andere Kastell Anadoli = Hißar oder das Schloß von Asien befindet sich in einem nicht bessern Zustande.

Wir begaben uns ein wenig an's Ufer, um die Fortifikationen etwas genauer und näher in Augenschein zu nehmen. Die Türken, welche zur Wache neben den an den Gestaden aufgepflanzten Kanonen standen, ließen uns aber nicht so weit kommen als wir wünschten. Wir mußten darum den Weg zu dem um Rumeli = Hißar sich ausbreitenden Gottesacker einschlagen, auf dem eine Menge schöner Zypressen = und Terpentinbäume (Pistacia Terebinthus. Lin.) prangten. Der Kryptogamist würde in dieser Gegend vortrefliche Plätze zu botanischen Exkursionen und Bereicherung seiner Sammlungen finden.

Die Natur erscheint hier äußerst malerisch und die um das Schloß zunächst liegenden Oerter waren auch sehr lebhaft und mit Menschen angefüllt. Außer vielen andern interessanten Gruppen fand ich einen Griechen, der auf dem Schesbdar spielte und eine Menge Volks um sich versammelt hatte. Es ist dies ein griechisches Psalterion, ein musikalisches Instrument, das einer mit sechs Saiten bespannten Harfe gleicht. Der Erfinder ist ein Perser Schahkuli, der auch ein Werk in persischer Sprache über die Musik geschrieben

hat, welches sich in mehrern Bibliotheken zu Konstantinopel befindet.

Wir wollen nun noch einen Rückblick thun auf die zurückgelegte Strecke im schönsten der Golfe und auf die Städte und Städtchen an dem abendländischen Gestade, die wir bereits einer Musterung unterworfen haben. Von Top-hana bis nach Rumeli-Hißar besteht das Terrain längs dem Kanal hin aus einer Kette von Schieferhaltigen Hügeln, an deren Fuß fast ununterbrochene Reihen von Häusern und Ortschaften sich befinden. Sie werden von den fruchtbarsten Gründen umgeben, auf denen man überall Zypressen, Linden, Myrthen, Meerkirschen (arbutus unedo. Lin.), Weinstöcke, Eichen und so viele andere Bäume erblickt, die den reizendsten Anblick von allen Seiten gewähren. Mehr oder weniger geräumige Gärten und Lusthaine mit den prächtigsten Pavillons und Kiosken, worin man die frischesten Luftströme und die mannigfaltigsten Prospekte auf dem Kanal genießt, wechseln mit einander ab. Hier bringt der größte Theil der reichen Konstantinopolitaner den ganzen Tag über während der schönen Jahrszeit zu. Man sieht sie häufig auf den Divanen vor den Häusern und auf den Gallerien der Gebäude sitzen, Tabak schmauchen, Kaffee trinken, Rosenkränze von Agat oder kostbaren Steinen in der Hand herumdreben und ruhig auf die Vorüberschiffenden hinblicken.

Die städtischen Vergnügungen verwandeln sich hier in ländliche. Man geht auf die Jagd, man vergnügt sich mit der Fischerei, man fährt auf der See spazieren, besucht einander auf den Landhäusern, beschäftigt sich mit Gartenanlagen. Auch die Frauenzimmer kommen aus der Stadt und beziehen die ihnen angewiesenen Quartiere. Daher erblickt man so viele Gebäude, deren Fenster gegen das Meer hin stark mit Gittern verschlossen sind, hinter welchen die Türkinnen Alles, was auf dem Wasser vorgeht, mit anschauen können, ohne selbst gesehen zu werden.

Kein Sommerschloß an einer noch so gangbaren Landstraße von Paris oder Wien kann eine solche Mannigfaltigkeit von Szenen darbieten, als man von diesen Kiosken aus auf der breiten Wasserstraße von Stambul hat. Man kann es sich daher leicht erklären, warum die Muselmänner sowohl als die Griechen, Armenier und Juden nicht müde werden können, hier völlig unthätig und geschäftlos zu verweilen, wie manche unter ihnen die Hälfte ihrer Tage daselbst, ruhig auf dem Sopha gelehnt und nur nach dem Wasser hinblickend, zubringen können.

Wir gingen wieder an Bord. Der schöne Nachmittag hatte den Kanal mit Tschaiken angefüllt, diesen Schiffchen, eben so elegant als reich, eben so schnell als eifersüchtig, von den geschicktesten und kraftvollsten Ruderern gelenkt, die man zu fin-

den vermag. Man ist unschlüßig, was man am meisten bewundern soll, ob die Gewandheit oder die Stärke oder die Zierlichkeit, womit sie dem Strome zu begegnen wissen. Es sind nicht diese Anstrengungen, diese großen Bewegungen, die bei den Malteſern Erstaunen erwecken: die Türken sitzen mit untergeschlagenen Beinen und bewegen kaum den Körper; aber sie beugen sich und regieren, wie die Vögel ihre Flügel, die enormen Ruder, welche sich unter ihren nervigten Armen kreuzen. Von Kindheit an an diese mühſelige Arbeit gewöhnt, haben ihre Muskeln unter ihren weiten Gewändern jene Fülle und jenen Wachsthum erlangt, der ihnen hier so gut zu statten kommt.

Es erweckt eine seltsame, überraschende Empfindung in meinem Gemüth, indem ich mir vorstelle, daß eben der Ruderer, der so geschickt mein Schiffchen zu leiten weiß, vielleicht morgen ans Ruder des unermeßlichen Staatsschiffs gerufen, in einem halben Jahre Großvezier werden kann. Ich kann mich nicht enthalten, ihn auf dieſe Möglichkeit aufmerksam zu machen und, was er antwortet, ist: Inschallah! (Gott weiß es!) Würde er es auch werden, sein stolzer, kühner Muth könnte eben so wenig dadurch noch größer werden als die Verachtung, womit er auf jeden Nichttürken blickt — das glaube ich auf seiner Stirn zu leſen. Hierin ist der geringste Osman

dem größten gleich, hierin giebt's keinen Unterschied bei den Türken.

Wir gelangten auf unserer Fahrt bald nach Balta-Liman (dem Hafen des Beils), wo sich zwei Flüsse, nachdem sie sich miteinander vereinigt haben, ins Meer ergießen. Eine Anhöhe dominirt diesen Ausfluß und am Fuße derselben brechen sich die Gewässer mit vielem Ungestüm. Mehrere Gebäude liegen hier theils nahe an der Küste theils tiefer im Lande hinein.

Weiter hin findet man an den Gestaden eine Menge Reste alter Gebäude, die nur noch kurze Zeit der völligen Zerstörung trotzen zu können scheinen. Doch Konstantinopel und der ganze thrazische Bosporus gleichen ja überhaupt nur Ruinen, hier und dort wieder zu einer haltbaren Wohnung ausgebessert und werfen wir unsern Blick weiter — kommt uns da nicht das ganze türkische Reich wie eine Ebene von Palmyra vor, wie ein ungeheures Ruinenfeld, aus dem noch, neben der sonderbarsten Mischung von Anlagen, kostbare Denkmäler des Alterthums hervorragen und wehmüthig an jene Zeiten erinnern, in denen noch jene Gegenden einer bessern Kultur geweihet waren.

Ruinen zu besichtigen dazu hatte ich jetzt keine Lust, Szenen der Gegenwart und nicht der Vergangenheit wollte ich mir vorführen lassen, und darum befahl ich, da ohnedies die Sonne schon

tiefer zu ſinken begann, umzukehren. Die Vorſtädte der aſiatiſchen Küſte auf der Strecke, die wir zurückgelegt hatten, waren noch in Augenſchein zu nehmen und darum beſchloſſen wir die noch übrige Zeit dieſer Betrachtung zu widmen. Wir fuhren zum Vorgebürge Kandlidſche (Kandlidſche-Burun) hinüber, das dem Balta-Liman faſt gerade gegenüber liegt und nachdem wir lange genug unſer Auge an dem Anblick des Serails und deſſen Umgebungen geweidet hatten, das den Namen Sultan-Serai führt und flüchtig die Kurfer-Baktſcheſi mitgenommen worden waren, kehrten wir zum Anadoli-Hiſſar zurück.

In der Nähe des aſiatiſchen Kaſtells ſieht man zwei Flüſſe, welche demſelben ſüdlich liegen und ihre Richtung von Oſten nach Weſten haben, ins Meer ſtrömen. Der erſte heißt Jok-Su (Acheta bei den Griechen) und iſt der beträchtlichſte aller Ströme, die von Kalzedon bis zum ſchwarzen Meere, ſich in den Bosporus ergießen. Man fängt darin beſonders häufig einen Fiſch, den die Turken Lelindſchia nennen. Der andere wird zum Unterſchied von dem erſten, Kutſchuk-Su (das kleine Waſſer) genannt und auch dieſer wimmelt von wohlſchmeckenden Fiſchen. Zwiſchen dieſen beiden Strömen befindet ſich eins der ſchönſten und prächtigſten Kioſke des Großherrn.

Die Küſte von Aſien, von Anadoli-Hiſſar

bis Skutari bietet, gleich der gegenüberliegenden europäischen, eine fast ununterbrochene Reihe von Vorstädten und Palästen dem Auge dar, in denen der Aufenthalt äußerst angenehm seyn muß. Doch haben die Franken, soviel mir bekannt ist auf dieser Seite keine Sommerhäuser: es ist als wenn sie für die andere eine besondere Vorliebe hätten, indem sie Europa eben so sehr als ihr wahres Vaterland schätzen, wie die Türken Asien.

Ich kann indessen vorjetzt nur noch einer Merkwürdigkeit gedenken, die sich ebenfalls auf der asiatischen Seite des Bosporus befindet und wovon mir mein Gefährte Nachricht gab. Es ist ein Schloß, umgeben von hohen, dickbelaubten Bäumen, die den Anblick desselben ganz dem Auge entziehen. Die Lage ist so, daß man von ihm eher nichts gewahr werden kann, bis man davor steht. Natürlich muß also die Aussicht daselbst sehr beschränkt seyn und dennoch pflegt der Ort häufig von Fremden besucht zu werden und ihre Neugierde zu reizen.

Er flößt nämlich ein ganz anderes Interesse ein als der schönste Prospekt gewähren kann. Hier wurde Sultan-Ibrahim, Mehemed des vierten Vater, der im J. 1672 regierte, von einem treuen Diener zwanzig ganze Jahre verborgen gehalten und ernährt. Heimlich hatte dieser ihn aus dem Serail entführt und da-

durch dem Tode entrissen, als Sultan-Murad zur Befestigung seines Throns alle seine Brüder ermorden ließ, damit kein osmanischer Prinz außer ihm übrig bliebe und die Janitscharen keinen andern an seine Stelle setzen könnten.

Der Bostandschi-Baschi, der gerade mit einer Menge Bewaffneter die asiatischen Vorstädte der Reihe nach besuchte und dort Abgaben eintrieb, hinderte uns, weil wir ihm nicht in den Weg kommen wollten, für diesmal unser Vorhaben auszuführen, die Vorstädte auf dieser Seite des Kanals näher kennen zu lernen. Als wir indessen unsern Lauf nach den Kula-Backtscheßi dennoch nehmen wollten, mußte das Unglück gerade einen Harem herbeiführen, der eben an's Land stieg. Der mannigfaltigen Hindernisse müde, die uns in den Wurf kamen, um die Befriedigung unserer Wißbegierde zu erschweren, faßten wir endlich den Entschluß nach Hause zurückzukehren, nachdem wir noch einmal einen Blick auf Kuru-Tschesmeh gethan hatten, wovon man doch einigermaaßen mit Voltaire sagen kann:

Liberté, liberté, ton trone est en ces lieux.
La Grèce, où tu naquis, t'a pour jamais perdûe
Avec ses sages et ses Dieux.
Aux murs de Constantin, tremblante et consternée

Sous les pieds d'un Vizir tu languis enchaîné
Entre le sabre et le cordeau.

Aber so sehr sich auch die vornehmen Griechen da mit ihrer Freiheit brüsten mögen, was ist sie beim Lichte betrachtet anders als eine Wachspuppe, dem Spiele und der Willkühr von Kindern Preiß gegeben? Die eiteln Thoren dünken sich frei wie ihre Urväter, wenn sie die Schwelle ihrer Wohnungen betreten, die sie von innen so prächtig ausgeschmückt haben, daß sie Feenschlössern gleichen, denen sie aber von außen oft ein elendes, zerfallenes Ansehn mit Fleis geben lassen, um nicht die Habsucht ihrer Oberherrn zu reizen. Und dennoch müssen diese sich frei dünkenden Griechen, eben so gut wie die Armenier und Juden, sorgfältig die Fenster und Balustraden verschließen, wenn sich nur der Bostandschi-Baschi in der Ferne zeigt. Er soll es nicht gewahr werden, welch ein prunkender Luxus in den so wenig ansehnlichen Gebäuden herrscht: denn würde er sonst nicht etwas davon zu erpressen wissen?

Sind diese Griechen aber auch der ächten Freiheit werth, da sie sie nur für sich nicht für andere haben wollen, da lediglich Egoismus nicht Kosmopolitismus ihnen darnach zu streben befiehlt? Denn kommen sie aus der Hauptstadt der Türken weg, kommen sie als Hospodare unter ihre Glaubensgenossen in der Wallachei und in der Moldau,

treten sie da nicht meistens, ärger als osmanische Paschen, alle Menschenrechte mit Füßen und drücken ein Volk durch ihren Geld- und Ehrgeiz, das sie zu beglücken berufen waren? —

IX.

Das Bergwerks-Institut in St. Petersburg.

Die Errichtung des großen Gebäudes für das Bergkadettenkorps oder die Bergschule fällt in das Jahr 1772 unter der Regierung der zweiten Katharina. Nach dem Schiffbau gehörte die Eröffnung der bisher begraben gelegenen Bergwerke schon zu Peter des Großen eifrigsten Bemühungen. Bereits im J. 1718 wurde deshalb von ihm ein Bergkollegium verordnet, zu welchem in ihrem Metier erfahrene Subjekte als Mitglieder erwählt wurden. Bald darauf ward in Petersburg ein kleines Hüttenwerk mit zwei Schmelzöfen, ein Seiger- und ein Darrofen, nebst einem Gahr- und Treibheerde angelegt, um dadurch den Russen das Schmelzen und Hüttenwesen praktisch beizubringen. Katharina führte die Ideen ihres großen Ahnherrn noch weiter aus. Die von ihr gestiftete Anstalt nimmt am rechten Ufer der großen Newa auf Wasili-Ostrov ein

Quadrat bis zur Querstraße zwischen der 21ten und 22ten Linie ein. Das Korps hat ansehnliche, steinerne, zwei Stock hohe Gebäude und seit 1788 auf dem Dache ein kleines astronomisches Observatorium. Zur Vergrößerung desselben kaufte der gegenwärtige Monarch im Mai 1802 für 25000 Rubel das an dasselbe stoßende, der Fr. Generalin Fursow gehörige Haus, zu dessen Reparatur und Einrichtung 7000 Rubel von der Krone bestimmt wurden. In dem zu demselben gehörigen Garten soll eine Hütte zum Schmelzen mit einer Dampfmaschine angelegt und 3 — 4000 Pfund Eisenerz, die zu diesem Behuf die Bergwerke hierher liefern müßen, sollen jährlich in der Hütte verschmolzen werden, um den Zöglingen anschauliche Kenntnisse von dieser Arbeit zu geben. Ferner wird das in dem alten Garten dieses Korps gelegene und unter der letzten Regierung ein wenig in Verfall gerathene künstliche Gebürge mit dessen Schachten, Geschenken, Strecken, Stollen u. s. w. nunmehr wieder in guten Stand gesetzt; auch hat der jetzige allgeliebte Monarch 5000 Rubel jährlich zu Versuchen bestimmt, die in der Bergschule gemacht werden sollen, wenn jemand Vorschläge zur Verbesserung des Bergwesens in derselben einliefern sollte. Der Etat der jährlichen Unterhaltung dieser Kaiserlichen Anstalt, der ehemals 3000 Rubel betrug, ist durch einen, im Julius 1802 gegebenen Ukas um 10000 Rubel erhöhet worden.

Seit 1804 ist die Uniform des Bergkorps und der Beamten des Berg- und Münzwesens überhaupt ein Rock von blauem Tuch ohne Rabatten mit stehendem Kragen und aufgeschlitzten Aufschlägen von schwarzem Sammet, die Rockschöße und Falten sind mit schwarzem Tuch belegt, die so wie Kragen, Aufschläge und Aermelkäppchen mit einer Kante von rothem Tuche eingefaßt sind; die Knöpfe sind flach und gelb, das Unterfutter schwarz und die Pantalons und Kamisole von weißem Tuch. Die Generalität und die Stabsoffiziere haben überdies auf Kragen und auf Aermelkäppchen Stickerei.

Das zu der Bergschule gehörige Mineralienkabinet, das aus den Sammlungen von den Herrn Larmann, Cäßinova, Leybe und Renovanz, besteht, wurde durch die vom Kaiser Alexander im Dezember 1801 von Forster für 5000 Rubel gekaufte, von dem Monarchen an gedachte Bergschule geschenkte und nachmals auch die von dem Oberberghauptmann Derábin (dem jetzigen Direktor der permischen und Goroblagodatskischen im Tobolskischen Gouvernement gelegenen und an Eisen und besonders guten Magneten so reichhaltigen Bergwerke) derselben verehrte Mineraliensammlung außerordentlich vermehrt. Dieses sehr sehenswürdige, aber noch nicht ganz geordnete Mineralienkabinet ist in einem schönen Saal aufgestellt.

und enthält unter andern Merkwürdigkeiten einen besonders großen, 97 Pfund schweren Malachit, eine 5 Pfund schwere nebst noch einer andern sehr reichhaltigen Goldstufe und andere kostbare Stücke mehr.

In dem an diesen Saal stoßenden Zimmer sind mehrere zum Bergwesen gehörige Modelle aufgestellt, unter welchen das von der Katharinenburgischen Münze, die von einem paar englischen Schmelzöfen, das Modell einer Dampfmaschine u. a. m. besonders merkwürdig sind. Mit der Zeit dürfte das Institut auch wohl noch durch eine zweckmäßige Bibliothek bereichert werden.

In dem Bergkorps, das zur Aufnahme von 60 Zöglingen eingerichtet ist, befinden sich jetzt ihrer 117. Erstere 60 werden auf Kosten der Krone erzogen, die übrigen auf ihre eigene, zu welchem Behuf sie 300 Rubel jährlich zahlen. Außer der rußischen Sprache, in welcher der wissenschaftliche Unterricht ertheilt wird, erlernen sie auch die deutsche, französische und lateinische; ferner auch Zeichnen, Musik und Tanz. Nachdem die Zöglinge im 10ten oder 11ten Jahre in diese Anstalt aufgenommen sind, werden sie nach vollendeter Erziehung und nach einem strengen Examen als Schichtmeister, die zur 14ten Rangklasse gehören, ausgelassen und alsdann entweder in die Hütten nach Sibirien oder ins Ausland geschickt, wo sie sich mit einer jährlichen Unterstützung von 1500 Rubeln, in den

berühmtesten Bergwerken bilden, um nach ihrer Zurückkunft als Oberschichtmeister im Vaterlande angestellt zu werden. Das Bergkorps sortirt unter dem Finanzminister und steht unter der Aufsicht eines Oberdirektors unter dem Bergkollegium, das in dem Gebäude der zwölf Kollegien auf Wasili-Ostrov seinen Sitz hat.

X.

Armenanstalten von St. Petersburg unter Katharina II.

Schon längst hatte Wasili-Ostrov im Walde ein Armendorf (Bogodelnä) neben einem Todtenacker und dessen Kirche, in welchem arme Familien und auch einzelne Arme mit Wohnung, Holz und einigen Lebensmitteln unterstützt wurden. Ein ähnliches Armendorf war im Dorfe Smolna neben dem Jungfern-Kloster. Als aber 1780 das Findelhaus vom Kloster nach der großen Million verlegt ward, kaufte die Monarchin das große, in Form eines Quadrats erbaute steinerne Haus desselben und übergab es dem Kollegium der allgemeinen Fürsorge zu einem Stadt-Armen-Hause, wozu es auch 1781 nach Einweihung der Annenkirche angewandt und zuerst mit den Einwohnern der Armendörfer besetzt ward. Die-

ses Armenhaus, das für hülfsbedürftige abgelebte In- und Ausländer eingerichtet ist, besteht in drei Klassen. Es giebt hier 1) solche mit unheilbaren Schäden und Krankheiten, 2) Unvermögende und 3) die noch einige Arbeit verrichten können; von dieser Art sind die mehrsten Bettler. Nach dem Etat kostet die jährliche Unterhaltung dieser Anstalt 15000 Rubel. Am Schluß des J. 1803 befanden sich in derselben 1160 Personen, worunter 300 männlichen Geschlechts. Drei Aufseher, die monatlich drei Rubel erhalten, und eine deutsche Oekonomie wachen hier für die gute Ordnung. Aus dem nahe beigelegenen Arbeitshause werden Leute zur Bedienung genommen. Auf jeden Kranken wird hier täglich $1\frac{1}{2}$ Kopeken (6 Poluschken) und auf jeden Gesunden $1\frac{1}{4}$ Kopeken (5 Poluschken) gerechnet, ferner wird für jeden monatlich 1 Pojok (80 Pfund) Mehl und $1\frac{1}{2}$ Garnitz ($7\frac{1}{2}$ Pfund) Grütze abgelassen. Die Kranken erhalten jährlich 24 Arschinen Leinwand, einen linnenen Schlafrock, ein Kopfkissen und alle 2 Jahre ein Betttuch, ferner alle Jahre ein Paar Schuhe, zwei Paar Strümpfe, 2 linnene Halstücher und 2 Hemden; die Gesunden hingegen zwar jährlich auch 2 Hemden, aber nur ein Halstuch und ein Paar Strümpfe. Alle 4 Jahre erhalten sie einen Rock und einen kleinen Mantel von weißer Boye. Es befinden sich hier für Kranke vier große Nummern oder Zimmer, jedes

zu 60 und drei Nummern oder Zimmer, jedes zu 30 Personen. Kaiser Paul, der diese wohlthätige Anstalt mit seiner Gegenwart beehrte, traf die Einrichtung, daß in einem kleinen Betsaale im Hause, selbst an jedem Sonntage, von den sieben lutherischen Predigern, an welche sich auch freiwillig der reformirte Prediger anschloß, für die in dieser Anstalt befindlichen Ausländer abwechselnd Gottesdienst gehalten werden solle.

XI.

Merkwürdige Verordnungen Sultan Selims, die Finanzen betreffend.

Die Errichtung eines völlig neuen, ganz nach europäischer Weise disziplinirten Truppenkorps machte viele neue Ausgaben nothwendig und man mußte daher bald auf Mittel denken, sich neue Einkünfte zu verschaffen. Das erste, was der Sultan, nach einem darüber zu Rathe gezogenen Divan, in dieser Hinsicht that, war, sogleich einen der Vornehmsten des Reichs zum Schatzmeister der neuen Kasse (Jradi Dgebid Defterdari) zu ernennen, der zugleich den Titel eines Inspekteurs der neuen Truppen (Taalimlu asker Naziri) erhielt. Diese Stelle soll von der des ersten Finanzministers (Bach-Defter-

dar) und von der Stelle des Intendanten der Münze (Zarb = Khaneh Naziri) völlig unabhängig seyn. Um diesem neuen Amte noch mehr Ansehn zu geben, legte man ihm auch den Charakter eines zweiten Finanzministers (Defterdari Chikki Sani) bei, welche Würde ehemals eine der ersten im Reiche war, und dem, welcher sie bekleidete, das Recht gab, sich im Divan neben den Bach = Defterdar zu setzen, überdies auch den Vorzug verstattete, einen rothen kamelottenen Pelz zu tragen, und ein Handpferd im Gefolge zu haben.

Diesem neuen Minister ward vom Großherrn zugleich ein ehrenvolles Gehalt ausgesetzt und nicht nur ein Kommis sondern auch mehrere andere Offizianten erhielten Aemter unter ihm, die mit ansehnlichen Besoldungen verbunden wurden. Eine neue Kasse erhielt nun ihre Existenz, worin die zum Kriege bestimmten Einkünfte des Staats fließen.

Außer den zu diesem Zweck einmal festgesetzten Einkünften des Reichs wußte man sich nun noch neue zu verschaffen, und zwar theils aus dem vielfältigen Gewinn, welchen gewisse Personen unrechtmäßigerweise zu machen sich erlaubten, theils aus neugeschaffenen, einstimmig bewilligten Gerechtsamen, deren Vortheile sich der Staat zueignete. So ward z. B. der Zehnte, den man von allen Produkten aus Natolien, Rumelien,

Syrien und den übrigen Provinzen des Reichs hebt, zu einem der beträchtlichsten Staatseinkünfte. Dieser Zehnte war ehedem in zwei Klassen getheilt. Die erste wurde unter dem Titel des Eigenthums (Malikyaneh) freiwilligen Pächtern, die sich zur Zahlung einer Summe Geldes in die Schatzkammer (des Muabgele) verstanden, lebenslänglich zuerkannt. Die zweite wurde unter dem Titel des Ziameth und des Timar (militärischer Lehne) den Rittern als Geschenk zugetheilt. Diese brauchten dafür nichts in den Schatz zu entrichten, sie mußten aber dagegen unentgeldlich im Kriege dienen.

Ein anderes Reglement stellte nun die verschiedenen Mißbräuche ab, welche sich theils in die Malikyane's, theils in die Ziameth's und Timar's eingeschlichen hatten. Man setzte nämlich fest, daß die Malikyane's, deren Eigenthümer stürben, als erledigt, und dem Staat anheim gefallen angesehn werden sollten; ferner, daß diejenigen, welche ein Einkommen von 500 — 15000 Piaster verschafften, feil geboten und den Meistbietenden zugeschlagen, diejenigen hingegen, die über 15000 bis zu 25000, 50000, 100000, 150000 Piaster und drüber einbrächten, nicht verkauft, sondern der neuerrichteten Kasse überlassen werden sollten, die sie nach ihrem Gutbefinden verwalten lassen könnte.

Der in Konstantinopel auf die Waaren gelegte

Zoll und die Tabaksfermen im ganzen Reiche waren ehemals in mehrere Aktien vertheilt, die nach einer Finanzoperation verkauft und bei entstandener Erledigung aufs neue dem Meistbietenden überlassen wurden. Diese Einkünfte werden jetzt nicht mehr verkauft, sondern fließen in die neue Kasse, wodurch der Staat beträchtlich an Einnahme gewinnt.

Die Eigenthümer der Ziameth's und Timar's waren durch eine ausdrückliche Bedingung in ihren kaiserlichen Diploms (Beraths) verpflichtet, in den Krieg zu ziehen; dessen ungeachtet hatten sich einige von ihnen diesem Dienste zu entziehen gewußt. Dieser Mißbrauch hatte sich durch die Nachlässigkeit der Chefs eingeschlichen, und ebenfalls die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen.

Dem zu Folge wurde am Ende des letzten Krieges, im Jahre 1205 (1790) schon, eine genaue Revision aller Eigenthümer dieser Lehne vorgenommen. Die, bei denen man nicht Alles so fand, wie es seyn sollte, wurden aufgeschrieben und als Strafbare angesehn, die ihre Schuldigkeit nicht beobachtet hätten, ungeachtet ihnen doch so beträchtliche Einkünfte verliehen worden wären. Man nahm ihnen nachher ihre Lehne zum Besten der neuen Kasse, sowohl um sie als Uebertreter der Gesetze zu bestrafen, als auch zum warnenden Beispiele für diejenigen, welche etwa in ihre

Fußtapfen treten wollten. Dieses Mittel war vortrefflich in seinen Folgen. Es gewährte den doppelten Vortheil, daß die Einkünfte der neuen Kasse beträchtlich vermehrt wurden, und daß das Kavalleriekorps wieder in Aufnahme kam.

Nach reiflicher Ueberlegung aller dieser Gegenstände wurde endlich festgesetzt, daß in Zukunft alle erledigten Lehne solcher Eigenthümer, die untadelhaft befunden worden wären, den Mulazimes (Aspiranten oder Kandidaten der Korps), die im Stande wären zu dienen, gegeben werden sollten, damit das Kavalleriekorps stets vollständig bliebe.

Wer aber Invalide wäre, sollte die Einkünfte seines Ziameth's und Timar's in aller Ruhe genießen, und erst nach seinem Tode wollte der Staat die erledigten Stellen zurückfordern.

Es giebt überdies noch Ziameth's und Timar's, die unter dem Namen der Deriya Calehmi und Menfouhat-aklami bekannt und mit dem Seedienst verknüpft sind. Weil man aber den Marinedienst auf einen verbesserten Fuß gesetzt hat, und weil bei demselben die nämliche Anwendung statt findet, wie bei dem Kavalleriedienst; so sollen jene gleichfalls, bei etwa eingetretener Erledigung, der neuen Kasse zufallen.

Von allen christlichen Unterthanen im ganzen Reich soll eine Gebühr (Resm-Zibgrpeh), von zwei Parahs für die Okke auf Wein und von 4 Parahs auf Branntwein und andere Liqueurs,

wenn dies Produkte ihrer Weinberge oder Gegenstände ihres Handels sind, gehoben werden; jedoch sollen sie von dem, was sie zu ihrem eignen Verbrauch nöthig haben, nichts entrichten. Da die Schaafwolle und die Ziegenhaare ebenfalls zwei vortheilhafte Handelsartikel sind; so sollen die Eigenthümer von Schaaf- und Ziegenheerden gleichfalls Einen Parah für jedes Stück bezahlen.

Die Gebühren, welche man von der Baumwolle zu entrichten hatte, wurden ehedem an Partikuliers verpachtet, die Einen Asper für die Okke empfingen. Da es den Pächtern unmöglich fiel, diese Abgaben, die sehr beträchtlich waren, genau einzuziehen; so ließen sie sich bereitwillig finden, zum Besten der neuen Kasse von ihrem Kontrakt abzustehen. Diese setzte nun die Abgabe von Einem Parah für die Okke auf die rohe Wolle und Baumwolle, und von zwei Parahs auf das gesponnene Garn fest.

Eben so wurde eine Abgabe von Einem Parah auf die Okke Galläpfel gelegt, welche aus Anatolien, und von zwei Parahs auf die Korinthen, welche aus Rumilien kommen. Alle diese Abgaben zusammen genommen, machen eine beträchtliche Summe aus und die neue Kasse erhält dadurch ein jährliches Einkommen von 32,250000 Piaster, welches sich von Tage zu Tage noch vergrößern muß.

XII.

Einige Züge aus den Annalen von St. Petersburg, in dem Zeitraum von dem Tode Peter's des großen bis zum Regierungsantritt der großen Katharina.

Im Jahr 1728 unter der Regierung Peter II. (am Peter = Pauls= folglich am Namenstag des Kaisers) legte der damalige General en Chef Graf Münnich der Patron der lutherischen Gemeinde auf dem, von dem Kaiser am linken Newaufer geschenkten und an der Newskischen großen Perspektive gelegenen 100 Faden langen und 50 Faden breiten oder vielmehr 499½ Quadratfaden großen Platz den Grundstein zu einer neuen lutherischen Kirche. Sie hieß anfangs die St. Peter und Paulskirche; diesen Namen verlohr sie aber nach und nach und in spätern Zeiten nannte man sie die neue St. Peterskirche. Der Kaiser schenkte zum Bau 1000 Rubel, auch hatte man in fremden Ländern ansehnliche Beiträge gesammelt. Am 14ten Junius 1730, an dem 200 jährigen Gedächtnißtage der übergebenen Augsburgischen Konfession, wurde diese Kirche unter der Kaiserin Anna, welche den Ausländern ihre Religionsfreiheit durch ein gedrucktes Manifest bestätigte, von den Pastoren Nazzius, Schattner und Treffurt eingeweiht. Eben benannte

Kaiserin hatte zum Bau der Orgel, welche 1737 in Gegenwart der Prinzessin Elisabeth, der Prinzessin Anna Carlowna und des Herzogs Anton Ulrich eingeweiht wurde, ein Geschenk von 1000 Rubeln gemacht. Der Graf von Münnich hat den Plan und die Façade zu dieser Kirche, die 19 Faden lang, 13 Faden breit und von Backsteinen erbaut ist, gemacht. Das Dach ist mit Eisenblech gedeckt und der Thurm ist von Holz. Unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth, unter welcher die Grundsätze des Aufklärungsgeistes noch nicht so allgemein waren, wie unter den nachfolgenden Regierungen, würde, auf die Forderung der russischen Geistlichkeit, die Peterskirche ums Jahr 1742 nach dem Platze, wo ehemals das Bowrsche Guidenkorps stand und wo jetzt die Kaserne der Chevaliergarde befindlich ist, verlegt worden seyn, wenn nicht für den Synod die 130000 Rubel, die von der lutherischen Gemeinde zur Bebauung des Kirchenplatzes verwandt waren, herbeigeschafft worden wären. Am 27ten August 1756 erfolgte der Kaiserliche Donazionsbrief über den Kirchplatz und die auf selbigem gelegenen und dazu gehörigen Gebäude. In den Jahren 1760 — 1762 legte man, während Büsching Prediger an der Petrikirche war, ein großes Schulgebäude und einige steinerne Häuser an. Katharina die Große schenkte nachher zur Anlegung der Schule 3000 und der damalige

Großfürst Paul Petrowitsch 1000 Rubel. Der Kaufmann und Kirchenälteſter Stegelmann gab hiezu einen Beitrag von 12000 und Hr. Stelling faſt 8000 Rubel. Im J. 1793 legte man in der großen Stallhofsſtraße ein neues und großes ſteinernes Gebäude mit einem zwei Stockwerk hohen Flügel an, deſſen Koſten ſich auf 70000 Rubel beliefen. Ein Theil dieſer Gebäude wird von den beiden Predigern der Petrikirche und von den bei der Petriſchule angeſtellten Lehrern unentgeldlich bewohnt; der bei weitem größere Theil wird aber vermiethet und trägt der Kirche einen beträchtlichen Miethzins. So viel über die Petrikirche, die anſehnlichſte lutheriſche Kirche in der Reſidenz.

In demſelben Jahre 1728 ward durch Kaiſer Peter II die Kirche zum Apoſtel Andreas in Waßili = Oſtrov erbaut. Neben dieſer ward unter Katharina II im J. 1764, ebenbenannten Heiligen zu Ehren, eine von Stein aufgeführt, die eine Zierde dieſes Stadttheils iſt. Unter Paul I ward der zu dieſer Kirche gehörige Platz mit einer zierlichen Mauer eingefaßt.

Nach dem hohen Waſſer am 12ten Oktober 1729 wurden die Ufer der Newa, um die Reſidenz gegen künftige Ueberſchwemmungen zu ſichern, erhöht und befeſtigt. Bis zur Regierung Peter II. waren ſchon über 300000 Rubel zu dieſer Ar-

heit verwandt und 3000 Soldaten täglich dabei beschäftigt worden.

Die Kaiserin Anna ließ im J. 1732 den bei Gelegenheit der Vermälung der Prinzessin Anna Petrowna mit dem Herzog Karl Friedrich von Hollstein-Gottorp unter Katharina I. am Newaufer im kaiserlichen Sommergarten gebauten hölzernen Saal abbrechen und auf derselben Stelle im folgenden Jahre für sich ein zwar größeres, aber nur Ein Stockwerk hohes hölzernes Sommerpalais aufführen, der wieder unter Elisabeths Regierung abgebrochen wurde. Es sah mehr einem Lusthause ähnlich, war aber sehr gut ausgemalt und hatte besonders viele Fenster von Spiegelglas, durch welche man die kostbaren Tapezereien in den Gemächern deutlich sehen konnte. Hinter dem Palais standen mehrere zu demselben gehörige Gebäude für die Schloßbediente und unweit desselben hatte die Prinzessin Elisabeth ihren Pallast, den sie mit ihrem Hofstaat bewohnte. Jedermann, der damals vor diesen beiden, so wie den übrigen kaiserl. Palais vorbeiging, mußte den Hut abziehen, es mochte jemand am Fenster seyn oder nicht. Dieser Gebrauch währte auch unter der Kaiserin Elisabeth fort, doch Peter III. und seine große Gemalin schafften ihn ab. Paul I. führte ihn zwar wieder ein, allein Alexander, dieser weise, milde und humane Monarch, hat denselben förmlich abgeschafft, da

er von der innigen Liebe und Achtung seiner Unterthanen überzeugt, lieber aufrichtig verehrt, als knechtisch gefürchtet seyn will.

Auch ließ die Kaiserin Anna auf dem gegenwärtigen Marsfelde einen großen, regelmäßigen Garten zum Vergnügungsort für das Publikum anlegen. Gutmüthig wie die Monarchin war, hatte sie daselbst mehrere Pavillons und neben denselben kleine Küchen bauen lassen, in welchen sich die im Garten belustigenden Parthien Feuer anmachen und etwas zubereiten konnten. Elisabeth hat nachher diesen Garten ebenfalls zerstören und die Bäume in ihren, in Sarskoe-Selo neuangelegten Garten verpflanzen lassen.

Im September 1732 bereiste Kaiserin Anna, von ihrem ganzen Hofe begleitet, auf 80 Fahrzeugen, sowohl Galeeren als Boyer, den unter Peter I. 1718 zu graben angefangenen und unter Peter II. 1728 eröffneten Ladogaischen Kanal, auf welchem bekanntlich Lebensmittel und Bedürfnisse mancherlei Art aus den fruchtbaren Provinzen des Reichs, vermittelst seiner Verbindung mit der Wolga nach der Residenz transportirt werden. Am 11ten Oktober 1730 war dieser, von dem unsterblichen Monarchen angefangene Kanal zu seiner gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht.

Das Jahr 1732 ist auch dadurch für St. Petersburg merkwürdig, daß während desselben im

dem Newskischen Kloster ein Seminarium für 50 Seminaristen angelegt wurde. Es werden in demselben Priestersöhne für die Kirche gebildet und außer der slavonischen und lateinischen wird auch hier die griechische und hebräische Sprache, wie auch Grammatik, Rhetorik, Kirchengeschichte und Philosophie gelehrt. Das Kloster besitzt zum Gebrauch der Studierenden eine ansehnliche Sammlung merkwürdiger slavonischer Handschriften, Akten der Konzilien, Wolfs Werke und mehrere Schriften verschiedener Religionsverwandten.

Auf der Apothekerinsel standen zu der Zeit, außer den 3 — 4 zum botanischen oder Apothekergarten gehörigen Gebäuden, nicht viel über 50 Häuser. Damals hatte der Doktor und Professor Sigisbes die Direkzion über die Treibhäuser des botanischen Gartens, die er durch eine Menge von europäischen und asiatischen Gewächsen, besonders durch sehr viele, bisher unbekannte Pflanzen aus China und der Tartarei bereicherte.

Die Residenz gewann unter Anna's Regierung in der Verschönerung dadurch ganz außerordentlich, daß mehrere öffentliche Gebäude, wie z. B. das Gießhaus im J. 1733 und besonders verschiedene russische Kirchen die Anfangs von Holz erbaut waren, nunmehr von Stein aufgeführt wurden. Dahin gehört die zum heil. Joseph im Dorfe Ochta im J. 1732, die zum heil. Simon auf dem Stückhofe 1733, die ebenfalls daselbst

gelegene zum heil. Panteleimon im folgenden Jahre. Der Bau der nunmehrigen steinernen Kathedralkirche zur kasanischen Mutter Gottes in der Newskischen Perspektive ward aber erst im J. 1737 beendigt.

Die Holländisch-Reformirten bauten sich 1730, ebenfalls in der Newskischen Perspektive am linken Ufer der Moika, gleich bei der grünen oder Polizeibrücke, auf einem 40 Faden langen und 16 Faden breiten Platze ein steinernes, ein Stockwerk hohes und noch zur Zeit existirendes Gebäude, in welchem sich der 10 Faden lange und 6 Faden breite Betsaal nebst der Predigerwohnung befindet. Im ersterem wird immer zu der Zeit, da die Schiffahrt anfängt und fortdauert, vom Mai bis zum Oktober holländisch (damit Schiffer und Matrosen dem Gottesdienst beiwohnen können) und vom Oktober bis zum Mai deutsch gepredigt.

Die schwedische und finnische Gemeinde errichtete sich 1733, auf dem, von der Kanzlei des Polizeiministers angewiesenen, 60 Faden langen und 50 Faden breiten, zwischen der großen Newa und kleinen Stallhofsstraße, in der Nähe der deutschen Petrikirche gelegenen Platz, eine gemeinschaftliche, 14 Faden lange und eben so breite hölzerne Kirche, die so wie die Stückhofskirche den Namen St. Annenkirche erhielt. Die Kaiserin unterstützte durch ein Geschenk von 500

Rubeln diesen Bau. Im J. 1745 trennte sich die schwedische Gemeinde von der finnischen. Erstere baute sich 1767 auf der einen Hälfte des bisher gemeinschaftlichen Platzes, den sie unter sich theilten, eine eigene steinerne, 13 Faden lange und 7½ Faden breite Kirche, die die St. Katharinenkirche benannt wurde und überließ die hölzerne, die sie bisher mit den Finnen gemeinschaftlich besucht hatten, allein den letztern. Doch da derselben der Einsturz drohete, so ist, neben der alten hölzernen, eine geschmackvolle steinerne finnische Kirche, (worin nach Beendigung des deutschen Gottesdienstes in der kleinen Kirche des ersten Kadettenkorps jeden Sonntag für die in St. Petersburg befindlichen Ehsten auch ehstnisch gepredigt wird) mit der Façade nach der großen Stallhofsstraße im J. 1803 aufgeführt, die der heiligen Maria geweiht seyn wird. In den Jahren 1781, 1784, 1793 und 1794 wurden von beiden Gemeinden auf ihrem, bei der Kirche gelegenen Grunde und Boden, steinerne Wassergebäude zum Vermiethen aufgeführt.

Die älteste lutherische Kirche der Residenz, die vormals auf der Petersburgischen Insel auf dem Muitnoi-Dwor, dem Kronwerk der Festung gegenüber, unweit der Tatarn-Vorstadt gelegen war, wurde bereits unter Peter dem großen im J. 1722 nach dem Stückhofe übergeführt und die Peterskirche genannt. Diese war baufällig ge-

worden. Man nahm sie auseinander und nun ward am 23ten April 1735 von dem Feldmarschall Grafen Münnich der Grundstein zu einer neuen hölzernen lutherischen Kirche gelegt, zu deren Bau die Kaiserin Anna 1000 Rubel schenkte. Sie war in einer achteckigen Form erbaut und bestand aus hölzernen Verbindungen, deren Fächer mit Ziegelsteinen vermauert wurden. Von Außen war sie mit Bretern umkleidet, die gelb angestrichen und mit weißen säulenförmigen Verzierungen und Fensterbeschlägen versehen waren. Sie wurde nunmehr die Annenkirche benannt und erst im J. 1746 eingeweiht. Nach 40 Jahren ward auch diese baufällig, daher man sie im J. 1775 von Stein aufführte. Diese annoch existirende in einer geschmackvollen, architektonischen Form gebaute steinerne St. Annenkirche wurde 1779 eingeweiht, ist 22 Faden lang und 12 Faden breit und kostet 30500 Rubel.

Vormals waren die Garden nebst den andern Soldaten der St. Petersburgischen Garnison bei den Einwohnern der Residenz einquartiert gewesen; nunmehr ließ aber Anna unter der Leitung des Feldmarschalls Grafen Münnich Kasernen für die kaiserlichen Garden und bei denselben Häuser für die Gardeoffiziere bauen. Die damals errichteten Kasernen nahmen größtentheils dieselben Stellen ein, an welchen sie noch gegenwärtig befindlich sind. Für die Preobraschenskische

Garde wurden 1794 in der Liteina, für die Semánovsche am linken Ufer der Fontanka, unweit derselben für die Ismailovsche Garde und am linken Ufer der Newa, der Ochta gegenüber, Kasernen für die Garde zu Pferd erbaut.

Die vormals auf der Petersburgischen Insel, unweit der Troitzkaja, befindliche Börse, wurde im J. 1735 nach Waßili-Ostrov an den Arm der kleinen Newa verlegt, wo sie annoch befindlich ist.

Im Januar 1734 war der von dem persischen Schah Abbas abgefertigte Gesandte Achmet-Chan mit einem zahlreichen Gefolge, das aus mehrern hundert Personen bestand, zu St. Petersburg angelangt. Ein großer Theil dieser Perser, die sich lange Zeit hier aufhielten, wohnte an der Moika in der Gegend der grünen = oder Polizeibrücke. Sie gingen unvorsichtig mit dem Feuer um und in einem der von ihnen bewohnten Häuser brach, in der Mitte des Augusts 1736 Mittags 12 Uhr, plötzlich Feuer aus. Dieses riß bei der damaligen warmen Witterung und Dürre schnell um sich und ergriff den alten Kaufhof, der am rechten Moikaufer, gleich bei der Polizeibrücke, an der Stelle lag, wo jetzt das ehemals Tschitscherinsche, nachmals fürstl. Kurakinsche und nunmehrige Peretzsche Haus gelegen ist. Dieser alte Kaufhof bestand aus zwei großen Marktplätzen. Die Krambuden, mehrere hundert an der Zahl, waren in einem Viereck gebaut und

hatten einen verschlossenen Gang rund umher. Der Platz, welchen sie einschlossen, war zu Packhäusern eingerichtet. Nahe dabei lagen noch zwei Marktplätze voller Buden, wo man Eisen, Flachs, Hanf, Wagen und mehr dergleichen Sachen feil hoth. Von den Buden waren zu frühern Zeiten, in einer Entfernung von einigen hundert Faden auseinander, drei prächtige Ehrenpforten von Holz aufgerichtet. Alles dieses stand, der herbeigeholten Hülfe ungeachtet, in kurzer Zeit in Flammen. Diese griffen immer weiter um sich, mehrere Gassen dieses am meisten bewohnten Stadttheils wurden ein Raub derselben und alle Häuser bis in die Gegend der Wosnesenskischen Brücke in Asche gelegt. Das Wetter war zwar still und doch zählte man, innerhalb der 8 — 9 Stunden des Brandes, gegen 1000, mehrentheils von Fachwerk gebaute, eingeäscherte Häuser. Im folgenden Jahre brach ein fast eben so entsetzliches Feuer aus, das dort seinen Anfang nahm, wo jenes das Jahr zuvor aufgehört hatte. Diesesmal wurden wieder mehrere Häuser bis in die Gegend des Kriukovkanals unweit der Admiralität von den Flammen verzehrt. Die ganze griechische Straße hinter der großen Million und selbst diese brannten bei dieser Gelegenheit ab. Aus der Asche erhob sich aber St. Petersburg jetzt schöner, wie es bisher war. Die Kaiserin setzte nach dieser fürchterlichen Katastrophe eine

eigne Kommission aus dem Senat nieder, welche über den künftigen Anbau der Stadt Verordnungen treffen sollte. Von nun an mußten alle Häuser in der großen Million von Stein erbaut, die in dem Innern der Höfe befindlichen hölzernen Häuser niedergerissen und durch steinerne Gebäude ersetzt werden. Von dieser Zeit schreibt sich die nunmehr gebräuchliche Art, eine Schiffbrücke über die Newa zu legen, her; auch wurde die große Kronapotheke, die bisher in der Festung gewesen war, damals nach der großen Million übergeführt.

Da der Boden, auf dem Petersburg steht, fast überall sehr niedrig ist, ward verordnet, daß, um ihn zu erhöhen, von den vielen hier herumstehenden Bäumen die Aeste abgekappt und diese mit Erde überschüttet und aufgefüllt werden sollten.

Die Kaiserin machte selbst einen Plan, nach welchem die durch die große Feuersbrunst im Admiralitätstheile entstandenen Lücken wieder bebauet werden sollten. Es wurde darum im J. 1737 ein eigner Grundriß von St. Petersburg verfertigt. In diesem Plane, der nachmals unter Katharina II. revidirt und von der Monarchin bestätigt worden ist, hat der Anbau der Stadt erst mehr Bestimmtheit erhalten, indem die ersten Plane von St. Petersburg so oft geändert worden sind, daß es schien, als ob jeder nach Willkühr gebaut habe.

Den Bürgern der Stadt, die durch das Feuer gelitten hatten, gab die Monarchin fünf Jahre Zeit zur Aufführung neuer Häuser, und verordnete zugleich, daß, wer von ihnen binnen des vorgeschriebenen Termins sein Haus völlig aufgebaut habe, zeitlebens von Einquartierung frei seyn solle. In der großen und kleinen Morskaja wurden nunmehr binnen kurzer Zeit verschiedene steinerne Häuser aufgeführt und auch in andern Gegenden der Stadt eilte man mit dem Bau, um einst die Früchte dieser Vergünstigung zu genießen; doch die Kaiserin Elisabeth änderte nachmals die von ihrer Vorgängerin hierüber getroffene wohlthätige Verordnung ab und es wurde auf das gegebene Versprechen keine Rücksicht genommen.

Bald nach dem letzten großen Brande wurde die Wosniseniá oder die große und schöne steinerne Kirche zur Himmelfahrt in der Wosnisenskischen Straße erbaut und nach und nach sah man die Residenz sich durch geschmackvollere und solidere Gebäude verschönern, als man hier vor dem Brand gesehn hatte. St. Petersburg hatte um diese Zeit nur 10 griechische und 3 ausländische Kirchen.

Auch die an der Newa, nicht weit von der Stelle, die jetzt das kaiserliche Winterpalais einnimmt, gelegene und von Balken aufgeführte erste hiesige römischkatholische Kirche ward 1737 ein Raub der Flammen. Die Gemeinde baute nun-

mehr auf einem von der Kaiserin derselben geschenkten, an der Newskischen Perspektive gelegenen und damals noch weit umher wüsten Platze Anfangs nur ein steinernes Haus, in welchem ein Kirchensaal angelegt war.

Unter der Regierung Katharina II. legte die Gemeinde den 16ten Jul. 1763 den Grund zu der jetzigen, annoch stehenden katholischen Kirche. Der Bau dieses schönen, von Backsteinen aufgeführten Gebäudes, das eine Zierde der Newskischen Perspektive ist, hat 105000 Rubel gekostet. Es wurden zur Ausführung desselben Beiträge gesammelt und unter andern hat auch der letzte König von Polen Stanislaus Augustus (Poniatovsky, der bekanntlich 1798 in Petersburg starb und auch in dieser Kirche beigesetzt ist) 1000 Rubel zum Bau derselben gegeben. Kaiser Joseph II. machte ihr nach seinem Aufenthalt hierselbst von Wien aus ein Geschenk von Kirchengefäßen und Kirchenschmuck, dessen Werth man auf 8000 Rubel schätzt. Diese katholische Kirche ward erst den 7ten Oktober 1783 von dem damaligen Erzbischoff und päbstlichen Nunzius, Monsignor Archetti bei seiner Anwesenheit in Petersburg eingeweiht und die heilige Katharinenkirche genannt. Die zu beiden Seiten derselben gelegenen und zu der Kirche gehörigen sehr geschmackvoll gebauten Häuser sind zu Kaufbuden eingeweiht und mit langen Seitenflügeln

verbunden, die an Partikuliers zu Wohnungen thener vermiethet sind. Unter den nach der Newskischen Perspektive gelegenen, zu diesen Häusern gehörigen Arkaden befinden sich gegenwärtig die sogenannten Nürnbergerbuden wie auch die den Jesuiten seit kurzem bewilligte Apotheke.

Die Moika, vormals ein schlammiger Morastbach, wurde 1738 ausgegraben, mit Holz ausgefüttert und dadurch den Einwohnern dieser Gegend der Stadt, durch welche sie ihren Lauf nimmt, der Transport mehrerer Bedürfnisse sehr erleichtert. Diese neue Wasserkommunikazion war kein unbedeutender Zuwachs zur Schönheit der Residenz. In dem folgenden Jahre erschien der Befehl, daß in Zukunft alle Häuser in St. Petersburg mit Ziegeln gedeckt werden sollten und da es deren in hinlänglicher Menge im Inlande gab, sollten ausländische Ziegeln von nun an verboten seyn.

Unter der Kaiserin Anna herrschte mehr Pracht und Luxus am Hofe als unter den vorhergehenden Regenten, besonders liebte die Monarchin Schauspiel und Musik. Was hierzu erforderlich war, ließ sie aus Italien kommen. Unter den 70 Operisten gab es damals zwei Kastraten und eine Sängerin in Petersburg, die über 1000 Rubel jährlichen Gehalt hatten. Sowohl das Italiänische als das deutsche Theater ergötzten die Kaiserin sehr und besonders fand sie viel Vergnü-

gen an Farçen und Possen. Im Jahr 1737 sah man in Petersburg die erste große Oper, die Anfangs im kaiserl. Winterpalais gegeben wurde. Das dortige Theater, das gegen tausend Zuschauer faßte, war mit schöner Malerei und andern Bauverzierungen ausgeschmückt. Jedem Gutgekleideten stand der Eintritt frei und man zahlte nichts. Für die damalige Zeit war die Oper ganz gut; indessen gefielen der Kaiserin Komödien, in welchen es viel zu lachen gab und das italiänische Intermezzo besser und diese wurden daher häufiger gegeben. Um diese Zeit ward auch auf Kosten der Krone in der Newskischen Perspektive, schräg gegenüber der Kasanschen Kirche zur Mutter Gottes, ein Opernhaus von Holz erbaut, das 1749 abbrannte.

Schon seit 1745 existirte indessen in der neuen Isaaksstraße in dem vormaligen Jagusinskischen Hotel (dasselbe Gebäude, in welchem sich gegenwärtig das kaiserl. Postamt befindet) ein kleines Theater, das 1778 eingegangen ist, eben so wie das im J. 1750 an dem linken Newaufer, unweit des kaiserl. Sommergartens auf der Stelle erbaute hölzerne Theater, auf welcher jetzt das Ribassche Hotel steht. Nachdem das Theater im Jagusinskischen Hause eingegangen war, wurde unter Katharina II. auf dem nunmehrigen Marsfelde an dem rechten Moikaufer, ungefähr auf der Stelle, wo jetzt Suworow's Statue steht, ein

kleines hölzernes Theater gebaut. Dieſes wurde nachmals vergrößert und man nannte es das engliſche. Als man unter Paul I. das Marsfeld im J. 1797 egaliſirte, ward daſſelbe niedergeriſſen.

Unter der Kaiſerin Eliſabeth hielt ſich in Petersburg der italiäniſche Graf Raſtrelli auf, ein vortrefflicher Architekt und redlicher Mann, der unerachtet der vielen Kron- und Privatbauten, die er dirigirt hatte und bei denen er ſich hätte bereichern können, kaum hinlängliches Geld zu ſeiner Beerdigung hinterließ. Dieſer führte, bald nach der Thronbeſteigung der Monarchin, zum Andenken dieſer glücklichen Begebenheit, auf der Stelle, wo ſie in jener bedeutungsvollen Nacht die Soldaten von der Preobraſchenskiſchen Garde in eigener Perſon zu ihrem Beiſtand aufgefordert hatte, die noch gegenwärtig auf dem Stückhof exiſtirende und zur Preobraſchenskiſchen Garde gehörige ſteinerne Kirche zur Verklärung Chriſti auf.

Im J. 1743 ward von ebenerwähntem Architekt, auf Befehl der Kaiſerin, zum Theil von den damals erhobenen Brückengeldern die Nikolai- oder Matroſenkirche von Stein erbaut. Dieſe gehört zu den prächtigſten Kirchen der Reſidenz und iſt zwei Stockwerk hoch; das untere, das geheizt werden kann, heißt ſeinem Gebrauche nach, die Winter-, ſo wie das obere die Som-

merkirche. Beide Kirchen, besonders aber die obere, sind reich an Vergoldungen und anderweitigen Verzierungen. Die große Kuppel der Kirche hat vier kleinere um sich herum, die insgesammt mit im Feuer stark vergoldeten Kupferblech gedeckt sind, welches bei Sonnenschein von großer Wirkung ist. Von der Gallerie des zur Kirche gehörigen und zwanzig Faden von derselben abstehenden, 50 Faden hohen Glockenthurms genießt man einer weiten Aussicht über einen ansehnlichen Theil der Stadt. Die Nikolai = oder Matrosenkirche liegt an der rechten Seite des Nikolaikanals, einem Arm des Katharinenkanals auf einem, mit Bäumen und Gitterwerk umgebenen anmuthigen Platz. Auch die Spasitelä, die große steinerne Kirche zur Erlösung, am Heumarkt ist während Elisabeths Regierung erbaut und trägt nicht wenig zur Zierde ebenbenannten Platzes bei.

Die Monarchin, die das kaiserliche Lustschloß Sarskoe = Selo zu ihrem Sommeraufenthalte gewählt hatte, ließ im J. 1744 den daselbst befindlichen alten, von Katharina der Ersten erbauten, steinernen Pallast, das noch bis zur Zeit stehende mittlere Gebäude umbauen, durch Verzierungen verschönern und durch Rastrelli, nach einem erweiterten Plane, einen Flügel hinzufügen. Das 140 Faden lange Schloß, das zwei hohe Stockwerke und oben ein niedriges in jedem

Stock 79 Fenster und an jedem Ende einen zurückspringenden Flügel hat, ist vielleicht mit zu vielen architektonischen Verzierungen überladen; doch diese sowohl als die stark und dauerhaft vergoldeten Statuen, Vasen, Lariatüden u. s. w. tragen das Gepräge des damaligen Geschmacks und geben, man sage, was man wolle, dem Ganzen ein kaiserliches, majestätisches Ansehen. Die Einsiedelei, mit einer Konfidenztafel zu 18 Converts, an der man durch einen einfachen Mechanismus bedient wurde und das Badehaus in einer Waldpartie in Sarskoe-Selo schreiben sich ebenfalls aus dieser Periode her. Das geschmackvolle, das man jetzt dort sieht, ist späterhin von Katharina der II. daselbst angelegt worden.

Auf der achten Werst des Weges von Petersburg nach Sarskoe-Selo ließ die Kaiserin Elisabeth für sich ein kleines 3 Stockwerk hohes Sommerhaus von Stein aufführen, welches jetzt Tiriuki (drei Hände), vielleicht von einem ehmaligen Wegweiser mit drei Armen für die hier zusammentreffenden Wege von St. Petersburg, Moskau und Sarskoe-Selo, genannt wird. Jetzt ist es einem Gastwirth überlassen.

Auch Peterhof, das von Peter dem großen als ein geringes Gebäude hinterlassen wurde, ward unter Elisabeth's Regierung verschönert und die dortigen Wasserkünste konnten schon damals fast denen zu Versailles und Marly

in Frankreich an die Seite gesetzt werden. In Marly, einem in Peterhof in einer abgesonderten Waldpartie gelegenen Gartenhause, sind einige kleine Zimmer und besonders prächtige Küche, in welcher die Monarchin bisweilen einige Speisen selbst zuzubereiten pflegte. Auch in diesem Gebäude befindet sich eine Konfidenztafel.

Die am Meeresufer und einem Bache, zwei Werst unter Peterhof gelegene Steinschleiferei ist ebenfalls eine Anlage von Elisabeth vom J. 1750. Ein großes Wasserrad unter dem Fußboden des steinernen Fabrikgebäudes bewegt hier Sägen, Drehe = Schleif = und Polirwerke, sobald sie an das Triebwerk gehangen werden. Die Maschinen, welche stehen sollen, hängt man blos ab. Es werden noch gegenwärtig fremde edle Steine, vorzüglich aber russische und sibirische Granite, Porphyre, Achate, Jaspis u. s. f. veredelt und besonders zu Tafeln, Vasen, Urnen, Dosen u. s. w. geschliffen. Größtentheils wird hier für den Hof gearbeitet. Der Schweitzer Brückner ist der Erfinder dieser merkwürdigen Mechanik. Die oben erwähnte Steinschleiferei war in den letzten Jahren von Katharina II. Regierung ein wenig in Verfall gerathen. Unter Paul I. und noch mehr unter der gegenwärtigen Regierung ist sie durch die Sorgfalt des nunmehrigen Direktors derselben, des Hrn. Hofraths Bottom (dessen Vater schon bei derselben ange-

stellt war) in einen brauchbaren und sehr guten Zustand versetzt.

Doch nicht auf den kaiserlichen Lustschlössern allein, sondern auch in Petersburg selbst hat sich der Graf Rastrelli durch das Große und Erhabene in seiner Architektur verewigt. Im J. 1748 ließ die Kaiserin unter seiner Direkzion an der Newskischen Perspektive und an dem rechten Ufer der Fontanka, unweit der Anitschkovschen Brücke, für den Oberjägermeister und Kammerherrn Grafen Rasumowsky einen drei Stockwerk hohen Pallast aufführen. In demselben ist auch dieser Günstling der Monarchin gestorben. Es ist ein freistehendes, sehr ansehnliches Gebäude mit einfachen Façaden und hat in neuern Zeiten im zweiten Stock eine sehr geschmackvolle Kapelle erhalten. Außer diesem Pallast zeichneten sich um diese Zeit in Petersburg die Palläste des Großkanzlers, Vicekanzlers, des Marschalls Schepeloff, des Senateurs Schuwaloff, des Grafen Scheremetjew, des Grafen Gollowin u. s. w. durch ihre Größe und geschmackvolle Bauart aus.

Nach des Oberjägermeisters Grafen Rasumowsky Tode kaufte die Krone von dessen Erben obenerwähntes Palais, das von seiner Lage den Namen des Anitschkovschen erhielt. Die Kaiserin Katharina II. schenkte es dem Feldmarschall, Fürsten Potemkin dem Taurier, der

es aber niemals bewohnt, sondern nachmals einem reichen Partikulier verkauft hat. Dieser bewohnte es ebenfalls nicht und nun verfiel das schöne Palais immer mehr. Die Krone kaufte es daher seinem letzten Besitzer ab und schenkte es nochmals ebenbenanntem Fürsten Potemkin, von welchem es wieder an die Krone zurückfiel. Hierauf wurde es zwei Jahre vor Katharinens Tode in einen guten, bewohnbaren Zustand gesetzt und dem kaiserlichen Kabinet eingeräumt, welches die Besorgung der kaiserlichen Privatgeschäfte, Schatulleneinkünfte, die Aufsicht über die kaiserlichen Porzellain- und Glasfabrike bei Petersburg u. s. w. hat und vormals seine Sitzungen in einem eigenen Hause in der großen Morskaja hatte. Seit der Zeit hat sich dasselbe an diesem Orte immer versammelt und hieselbst einen Schatz von kaiserlichen unbenutzten Mobilien, von seltenen und sehr kostbaren, wie auch gewöhnlichen Pelzwerken, die von entlegenen sibirischen Völkerschaften als jährlicher Tribut eingesandt werden und mehrere dem Hofe gehörige Seltenheiten aufbewahrt.

In dem zum Anitschkovschen Palais oder zu dem jetzigen Kabinet gehörigen Hofe steht ein steinernes Gebäude, mit einer Kuppel, welches Anfangs die Bildergallerie des Grafen Rasumowsky enthielt und späterhin reisenden Virtuosen und Schauspielern, wie auch zu Bällen und Maskeraden vermiethet ward. Dann diente

dieſes Gebäude zur Aufbewahrung der aus Warſchau im J. 1795 nach Petersburg hinübergeführten Zalusklſchen Bibliothek, und nachdem dieſelbe in das jetzige, ebenfalls auf dem Grund und Boden des Anitſchkovſchen Palais gelegene Bibliotheksgebäude verſetzt ward, baute der Hofarchitekt, der wirkliche Staatsrath Brenna im J. 1801 für Rechnung des Italiäners Caſazzi das Innere dieſes Gebäudes für 30000 Rubel zu einem ſehr niedlichen Theater aus. Es diente Anfangs blos zu italiäniſchen Opern, nachdem es aber die Krone von ſeinem ehmaligen Beſitzer an ſich gekauft hat, werden von den Hofſchauſpielern abwechſelnd ruſſiſche, franzöſiſche und italiäniſche Vorſtellungen auf demſelben gegeben. Im J. 1804 ward das zu den Anitſchkovſchen Palais gehörige Terrain nach der Seite der Newskiſchen Perſpektive und der Fontanka, mit einem, zwei Stockwerk hohen und mit koloſſaliſchen Säulen und Pfeilern verzierten hohen Gebäude begränzt. Nach der Straße zu ſind unten eine Reihe von Arkaden und oben Wohnzimmer angebracht. Hierher ſoll die Niederlage von der kaiſerlichen Porzellain = und Glaßfabrike, die jetzt in der Newskiſchen Perſpektive, gegenüber dem großen Kaufhof in einem Privathauſe befindlich iſt, verlegt werden; auch ſollen wie es heißt, die Modenmagazine und überhaupt Magazine jedweder Art, da ſie in den Privathäuſern in den beſten Gegen-

den der Stadt sehr viele Zimmer einnehmen und dadurch die Miethe so sehr vertheuren, künftighin unter diese Arkaden verlegt werden. Das kaiserl. Kabinet wird zwar durch diese Spekulazionen jährlich einen ganz beträchtlichen Miethzins ziehen, allein zu bedauern ist es, daß die ehmalige wirklich imposante Façade des Anitschkovschen Palais durch diese neue Begränzung ganz maskirt ist. Man hat zwar in derselben, nach der Fontanka zu, eine Kolonnade angebracht, zwischen welcher das Palais zu sehen ist; allein das Ganze ist durch den neuen Anbau zu sehr versteckt und hat dadurch ausnehmend verloren. Das kaiserliche Winterpalais endlich ist ebenfalls von dem italiänischen Grafen im J. 1754 erbaut. Das alte dem Großadmiral, Grafen Aprarin vorzeiten gehörige, von ihm Peter II. vermachte und nachmals von der Kaiserin Anna und der übrigen kaiserlichen Familie bewohnte Palais mußte bis auf den Grund niedergerissen und das Ganze von dem Fundament an neu aufgeführt werden. Obgleich der Bau dieser großen Steinmasse mit vieler Thätigkeit betrieben wurde, so gingen doch acht Jahre darüber hin und erst 1762 nach dem Hintritt der Kaiserin Elisabeth ward das Winterpalais völlig beendigt. Nach ihrer Beerdigung bezog Kaiser Peter III. zuerst dasselbe.

XIII.

Der Marmorpallast in St. Petersburg.

Im J. 1783 ward der 1770 angefangene Bau des Marmorpalais am linken Newaufer beendigt. Ueber dem Eingange standen in rußischer Sprache die Worte: „Gebäude aus Dankbarkeit," weil es die Absicht der Kaiserin Katharina war, dem Generalfeldzeugmeister Fürsten Orlow dasselbe zu schenken. Da der Fürst aber noch vor Beziehung desselben starb, so kaufte die Monarchin den prächtigen Pallast von des Fürsten Erben für die Krone. Dieses durch seine prunkende Schönheit vielleicht einzige Gebäude in seiner Art, bildet ein längliches Viereck, dessen eine Seite durch zwei hervorspringende, aber nicht gleich lange Flügel einen Hofplatz erhält. Die eine Flügelseite steht nach der Newa, die andere nach der großen Million; die Hinterseite ist durch eine Quergasse von den daneben stehenden Häusern getrennt. Vor der Vorderseite befindet sich ein geräumiger Hof, der an den Flügelseiten mit einem eisernen, zum Theil vergoldeten Gitter eingeschlossen und vorne durch ein zum Marmorpalais gehöriges zwei Stock hohes steinernes Gebäude begränzt wird, in welchem die Manege, der Stall, die Wagenremisen und Wohnungen für die Stallknechte enthalten sind. Es ist zu bedauern, daß

die Hauptfaçade dieses drei Stockwerk hohen Palais nicht nach der Newa hinsieht, indem diese alsdann einen ungleich prächtigern Eindruck machen würde. Durch die Farbe des Marmors ist der Hof äußerst dunkel. Alles, was das Auge erblickt, ist Stein und Metall. Die Außenseite des untern Stockwerks ist mit Granit, die obern aber sind mit grauem Marmor bekleidet und mit Pfeilern von röthlichem Marmor verziert. Die Fensterrahmen sind von gegossenem, stark vergoldetem Meßing, die Scheiben facettirtes Spiegelglas. Die Balkons an den Flügelseiten haben metallene, vergoldete Geländer. Selbst das Dach ruht auf eisernen Sparren und ist mit Kupfer gedeckt.

Das Innere des Pallastes entspricht ganz dem Aeußern. Im untern Stock befinden sich hohe, gutmeublirte Zimmer, die Hauskapelle, Küchen u. s. w. Zum mittlern und obern Stock führt eine ansehnliche Paradetreppe von graugewässertem Marmor mit Blenden für Statuen und Vasen. Der mittlere Stock ist durch kostbare Tapeten und Vorhänge am prächtigsten verziert. In dem einen Zimmer bestehen diese und sogar die Vorhänge des Bettes aus einem schönen, mit weißem Atlas gefütterten Lyonersammet, in welchem vielfach ein mit Blumen bekränztes E. B. gewirkt ist; ein anderes hat statt Tapeten eine hölzerne Vertäfelung mit erhobenem Schnitzwerk von einem Lütticher Künstler; noch in andern Zimmern befin-

den sich mehrere sehr gute Gemälde, russische, türkische Bäder u. s. w. Die Zimmer des obersten Stocks sind niedriger und minder prächtig.

Kaiser Paul I. schenkte im J. 1797 das Marmorpalais seinem Sohne, dem Zesarewitsch Großfürst Konstantin Pawlowitsch. Der König von Polen bewohnte dasselbe und starb auch hier. Jetzt bewohnen es mehrere bei dem Zesarewitsch angestellte Personen. Der ehemalige Ballspielsaal (jeu de paume) über den Ställen in dem zum Marmorpalais gehörigen Gebäude ist seit kurzem in einen großen Saal und einige Nebenzimmer eingetheilt; in diesem ist jetzt die dem Großfürsten gehörige, von seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, geerbte und aus Gatschina herübergebrachte Bibliothek aufgestellt. Diese gehörte vorzeiten dem gelehrten Präsidenten der Akademie der Wissenschaften Baron Korff, der als Gesandter in Kopenhagen starb, und ward von der Kaiserin Katharina für den Thronfolger, den damaligen Großfürsten Paul Petrowitsch gekauft. Sie enthält meist aus allen Fächern, besonders aber aus dem historischen, diplomatischen und militärischen Fach gegen 30000 Bände. Die Sammlung der Werke geht aber nur bis aufs Jahr 1770. Aus den militärischen Werken hat der jetzige Eigenthümer, der Großfürst, für sich eine kleine Handbibliothek ordnen lassen. Der gegenwärtige Bibliothekar jener erwähnten vor-

trefflichen Bibliothek, Hr. Kollegienassessor Schröder, hat das Verdienst, sie an benanntem Orte geordnet zu haben. Er hofft dieselbe, mit Bewilligung des Großfürsten mit Anfang des Jahres 1805 zum Gebrauch für das lesende Publikum zu eröffnen, so daß diese alsdann in St. Petersburg die erste öffentliche Bibliothek seyn würde, zu welcher Wißbegierige freien Zutritt erhalten, um die dasigen Werke an Ort und Stelle zu benutzen.

XIV.

Chinesische Gedichte.

I.

Der Landmann.

Wenn die Sonne
Heitre Wonne
Durch ihr Stralenlicht ergießt;
Eil' ich freudig,
Pflanz' ich, weid' ich,
Bis der Schweis der Stirn entfließt.

Grüne Matten,
Kühle Schatten
Such' ich dann zur Labung mir;
Kaue Bethel,
Fächle Schedel,
Liegend in dem Lustrevier.

Wallt sie müde
Ihren Gütę
Abendlich ins Meer hinab;
Sink' ich träumend
Und nicht säumend
In des Schlummers süßes Grab.

Wasser zech' ich,
Tscha schlürf' ich,
Reißwein ist mein Festgetrank;
Feigen hasch' ich,
Trauben nasch' ich,
Pfeifchen schmauch ich auf der Bank.

Nur ein Hüttchen
Ist mein Gütchen,
Dennoch Lisang immer lacht;
Wer nur wenig
Hat, ist König,
Fürchtet keines Kaisers Macht.

4.

Der Weise.

Ein traulich Kämmerlein voll mäß'ger Helle,
Still und von engem Raum ist mein Pallast.
Nie trat die Pracht der Welt auf meine Schwelle,
Nie drückte mich der eitlen Ehrsucht Last.
Nie ward die Klause mir, wie manchem, Hölle,
Nie trieb ich mich umher mit blinder Hast.
Früh lernt' ich wilden Leidenschaften wehren,
Am Altar der Natur die Gottheit ehren.

Die klarste Reinheit haust in meiner Hütte,
Der Ordnung strenger Geist herrscht überall,
Mein Bett sind Matten und der Tafel Mitte
Trägt ein Gefäß mit Reiß, ein einfach Mahl.
Am Gitterfenster prangt nach Landessitte
Ein Topf mit Blumen aus dem nahen Thal.
Ein Lämpchen füllt mit Mondlicht meine Zelle,
Wann spät die Sonne küßt der Salzflut Welle.

Der Vögel Jubelsang, des Windes Pfeiffen,
Des Quells Gemurmel ist nur mein Konzert,
Nie bin ich seliger, und dies begreifen
Die wenigsten, als an des Hauses Heerd.
Nur Einsamkeit macht wahre Weisheit reifen,
Der Weisheit Kleinod macht des Himmels werth.
Willkommner Gast ist immer jeder Gute;
Der Böse wird verjagt mit kühnem Muthe.

Die Wahrheit thront in meinem lautern Herzen,
Die Unschuld leitet mich stets auf der Bahn
Des Lebens, frei bin ich von Harm und Schmerzen,
Des Geistes Aug' umflort kein kranker Wahn.
Gern zünd' ich der Aufklärung reine Kerzen;
Doch flieh' ich toller Schwärmer irren Kahn.
Nie schieß' ich ab des bittern Spottes Pfeile,
Nie weih' ich fellem Lob nur eine Zeile.

Nicht hoher Thaten Durst, nicht kecke Plane
Zerwühlen brausend meine stille Brust,
Des Ruhmes Zauberkranz, des Sieges Fahne
Entlockt mich nie der sanften Ruhe Lust.
Mich spornen nicht der Thoren Kinderwahne,
Ich bin mir keiner Frevelthat bewußt.

Auf einmal doch nahm er sein Herzensblatt wahr,
Da spornte die Lieb' ihn, er flog wie ein Aar.
Erröthend umschlang mit dem Lilienarm
Ihn Miris, vergessen war aller Harm.

P. F. Breden.

Bücher-Anzeigen.

So eben ist der 3te Heft des

Journal pour la Guitarre
par F. A. Kanne

erschienen und enthält 7 Lieder von Göthe, Herder, Voß, Pfeffel, Hölty, kompon. von A. Harder. Es ist auch unter folgendem Titel zu haben

Nouveau Journal pour la Guitarre
par A. Harder
Cahier I.

Pränum. Preiß 16 gr.

F. Dienemann und Comp. in Penig.

Bey F. Dienemann und Comp. in Penig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blumenleben. Karlo. Ein Roman, auf Velinpap. 1 thlr. 8 gr. Druckpap. 1 thlr.
Nachtwachen von Bonaventura. Velinpapier 1 thlr. 8 gr. Druckpap. 1 thlr.

Von dem 3ten Jahrgang des Journal v. u. deutschen Original-Romanen ist die 8te Lie-

ferung erschienen, die diesen Jahrgang beschließt. Es enthielten diese 8 Bände 1) Novellen von Sophie Brentano. 2) Das Ideal von K. A. von Gruber. 3) Die Kirche und die Götter, ein Roman. 4) Desselben 2ter Band. 5) Giulio, ein Roman. 6) Blumenleben. Karlo. Ein Roman. 7) Nachtwachen von Bonaventura. 8) Wellenthal vom Verfasser des Rinaldo. Alle diese Romane sind in verschiedenen kritischen und belletristischen Zeitungen mit Beifall aufgenommen worden. Der 4te Jahrgang des

Journals von neuen deutschen Original-Romanen

für 1805. wird aus verschiedenen Ursachen nur aus 6 Bänden bestehen und kostet nur 5 thlr. und auf Velinpapier 8 thlr. Der erste Band erscheint diese Ostermesse unter dem Titel

Torquato Tasso

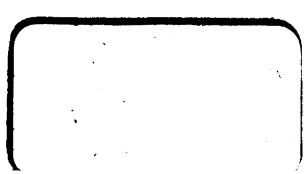
ein Roman

von

Karl Anton von Gruber.

Außer diesem haben die Leser in dem 4ten Jahrgang noch einen Pendant von den Nachtwachen von Bonaventura von demselben Verfasser und den 4ten Band der Novellen von Sophie Brentano u. m. a. zu erwarten. Penig den 15. März 1805.

F. Dienemann und Comp.



Wallt sie müde
Ihren Güte
Abendlich ins Meer hinab;
Sink' ich träumend
Und nicht säumend
In des Schlummers süßes Grab.

Wasser zech' ich,
Tscha schlürf' ich,
Reißwein ist mein Festgetrank;
Feigen hasch' ich,
Trauben nasch' ich,
Pfeifchen schmauch ich auf der Bank.

Nur ein Hüttchen
Ist mein Gütchen,
Dennoch Lisang immer lacht;
Wer nur wenig
Hat, ist König,
Fürchtet keines Kaisers Macht.

2.

Der Weise.

Ein traulich Kämmerlein voll mäß'ger Helle,
Still und von engem Raum ist mein Pallast.
Nie trat die Pracht der Welt auf meine Schwelle,
Nie drückte mich der eitlen Ehrsucht Last.
Nie ward die Klause mir, wie manchem, Hölle,
Nie trieb ich mich umher mit blinder Hast.
Früh lernt' ich wilden Leidenschaften wehren,
Am Altar der Natur die Gottheit ehren.

Die klarste Reinheit haust in meiner Hütte,
Der Ordnung strenger Geist herrscht überall,
Mein Bett sind Matten und der Tafel Mitte
Trägt ein Gefäß mit Reiß, ein einfach Mahl.
Am Gitterfenster prangt nach Landessitte
Ein Topf mit Blumen aus dem nahen Thal.
Ein Lämpchen füllt mit Mondlicht meine Zelle,
Wann spät die Sonne küßt der Salzflut Welle.

Der Vögel Jubelsang, des Windes Pfeiffen,
Des Quells Gemurmel ist nur mein Konzert,
Nie bin ich seliger, und dies begreifen
Die wenigsten, als an des Hauses Heerd.
Nur Einsamkeit macht wahre Weisheit reifen,
Der Weisheit Kleinod macht des Himmels werth.
Willkommner Gast ist immer jeder Gute;
Der Böse wird verjagt mit kühnem Muthe.

Die Wahrheit thront in meinem lautern Herzen,
Die Unschuld leitet mich stets auf der Bahn
Des Lebens, frei bin ich von Harm und Schmerzen,
Des Geistes Aug' umflort kein kranker Wahn.
Gern zünd' ich der Aufklärung reine Kerzen;
Doch flieh' ich toller Schwärmer irren Kahn.
Nie schieß' ich ab des bittern Spottes Pfeile,
Nie weih' ich feilem Lob nur eine Zeile.

Nicht hoher Thaten Durst, nicht kecke Plane
Zerwühlen brausend meine stille Brust,
Des Ruhmes Zauberkranz, des Sieges Fahne
Entlockt mich nie der sanften Ruhe Lust.
Mich spornen nicht der Thoren Kinderwahne,
Ich bin mir keiner Frevelthat bewußt.

Juwelen und des Goldes Glanz verleiten
Mich nie, des Mammons Priester zu beneiden.

Die Muse strömt in honigsüßen Bächen
Von allen Seiten lieblich auf mich zu,
Nie kommt die Langeweile, sich zu rächen,
Nie trübt des Weltlings Wirrwarr meine Ruh'.
Oft blick' ich sehnend an des Himmels Flächen,
Sein Balsam heilt der Menschen Wunden zu.
O wär' ich bald in's ew'gen Friedens Lande,
Wo man zerschellt der Hülle schwere Bande!

P. F. Brede.

XV.

Samor und Miris.

Maurische Romanze.

Durchwühlt von der Eifersucht giftigem Wurm,
In brausender Leidenschaft wüthigem Sturm,
Verbannte schön' Miris einst weit von sich
Den liebenden Jüngling, der weinend wich.

Er liebte das Mädchen mit feuriger Brust,
Sie füllt' ihm die Tage mit göttlicher Lust.
Ach! ohne sie war ihm das Erdenthal
Ein Grab und das Leben nur Höllenqual.

Doch bald ward die Dirne des Bessern belehrt,
In reuige Milde der Zorn umgekehrt,

Da rieselten Thränen der Wang' entlang,
Der Haingrund erhallte vom Klaggesang.

Der Mauer ist, hörte sie, traurig und wild,
Ein blutender Dammhirsch irrt er durch's Gefild.
Nicht trägt er, sein Schicksal anklagend, mehr
Der Liebenden Farben auf seiner Wehr.

Der Hoffnung hellleuchtendes liebliches Grün
Ließ er vor dem Schwarz der Verzweifelung fliehn.
Ein dunkeles Florband umwallt den Spieß.
Oft stöhnt er bei Nachtzeit im Burgverließ.

Dies hörend ermannte das Mädchen sich schnell,
Und eilte mit köstlichem Schmucke, mit hell
Und anmuthig schimmernden Waffen fort,
Die Treue zu lohnen, zu hindern Mord.

Der folternden Eifersucht bläulichem Grund
Entblüheten Röschen hochglühend und rund.
Auch sah man der Unschuld krystallnes Weiß,
Am Turbane wiegten sich Veilchen leis.

Jetzt stand sie tiefsinnend vor felsiger Kluft,
Die Zamor erkieset zur heilenden Gruft.
Es bebten die Glieder, es schlug das Herz,
Feucht blickten die Aeugelein himmelwärts.

Drauf sandte sie dienende Knaben flugs ab,
Held Zamor zu rufen, den Auftrag sie gab.
Kaum traute der Einsiedler seinem Ohr,
Ungläubig macht Unglück, zum kalten Thor.

Auf einmal doch nahm er sein Herzensblatt wahr,
Da spornte die Lieb' ihn, er flog wie ein Aar.
Erdthend umschlang mit dem Lilienarm
Ihn Miris, vergessen war aller Harm.

P. F. Breden.

Bücher-Anzeigen.

So eben ist der 3te Heft des

Journal pour la Guitarre
par F. A. Kanne

erschienen und enthält 7 Lieder von Göthe, Herder, Voß, Pfeffel, Hölty, kompon. von A. Harder. Es ist auch unter folgendem Titel zu haben

Nouveau Journal pour la Guitarre
par A. Harder
Cahier I.

Pränum. Preiß 16 gr.

F. Dienemann und Comp. in Penig.

Bey F. Dienemann und Comp. in Penig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blumenleben. Karlo. Ein Roman, auf Velinpap. 1 thlr. 8 gr. Druckpap. 1 thlr.

Nachtwachen von Bonaventura. Velinpapier 1 thlr. 8 gr. Druckpap. 1 thlr.

Von dem 3ten Jahrgang des Journal v. u. deutschen Original-Romanen ist die 8te Lie-

ferung erschienen, die diesen Jahrgang beschließt. Es enthielten diese 8 Bände 1) Novellen von Sophie Brentano. 2) Das Ideal von K. A. von Gruber. 3) Die Kirche und die Götter, ein Roman. 4) Desselben 2ter Band. 5) Giulio, ein Roman. 6) Blumenleben. Karlo. Ein Roman. 7) Nachtwachen von Bonaventura. 8) Wellenthal vom Verfasser des Rinaldo. Alle diese Romane sind in verschiedenen kritischen und belletristischen Zeitungen mit Beifall aufgenommen worden. Der 4te Jahrgang des

Journals von neuen deutschen Original-Romanen

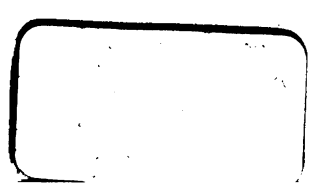
für 1805. wird aus verschiedenen Ursachen nur aus 6 Bänden bestehen und kostet nur 5 thlr. und auf Velinpapier 8 thlr. Der erste Band erscheint diese Ostermesse unter dem Titel

Torquato Tasso

ein Roman

von

Karl Anton von Gruber.

Außer diesem haben die Leser in dem 4ten Jahrgang noch einen Pendant von den Nachtwachen von Bonaventura von demselben Verfasser und den 4ten Band der Novellen von Sophie Brentano u. m. a. zu erwarten. Penig den 15. März 1805.

F. Dienemann und Comp.